

Neue Südsee-bilder

Arthur Baessler





TAHITIERIN.
(MISCHBLUT.)

NEUE
SÜDSEE-BILDER

VON

ARTHUR BAESSLER.

MIT 35 TAFELN, 6 TEXTABBILDUNGEN
UND EINER KARTE.

BERLIN
VERLAG VON GEORG REIMER
1900.

DEM ANDENKEN MEINES FREUNDES

WILHELM JOEST

GEWIDMET.

INHALT:

Tafeln:

Abbildungen im Text:

Tahiti und Moorea.

Perle und Königin sind Epitheta, die in Reisebeschreibungen häufig vorkommen, aber oft zu Unrecht vergeben worden sind. Ich lasse es daher dahin gestellt sein, ob die Tahitier unbestritten stolz behaupten dürfen: »Tahiti sei die Königin der Südsee, denn sie trüge deren Diadem.« Mit dem Diadem freilich haben sie recht. Unweit der letzten Häuser von Papeete führt eine Brücke über den Fluss Fautaua; von dort aus hat man einen schönen Blick in das Fautauathal, das von einer freistehenden Bergformation abgeschlossen wird, für die man keinen passenderen Ausdruck als Diadem finden könnte: eine aus ungeheuren Felszacken gebildete Riesenkrone. Allerdings sitzt die Krone etwas schief, aber das schadet nicht. Die Königin ist kein altes, steifes Weib, das aus Furcht, die Krone könne fallen, den Kopf nicht bewegt, sie ist ein junges, fröhliches, von Lebenslust übersprudelndes Mädchen, deren im wilden Tanz gelösten Haare nur mit Mühe das mit Blumen umwundene Diadem halten. Vergebens

wäre es, dies zurecht zu rücken; im nächsten Augenblick würde sie doch wieder die Wildeste unter den Ausgelassensten sein und weiter durchs Leben tollen, unbekümmert, ob die Krone rutscht, das Gewand zerreisst oder der *Pareu* sich löst.

Da, wo einst in Papeete, der Hauptstadt von Tahiti, die Flagge des Königs Pomare über einem tahitischen *Fare* wehte, erheben sich jetzt drei grosse steinerne Gebäude: das von Frankreich für den König erbaute Schloss, das Palais des Gouverneurs und dazwischen ein Gebäude für Bureaus. Vor letzterem liegt in einem Garten ein niedriges Häuschen, der Klub der französischen Offiziere.

Das Schloss ist ein grosses viereckiges Haus mit hölzerner Veranda und kleinem Thurm, das Erdgeschoss nimmt ein, durch Säulen in einen grösseren Mittelraum und zwei etwas kleinere Seitenräume getheilter, Saal ein, aus dem eine Freitreppe in den oberen Stock führt, der in mehrere Zimmer zerfällt. Pomare, für den es erbaut war, hat diese für einen Tahitier höchst ungemüthliche Wohnung niemals bezogen und nur den Saal bei Empfängen und Festlichkeiten benutzt. Hinter dem Palast steht ein einfaches, niedriges, hölzernes Haus; dort lebte und starb er als letzter König der Insel. Auch jetzt ist das Schloss unbewohnt, die Erben des Königs streiten sich noch um den Besitz; inzwischen verfällt es, und es ist lebensgefährlich, die Veranden zu betreten. Nur für Festlichkeiten öffnen sich ein- oder

zweimal im Jahr seine Pforten für die französisch sprechende Bevölkerung, und während dann unten die Jugend in dem mit Blumen dekorirten Saal sich im Reigen wiegt, geben sich oben ältere Leute die grösste Mühe, ihr Geld im Ecarté, Baccarat oder Poker möglichst schnell los zu werden. Ein eingezäunter, grosser, vollständig vernachlässigter Platz mit einem zerbrochenen Fahnenmast, der recht gut zu dem Ganzen passt, umgiebt die einst königliche Residenz, deren eine Seite von einem Bach begrenzt wird, in dem vom Morgen bis zum Abend Frauen hocken und Wäsche waschen, gleichzeitig ihr tägliches Bad ungenirt damit verbindend.

Das Palais des Gouverneurs ist etwas kleiner als das Schloss; zu ebener Erde sind die Empfangsräume, im ersten Stock die Wohn- und Schlafzimmer. Auch der Garten ist kleiner als der Platz vor dem Königshaus, ein grosses Viereck ist abgetrennt, um als öffentlicher Vergnügungsplatz zu dienen. Von diesem führt ein prächtiges, von hohen, mächtigen Bambussträuchern gebildetes, natürliches Thor in den Garten, der augenblicklich ziemlich kahl ist, weil der neue Gouverneur bald nach seiner Ankunft alle Bäume umhauen liess, die, wie er meinte, nur den Mosquitos und anderen lästigen Thieren Unterschlupf gewährten, ohne sonst viel zu nützen. Blumenbeete in dem Garten anzulegen, wäre unnütz, denn bei jeder Gelegenheit, die etwas Sehenswerthes bietet, füllt sich derselbe mit Zuschauern, die nicht auf Gänge, Rasen oder Blumen achten,

sondern den gradesten Weg als den kürzesten wählen, unbekümmert wohin und worauf sie treten.

In der Mitte des öffentlichen Platzes steht ein Musikpavillon; hier spielt an jedem Sonnabend Abend die städtische Musikkapelle, wozu sich ziemlich »Ganz-Papeete« versammelt. Fliegende Händler bringen allerlei Ess- und Trinkwaren, Cigaretten und stark duftende, zu Ketten und Kränzen verarbeitete Blumen zum Verkauf. Blumen bilden den hauptsächlichsten Schmuck auf Tahiti und werden von jedem Geschlecht und jedem Alter bei jeder Gelegenheit getragen. Da sie der Tahitierin auch dazu dienen, dem Auserwählten ihre Gefühle kund zu geben, so vertreten Kränze nicht selten die Stelle unserer Trauringe. Sie genügen meistens, denn Liebe und Treue überdauern nur selten das Verwelken der Blumen; an den Musikabenden ist in diesem Artikel ein besonders grosser Umsatz. Das letzte von der Kapelle vorgetragene Stück ist stets eine Quadrille, deren Töne ein eigenthümliches Bild hervorzaubern. Bis dahin war der Platz trotz der vielen Zuhörer fast leer geblieben, weil die dunklen, ihn umgebenden Alleen sich zum Lustwandeln besser eignen, jetzt strömen Alle der Mitte zu. Sich gegenseitig an der Hand fassend, umtanzt das junge Volk erst langsam, dann immer schneller und schneller den Pavillon, bis die ganze Gesellschaft in ein so wildes Rasen geräth, dass man glaubt, eine Horde Tollhäusler vor sich zu haben. Erst mit dem letzten Ton tritt

wieder Ruhe ein, und unter Lachen und Plaudern verlassen die Paare den Platz.

Am nächsten Morgen treffen sich Alle schon vor Tagesanbruch wieder auf dem Marktplatz, wo die jungen Mädchen ausführlich ihre Erlebnisse erzählen und dabei die intimsten Details preisgeben, während es den Männern nicht erlaubt ist, die Geheimnisse auszuplaudern[1]. Eine Glocke giebt um $5^1/_2$ Uhr im Sommer und um 6 Uhr im Winter das Zeichen zum Beginn des Marktes, und nun eilt Jeder in die Halle, um den besten Fisch, ein besonderes Stück Fleisch, Früchte oder eine andere Lieblingsspeise zu erstehen. Vor dem Glockenzeichen darf Niemand verkaufen, aber oft, besonders an Tagen, an denen nicht viele Fische, die ein Hauptnahrungsmittel bilden, vorhanden sind, sind diese in des Wortes wahrster Bedeutung vergriffen, da die Menge sich an die Gitter drängt, mit den Armen hindurchlangt und die ausgesuchten Thiere festhält, bis die Glocke die Erlaubnis zum Wegnehmen ertheilt.

Die Morgenstunden auf dem Markt gewähren stets ein hübsches Bild, denn man hält darauf, gut angezogen zu erscheinen, Sonntags aber werden die besten Toiletten vorgeführt und der Platz ist gedrängt voll. Sind die Einkäufe gemacht und ist der Austausch der Neuigkeiten beendet, so füllen sich die von Chinesen

---

[1] Vergl. Südsee-Bilder, Seite 20.

gehaltenen, am Markt liegenden Restaurants, in denen mit Vorliebe der Kaffee eingenommen wird. Leider sind auch die Rumschenken nicht weit entfernt, und auch in ihnen ist an Sonn- und Festtagen schon um diese frühe Stunde ein lebhafter Verkehr. Dem schwächeren Geschlecht ist nach französischem Gesetz das Betreten derselben freilich nicht erlaubt, das stärkere bringt deshalb die gefüllten Gläser galant heraus, und oft entsteht dann auf der Stufe der Halle eine so wackere Zecherei, dass die Theilnehmer sich den Weg nach Haus sparen und ihnen vom *Mutoi*, einem eingeborenen Polizisten, der gegenüber liegende *Tarabus*[1]) zum Ausschlafen ihres Rausches angewiesen wird.

Während der heissen Tagesstunden sieht man nur wenig Leute in der Stadt; Jeder sucht dieselben im Schatten seiner vier Pfähle zu verbringen, am Abend kommt man dann wieder auf dem Markt zusammen, um im *dolce far niente* die angenehme Kühle gemeinsam zu geniessen. Sonntags sind die zur protestantischen und katholischen Kirche führenden Strassen am Vormittag ziemlich belebt, nachmittags tönt lauter Gesang mit Ziehharmonikabegleitung aus allen den

[1]) *Tarabus* ist das in den südlichen Ländern der Vereinigten Staaten von Nordamerika aus dem Spanischen *calabozo* entstandene englische Wort *calaboose*. Damit bezeichnen die Tahitier ein kleines am Markt gelegenes *cachot*, während sie dem am Ende der Stadt erbauten grossen Gefängnis den Namen *Fare auri*, das Haus mit dem Eisen, d. h. Handschellen, gegeben haben.

Häusern, in denen man Spirituosen auf recht- oder unrechtmässigem Weg erlangen kann. Diese Plätze muss man aufsuchen, will man alte tahitische Tänze sehen, die öffentlich nicht mehr aufgeführt werden dürfen.

Wer den Markt regelmässig morgens und abends besucht, lernt schnell ein gut Theil von Tahiti kennen, doch wäre es falsch, wollte er bei einer Beschreibung der Insel sich allein nach den in Papeete gemachten Beobachtungen richten; in den Distrikten ist manches anders als in der fremden Einflüssen mehr ausgesetzten Hafenstadt.

Im grossen und ganzen ist es ein schönes, liebenswürdiges Geschlecht, welches die Gesellschafts-Inseln bewohnt, überall wird man freundlich aufgenommen und zuvorkommend mit Speise und Trank versehen. Leider ist die Bevölkerung auf Tahiti schon sehr gemischt. Dieses Eiland, bereits seit 1606 den Europäern durch die Entdeckung durch Pedro Fernandez de Quiros bekannt, hat in Folge seines guten Klimas und den angenehmen Umgangsformen seiner Bewohner stets einen solchen Reiz auf die dorthin Kommenden ausgeübt, dass viele von diesen sich daselbst häuslich niedergelassen haben. Auch von Inseln der Südsee kamen und kommen noch häufig Besucher: so ist als Anhängsel von Papeete eine ganze Atiu-Stadt entstanden, wohin sich die jungen Mädchen von den Cook-Inseln flüchten, die es unter dem despotischen

Regiment der englischen Missionare in ihrer Heimath nicht aushalten können, ein Umstand, der für den Rückgang der Bevölkerung auf jener Inselgruppe stark ins Gewicht fällt. Es ist daher nicht erstaunlich, dass nur noch wenige Eingeborene vorhanden sind, in deren Adern reines tahitisches Blut fliesst.

Die Männer sind gut gewachsen, haben angenehme Gesichtszüge, reiches schwarzes Kopfhaar, das jetzt kurz geschnitten getragen wird, doch nur spärlichen Bartwuchs. Tätowirungen sieht man nicht mehr. Die kräftigen hellbraunen Gestalten tragen mit Leichtigkeit grössere Lasten meilenweit und können stundenlang rudern, ohne zu ermüden. Sie kleiden sich schon vielfach europäisch, tragen aber zumeist nur eine Hose aus weissem oder blauem Drill und eine Unterjacke, oder statt deren ein über die Hose fallendes Hemd oder eine hemdartige Jacke. Nur im Busch wird noch allgemein der *Pareu* getragen, ein etwa meterbreites Lendentuch aus Kaliko in rothen oder blauen Grundfarben mit weissen oder gelben Mustern, das bis über die Wade reicht, auf dem Marsch und bei der Arbeit aber so geschürzt wird, dass es nur noch die Grösse einer Schwimmhose hat. Früher bestand dieses Hüftentuch aus *Tapa,* der aus der Rinde des Brotfruchtbaumes, *Uru,* gewonnen wurde[1]). Die Farbe war damals das natürliche Weiss oder ein gefärbtes Braun, zu dessen

[1]) Vergl. Südsee-Bilder, Seite 224.

Herstellung man verschiedene Baumarten gebrauchte, da die Saat des *Mati* mit den Blättern des *Tou*, der Fruchtschale des *Tiairi* und der Wurzel des *Nono* verrieben werden musste. Auch gab es für festliche Gelegenheiten *poncho*-artige Ueberwürfe, aus feinstem Stroh geflochten und verziert mit Faserwerk, das aus einer dem Guineagras ähnlichen Grasart, — jetzt mit *Purumu*, das englische Wort *broom*, bezeichnet, — oder aus der Rinde der jungen Zweige des *Purau*-baumes hergestellt und mittelst *Rea*, wildem Ingwer, hellgelb gefärbt war. Aeltere Leute, besonders solche, die in der Gemeinde oder Kirche eine angesehene Stellung einnehmen, tragen einen schwarzen Pareu, den sie auch in der Hauptstadt nur ungern mit der ihnen noch unbequemen Hose vertauschen. Da die Trauer um einen Toten schwarze Kleidung erfordert, so wählen Leidtragende auch für die Hemden oder überfallenden Jacken die schwarze Farbe. Ein Hut aus Pandanus, Bambus, Zuckerrohr oder Pfeilwurzel geflochten, vervollständigt die Toilette.

Mit Hüten treiben beide Geschlechter grossen Luxus. Strohflechten ist eine der Hauptbeschäftigungen der Tahitierin, und manche erlangt darin eine staunenerregende Kunstfertigkeit. Die Form der Hüte ist immer die gleiche und zwar die des gewöhnlichen europäischen Strohhutes, aber die Ausführung ist sehr verschieden. Die einfachsten und zugleich stärksten, fast nur im Busch getragenen werden aus Pandanus, die besten und leichtesten aus

Pia, Pfeilwurzel, die zumeist gebrauchten aus Bambus und Zuckerrohr hergestellt. Dadurch dass man für einen Hut auch verschiedenes Material oder weisses und gefärbtes Stroh verwendet, auch schwarze *Papafei,* die Rinde der *Fei,* oder braunes *Oaha*, einen Farrnkrautstengel, dem man die äussere Schale abgezogen hat, hinzunimmt, entsteht eine grosse Mannigfaltigkeit in der Ausführung. Der Hut für die Männer wird mit einer aus demselben Stroh geflochtenen Krone oder einem seidnen Band verziert, die Frauen benutzen ebensolche Kronen oder aus Muscheln hergestellte Kränze, ziehen aber Tücher und Bänder mit grossen Schleifen aus schwerer bunter Seide vor. Bei Trauer werden auch die Hüte schwarz gefärbt und mit schwarzen Bändern versehen, selbst junge Mädchen tragen dann solche, obgleich für sie in diesem Fall weisse Kleider vorgeschrieben sind.

Das weibliche Geschlecht ist auch auf Tahiti das schönere. Gut aussehende Frauen überwiegen, wirklich hässliche findet man selten; oft nehmen sie freilich im Alter an Körperfülle sehr zu, unter den jüngeren findet man aber viele, die Jedermann für wirkliche Schönheiten gelten lassen wird. Tadellos sind die Figuren, einnehmend die Gesichtszüge; unter den Mischlingen sind sogar feine Züge nicht selten (Tafel I), während jedoch die etwas breiteren der reinen Tahitierin (Tafel II) ebenso anziehend wirken. Langes, prächtig schwarzes Haar, oft aufgelöst getragen, zumeist aber zu einem hinten herunter-



EINGEBORENE VON TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

hängenden Zopf geflochten[1]), erhöht die Anmuth der Schönen, die bei der Arbeit auf dem Land sich noch mit dem Pareu als Bekleidung begnügt, sonst aber auch schon nach europäischem Vorbild lange Schleppkleider trägt. Schuhe und Strümpfe haben sich noch nicht sehr eingebürgert, nur Wenige benutzen solche täglich, Manche nur bei gutem Wetter, die Meisten niemals; zu Ersteren gehört eine kleine Anzahl mit Weissen verheiratheter Mischlinge, zu den Zweiten mischfarbige und tahitische Damen, die in den Häusern von Weissen verkehren, zu den Letzteren alle übrigen, die bei weitem die Mehrzahl bilden. Reizend ist es zu beobachten, wie ein plötzlicher Regen die Toilette verändert: zuerst wird der werthvolle Hut gegen die Nässe geborgen, dann das Kleid hochgenommen und über den Kopf geschlagen, endlich entledigt man sich der Schuhe und Strümpfe und trägt sie in der Hand. Im einfachen Pareu genirt die Frau auch der stärkste Regen nicht; sie ist daran gewöhnt und fühlt sich wohl im nassen Element, wie sie ja nichts Schöneres kennt, als täglich stundenlang im Wasser herumzuplätschern.

Die Kleider sind taillenlose Gewänder, die, am Hals geschlossen, glatt herunterhängen und eine möglichst lange Schleppe haben. Auf der Strasse wird diese mit einer eigenartigen eleganten Bewegung hochgenommen

---

[1]) Um beim Tod eines nahen Verwandten tiefen Schmerz auszudrücken, schneiden sich die Frauen auch heutigen Tages noch das Haar ab, vergl. Südsee-Bilder, Seite 303.

und mit dem linken Ellenbogen fest an den Leib gedrückt, wobei der Unterarm eine senkrecht aufwärts gerichtete Stellung erhält und ein etwa zu tragender Gegenstand dann auf dem nach oben gerichteten Handteller ruht. Dem Klima entsprechend sind die Kleider aus sehr dünnem Stoff, bunte bedruckte Kattune und Mousseline überwiegen aus praktischen Gründen, während weisse Kleider gern an Festtagen getragen werden, wo auch solche von dünner japanischer und chinesischer, ja sogar von schwerer französischer Seide zu sehen sind. Mit Spitzen, bunten Bändern oder einer hübschen Schleife, die die Tahitierin mit ebensoviel Chic anzubringen weiss wie die Pariserin, sucht man die Wirkung der Toilette zu erhöhen, durch ein warmes um die Schultern geschlagenes, oft auch über den Kopf gezogenes Tuch sich gegen die Morgen- und Abendkühle zu schützen.

Der Zierrath besteht ausschliesslich aus importirter Ware, recht dicke Goldsachen werden besonders schön gefunden. Viel besser als diese kleidet die Tahitierin der alte landesübliche Schmuck der Blumen, die auch jetzt noch, wie bereits gesagt, so gern getragen werden, dass selten ein Mädchen an einer Blüthe vorbeigeht, ohne sie zu pflücken und hinter das Ohr oder in das Haar zu stecken. Nebenbei haben die Blumen das Gute, dass sie bei dem stark gesalbtem Haar den für den Europäer nicht immer angenehmen Geruch des mit verschiedenen Düften geschwängerten Kokosnussöls

etwas verdrängen. Wohlgerüche liebt die Tahitierin ungemein, man kann sie nicht mehr erfreuen, als wenn man ihr eine Flasche Parfüm schenkt. Doch versteht sie nicht damit umzugehen, sie leert die Flasche auf einmal über sich aus und duftet dann derart, dass wiederum nur ein in der Südsee Geborener daran Freude haben kann.

Ein *Fare,* Haus, nach alttahitischem Vorbild findet man in Papeete nicht mehr, der Feuersgefahr wegen sind Bambuswände und Grasdächer aus der Stadt verbannt. Einige wenige Steinbauten ausgenommen, sind die Häuser hier aus Brettern aufgeführt, die man aus San Francisco zugleich mit amerikanischen hölzernen Dachschindeln importirt. Am Strand entlang liegen die grösseren Geschäftsfirmen, das deutsche, englische und amerikanische Konsulat, die protestantische Kirche, die Lagerschuppen der Zollbehörde und etwas entfernter das Arsenal, jetzt als Kohlenniederlage für die französische Marine gebraucht. Von hier aus hat man den schönsten Blick auf den Hafen, auf die vom Strand nach den dahinter liegenden Hügeln sich hinziehende, fast ganz im Grünen versteckte Stadt, auf den 2065 *m* hohen Aorei, den durch ein tiefes Thal von diesem getrennten, nicht ganz so hohen Tevirua mit den von ihnen auslaufenden, das Bild im Hintergrund abschliessenden Bergketten, und auf die im Westen liegende Insel Moorea. Diese ist Tahiti so nahe, dass beide Inseln nur ein Ganzes zu

bilden scheinen und man versucht wird, die kleine Bucht von Papeete für eine grosse Bai zu halten; mitten in derselben liegt die kleine, von Palmen beschattete Insel Motu uta mit den Ruinen eines französischen Forts. Unvergesslich schön ist die Bucht bei Sonnenuntergang, wenn der feurige Ball hinter den wildgezackten Bergen Moorea's verschwindet oder neben ihnen ins Meer taucht, beide Inseln mit goldigem Glanz umhüllend.

Papeete unterscheidet sich wenig von anderen Orten der Südsee, in denen Europäer hausen, und ist nicht sehr interessant. Das Wenige, was noch von tahitischem Leben übrig ist, kann man nur ausserhalb der Hauptstadt kennen lernen, und dort finden wir auch noch die den Holzbauten in diesem Klima unbedingt vorzuziehenden Häuser aus Bambus. Leider verschwinden sie mit unglaublicher Schnelligkeit. Der Wunsch vieler Tahitier ist augenblicklich der: Besitzer eines Wagens und eines hölzernen Hauses zu werden. Seitdem die Vanille auf der Insel angepflanzt wurde und infolge von Missernten in Westindien ungeheuer im Werth gestiegen ist, kommt soviel Geld unter die Eingeborenen, dass sie von einer ordentlichen Bauwuth befallen sind. Zu wünschen wäre es, dass diese bald wieder nachliesse, denn da die Leute die Holzhäuser nicht im Stand zu halten verstehen, so verfallen diese schnell zu wackligen Bretterbuden, sodass mit dem Verschwinden der alten Bauweise die jetzt noch idyllischen Dörfer



KOCHHAUS, TAHITI.



WOHNHAUS, TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

statt zu gewinnen, verlieren und einen traurigen Anblick gewähren werden. So hübsch eine tahitische Wohnung aus Bambus ist, so reinlich sie fast immer gehalten wird, so gute Luft man darin athmet, so unsauber sieht es oft bei tahitischen Familien aus, die in hölzernen Häusern wohnen, so stickig ist die Luft in denselben.

Die Form des tahitischen Hauses ist ellipsenförmig, oder länglich viereckig mit halbrunden oder geraden Seitenwänden (Tafel III und Tafel IV); nur gewöhnliche Hütten stehen direkt auf der Erde, die übrigen Häuser auf ebenfalls ellipsenförmigen Plattformen, die bis zu 0,5 *m* Höhe aus festgestampfter Erde hergestellt, von grossen Steinen eingefasst und nur um weniges grösser als die Häuser selbst sind. Hier bildet ein zweiter etwas nach innen gerückter Kranz aus Steinen den Untergrund des Hausgerüstes; darauf ruht eine hölzerne Schwelle, an der in der Innenseite aufrecht stehende Balken in ungefähr 1 *m* Entfernung von einander befestigt sind, die als Träger der Querbalken und des, ebenfalls aus Holzbalken bestehenden, einfachen Dachgerüstes dienen. Auf letzterem ruhen Stangen parallel an den Längsseiten, strahlenförmig an den Rundungen, an die enggereiht zusammengeflochtene Pandanusblätter befestigt sind. Für die Hauswände werden Bambusstangen verwendet; obgleich man sie dicht neben einander an das hölzerne Gerüst bindet, so bleibt doch immer Zwischenraum genug, um frischer Luft Zugang von allen Seiten ins Innere zu gewähren, sodass zumeist

ein kleiner Luftzug entsteht, der die Wärme des Tages angenehm mildert. In der Mitte der Längsseite befindet sich eine Thür, hergestellt aus Holz, oder aus einer Matte, oder auch nur aus einigen lose zusammengebundenen Palmblättern; ist eine zweite vorhanden, so befindet sie sich an der anderen Längsseite, der ersteren gegenüber; an den Rundseiten werden Thüren niemals angebracht, Fenster sind nicht vorhanden. Die Wände sind ungefähr mannshoch; da aber die Pandanusblätter des Daches oft ein Stück über dasselbe hinausragen, so kann man in die meisten Häuser nur gebückt eintreten. Für den höflichen Tahitier ist die Höhe der Thür gleichgültig, denn niemals wird er aufrecht, sondern stets tief gebückt ein Haus betreten, um sich gleich am Eingang niederzukauern und erst nach wiederholter Aufforderung zum Näherkommen weiter vorwärts zu rutschen. Auf dem Boden aus festgestampfter Erde liegt eine dicke Schicht getrockneten Grases mit darüber gebreiteten, aus Stroh geflochtenen Matten, sodass man zum Sitzen und Liegen kein hartes Lager findet. Die Grösse der Häuser ist sehr verschieden, es giebt kleine, die kaum Raum für eine Familie gewähren, und andere, die eine Länge bis zu 45 *m* haben. Steht eine grössere Festlichkeit in Aussicht, so baut man vor dem Haus eine offene Halle aus Bambusstäben und Pandanusblättern und schmückt sie so reich mit Blumen, dass sie an Pracht jeden europäischen Festsaal aussticht.

Wie das Fare alten Styles in das moderne Haus über-

geht, zeigt Tafel V. Das untere Bild ist noch das viereckige Bambusgebäude der Tafel IV, aber statt auf einer Plattform steht es auf niedrigen Steinpfeilern und besitzt bereits eine Veranda, das obere ist das daraus entstandene hölzerne Haus.

Abseits von dem Wohnhaus liegt eine einfache viereckige Hütte, in der das Essen bereitet wird und die meistens auch als Speisesaal dient (Tafel III); nur wenn Gäste anwesend sind, wird diesen stets im Wohnhaus das Mahl gereicht, das auf den dann mit grünen Blättern bedeckten Boden gestellt und von den davor Kauernden mit den Fingern zum Mund geführt wird. Eine Feuerstelle findet man im Wohnhaus nicht, dadurch erhält es sich rein von Rauch und Russ, während das Kochhaus stets im tiefsten Schwarz erglänzt. Kochgeräthe, Essschüsseln, Wasserbehälter aus Thon, Holz, Bambus, Kokosnüssen und ausgehöhlten Kürbissen, bereits vermengt mit importirten eisernen und blechernen Töpfen und Schüsseln, werden im Kochhaus aufbewahrt, im Wohnhaus dagegen die mit Wäsche und Kleidern gefüllten Körbe und Truhen. Ausser diesen gehören seit kurzem zum Inventar gewöhnlich noch ein oder mehrere Betten, ein Tisch mit einigen wackligen Stühlen und eine Nähmaschine. Nur letztere wird wirklich gebraucht, alles übrige dient bloss zum Staat oder für fremden Besuch. Wird solcher erwartet, so wird das Haus gut gefegt und gereinigt, und alle Betten erglänzen in so tadellos weisser Wäsche, dass es eine

Freude ist, die Wohnung zu betreten. Freilich sehen die Häuser nicht immer so schmuck und sauber aus; kommt man unangemeldet, so sieht man wohl auch mal weniger Erfreuliches, selten aber wird man die Bambushäuser abschreckend schmutzig finden, während dies bei den Holzbauten, auf deren oft morschen Treppen man schon vor dem Eintritt leicht Hals und Beine brechen kann, eher vorkommen mag. Besitzen Leute Häuser von beiden Arten, so bewohnen sie doch nur die aus Bambus und überlassen die anderen ihren Besuchern; haben sie nur eins, so geben sie dem Gast die beste Schlafstelle.

Einst bat ich in dem Haus eines eingeborenen Lehrers um ein Nachtlager, das mir, wie überall, gern gewährt wurde. An der Längsseite standen drei Betten mit schneeweisser Wäsche, auf jedem lagen unzählige Kissen und die beliebte Decke, die man aus einer Menge kleiner bunter Lappen herstellt, indem man diese zu hübschen Mustern zusammennäht, alle waren mit Mosquitonetzen überspannt. Da ich die Familie nicht in ihrer Bequemlichkeit stören wollte, bat ich um die Erlaubnis, mein Netz daneben aufhängen und meine Decken darunter ausbreiten zu dürfen, indem ich ein solches Lager auf dem nicht harten Boden für vollkommen ausreichend erklärte. Dies wurde mir jedoch direkt abgeschlagen; ich sollte durchaus in einem Bett schlafen, und vor dem Zubettgehen wurden vor dem letzten einige Pareu aufgehängt, die den Raum, der

mir überlassen wurde, von dem übrigen vollständig trennte. Als ich während der Nacht nach dem Wetter schauen wollte und meine Schritte nach der Thür richtete, fiel ich über etwas, das ich bald als einen der Söhne des Lehrers erkannte, den ich, wie ich fürchtete, aus seinem Bett vertrieben und zu dem härteren Lager gezwungen haben mochte. Wie erstaunte ich aber, als ich die Thür öffnete und das helle Mondlicht ins Innere drang, die ganze Familie einträchtig am Boden liegen zu sehen und die Betten unberührt zu finden. Kein Wunder, dass sie an jedem Morgen wie frisch überzogen aussahen und das Haus früh schnell aufgeräumt war, denn zum Waschen ging man zum nahen Bach, und das Frühstück wurde, wenn es solches gab, im Kochhaus eingenommen.

Viel besser sah jedenfalls dieses Haus zu jeder Tageszeit aus als das aus Brettern errichtete, wenig einladende Schulgebäude mit den wackligen Bänken, dem thürenlosen Eingang und den kahlen viereckigen Oeffnungen, in denen einst Glasfenster oder Holzläden gehangen haben mochten. Hier gab der Herr Lehrer Unterricht und zwar musste er ihn laut Verordnung der Regierung in französischer Sprache ertheilen; nur wenn seine Schüler etwas nicht verstanden, übersetzte er es ihnen ins Tahitische. Gern hätte ich den Stunden beigewohnt, leider aber waren gerade Ferien, und so habe ich das Wunder nicht sehen können, wie ein Tahitier Schreiben, Lesen, Rechnen, selbst Geschichte und

Geographie und wer weiss was noch für Fächer in einer Sprache lehrt, von der er selbst nur eine sehr geringe Kenntnis besitzt. Seine Schüler zogen die ins Tahitische übersetzten Erklärungen jedenfalls vor, denn im Dorf sprach Niemand französisch. Trotz aller Mühen der Regierung ist es noch nicht gelungen, die französische Sprache unter den Eingeborenen einzubürgern; nur wenige von ihnen sprechen sie, sodass bei Gerichts- und anderen officiellen Verhandlungen der Dolmetscher eine grosse Rolle spielt, während sich allerdings Niemand ins Parlament wählen lassen kann, der sich nicht geläufig im Französischen auszudrücken vermag. Umgekehrt lernen alle nach der Insel kommenden Franzosen schnell Tahitisch, da die Tahitierinnen ausgezeichnete Lehrerinnen sind, sodass es wohl noch lange dauern kann, bevor man ausserhalb von Papeete viel Französisch sprechen hören wird.

Französische Worte hat das Tahitische nicht aufgenommen, weil das Neue, was die Insulaner von den Weissen kennen lernten, schon mit englischen tahitisirten Worten bezeichnet wurde, als die Franzosen nach der Insel kamen. *Tarabus* und *Purumu* sind schon erwähnt worden; fast täglich hört man *Ti* für *tea*, *Tofi* für *coffee*, *Oniani* für *onion*, *Painapo* für *pineapple*, *Omara putete* für *omara potato*, unsere Kartoffel im Gegensatz zur süssen Kartoffel *Omara*, *Mati* für *matches*, *Harneti* für *harness*, *Betini* für *basin*, *Moni* für *money*, *Punu* für *spoon*

und anderes mehr. *Moni* bedeutet aber nicht allein Geld, d. h. Silbergeld, sondern Silber überhaupt und alles, was aus Silber hergestellt ist; ebenso ist *Punu* verallgemeinert. Da die ersten eingeführten Löffel aus Blech waren, so wird alles, was mit Blech zusammenhängt, als *Punu* bezeichnet, sowohl das Wellblechdach, wie eine blecherne Tasse oder eine Badewanne; man kauft eine *Punu* Petroleum, ein viereckiges Blechgefäss voll Petroleum, weil das Petroleum in solchen Blechkästen importirt wird, ebenso wie eine *Punu* Bisquits, eine Schachtel Bisquits, und der *Ia punu*, eigentlich »Blechfisch«, ist als Sardine in Oel ein sehr beliebtes Essen der Tahitier geworden.

Wie an ihrer Sprache so halten die Tahitier auch fest an ihrem Grundbesitz, sehr zu ihrem Vortheil und wieder sehr zum Bedauern der Regierung, die lieber das Land in den Händen von Kolonisten sähe. Ob dies jedoch die Insel so heben würde, wie man alsdann hofft, ist noch sehr fraglich. Früher haben Weisse schon manches Stück Land erworben, und im Jahr 1865 gelang es einem Engländer Stewart, als unter den Eingeborenen fälschlicher Weise das Gerücht verbreitet worden war, dass wer bis zu einem gewissen Tag seinen Grund und Boden nicht bebaut hätte, von der Regierung in Strafe genommen werden würde, im Süden der Insel einen grossen Länderkomplex zu erwerben, den er Terre Eugénie benannte und mit Baumwolle und Kaffee bepflanzte, nachdem er in London die Tahiti Cotton

and Coffee Company ins Leben gerufen hatte. Als nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges die Baumwolle im Preise sank, musste die Gesellschaft liquidiren, das Land ging in französische Hände über, aber Seide ist auch seitdem dort nicht gesponnen worden, und von Kolonisation sieht man so gut wie nichts. Das Einzige, was davon zu spüren bleibt, ist die Menge Chinesen, von denen die Engländer gegen 2000 einführten, und die auch nach dem Krach auf der Insel blieben, ob aber zu deren Vortheil, ist wohl sehr zweifelhaft. Die Eingeborenen sehnen sich durchaus nicht nach einer Veränderung, und verdenken kann man es ihnen nicht: sie waren jedenfalls glücklicher, ehe die Weissen sich in ihr Land drängten, und erwarten durch eine Vermehrung derselben auch kein Uebermass von Glückseligkeit.

Einst gewährte ihnen ihre Insel alles dessen sie bedurften, alles wonach ihr Herz verlangte. Waren sie hungrig, so brauchten sie nur den Mund aufzuthun, das Essen wuchs ihnen förmlich hinein; waren sie durstig, so war an allen Orten klares gesundes Wasser im Ueberfluss vorhanden, die Milch der Kokosnuss gab einen herrlichen Trank, *Kawa*[1]) wurde bei Festen genossen, und berauschenden, köstlich schmeckenden Wein verstanden sie aus Orangen zu bereiten; was sie an Kleidung nöthig hatten, war leicht herzustellen; vier-

[1]) Vergl. Südsee-Bilder, Seiten 11—13, 30, 247—251.



FARE, TAHITI.



FAREHAU IN TAUTIRA, TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

undzwanzig Stunden am Tag im Nichtsthun zu verbringen, wurde ihnen nicht schwer, denn sie übten es von Jugend auf, und Schmausereien, Gesang und Tanz, Spiele und Jagd und dann und wann ein fröhlicher Kriegszug brachten genügende Abwechslung in ihr Leben.

Anders jetzt! Zwar hält der Tahitier im allgemeinen noch fest an dem früheren Leben: ohne sich um das Morgen zu sorgen, ohne an das Gestern zurückzudenken, geniesst er die Gegenwart vom Tag seiner Geburt bis zur Stunde seines Todes; verschiebe nie auf morgen, was du übermorgen auch noch thun kannst, ist sein Wahlspruch, aber statt ein ungebundenes freies Leben zu führen, dämmert er dahin und versinkt nach und nach, bis er von der Erde verschwunden sein wird. Nicht mehr ist er Herr seines Willens, französisches Recht zwängt ihn in ungewohnte, verhasste Formen, nicht mehr darf er seine Feste feiern, wie er es liebt, denn wer sich vergisst und die alten Gebräuche dabei auffrischt, wird in Strafe genommen und muss, ist er nicht im Besitz von *Moni,* das Strafgeld durch, *horribile dictu,* Arbeit abzahlen, seine Tänze und Spiele sind zum grossen Theil verboten, die Jagd ist ihm genommen, denn mit den früheren Waffen versteht er nicht mehr umzugehen, und um ein Gewehr führen zu dürfen, bedarf es einer besonderen, schwer zu erlangenden Erlaubnis, und die Kriegszüge haben aufgehört, seitdem die Weissen ihn unterdrückt, eine Garnison nach Papeete und Kriegsschiffe in die Häfen gelegt haben. Selbst

im Nichtsthun wird er durch die ihm aufgedrungene Bekleidung und durch Rücksichten belästigt, die er jetzt zu nehmen gezwungen ist, früher aber nicht gekannt hat.

Zu verwundern wäre es deshalb nicht, wenn er die Eindringlinge unfreundlich betrachten würde. Aber so gutartig und liebenswürdig ist er, dass ihm das vollständig fern liegt; jeden Neuankommenden empfängt er mit ebenso offnen Armen, wie den ersten Ansiedler und übernimmt damit geduldig immer wieder neue Lasten. Denn eine Last ist es für ihn, wenn er dabei Sachen kennen und lieben lernt, die er nur käuflich erwerben kann, wie Sardinen in Oel, ein Haus aus Holzbrettern, Bisquits, einen Wagen, Rindfleischkonserven und *last not least* Rum, zu dem er eine grössere Zuneigung gefasst hat, als für ihn gut ist.

Um sich diese Dinge verschaffen zu können, muss er Geld haben; wie aber das ohne Arbeit erlangen? Auch in dieser Verlegenheit hat die Natur ihrem Schoosskind geholfen, indem sie ihm eine Pflanze gab, die ihm mühelos den Reichthum ins Haus bringt: die Vanille. Hätte für den Tahitier erst eine Arbeit erfunden werden müssen, die ihm ganz genehm wäre, man hätte nichts Passenderes ersinnen können, als die Kultur dieser Pflanze. Leicht ist die Plantage hergerichtet, und trägt sie erst Früchte, so braucht er sich nur noch mit dem Einstreichen des Geldes zu bemühen. Die Befruchtung der Bluthe, die anderswo von Insekten vollführt wird,

besorgen Kinder, und Frauen pflücken die reife Schote; während diese dann vor dem Haus an der Sonne getrocknet wird, kann er im Schatten liegend seine Cigarette rauchen: das ist die Arbeit, die ihm gefällt. Auch mit dem Anbau des Zuckerrohres ist er einverstanden, in den Fabriken wird es verarbeitet, und der Rum hat seinen vollen Beifall. Kaffee ist wohl angepflanzt worden und gut gediehen, fordert aber zuviel Arbeit, um im grossen kultivirt zu werden; um die früher angepflanzte Baumwolle kümmert sich Niemand mehr, seitdem der Preis gesunken ist, und auch *Kopra*, der getrocknete Kern der Kokosnuss, wird verhältnissmässig wenig hergestellt, da es müheloser ist, die ganze Nuss zu verkaufen, die von Weissen nach Amerika exportirt wird, um dort, zu Mehl verarbeitet, in Feinbäckereien Verwendung zu finden.

Nur zur Befriedigung neu erregter Wünsche bedarf der Tahitier grösserer Summen, denn die Kleidung, die er gezwungen wird zu tragen, seitdem er sich nicht mehr im blossen Tapaschurz zeigen darf, ist leicht durch einen Fischzug oder durch Verkauf einer Anzahl von Kokosnüssen erworben, und andere Ausgaben hat er nicht, da seine Insel ihn nach wie vor mit allem Nothwendigen versieht. Das ist der Grund, dass Neuerungen nur sehr langsam Eingang finden, denn wenn er auch bereits Geschmack an einzelnen gewonnen hat, so scheinen sie ihm doch noch nicht so begehrlich, um ihretwegen mit dem alten Leben zu brechen. Nur

wenn er mit geringer Mühe schnell hohen Verdienst erhalten kann, lässt er sich für die Arbeit gewinnen, andernfalls verzichtet er lieber auf jeden Lohn, als um geringen zu dienen, und er fühlt sich als Müssiggänger ebenso glücklich mit leeren, wie als Arbeiter mit vollen Taschen. »Viel oder nichts«, daran hält er fest; er kümmert sich nicht um den Wechsel der Verhältnisse, ohne Rücksicht auf diese stellt er seine Forderung und verzichtet auf alles, wird diese nicht angenommen. Augenblicklich baut Jeder Vanille, weil das Kilo im Laufe weniger Monate von 5 auf 35 Franc gestiegen ist (1896 bis 1897). Sinkt der Preis wieder, was nicht ausbleiben wird, sowie keine Fehlernten von anderen Ländern gemeldet werden, so werden die Plantagen ebenso schnell vernachlässigt werden, wie sie schnell entstanden sind, denn kann der Besitzer nicht den Preis erlangen, der ihm einmal als der höchste bezahlt wurde, so lässt er lieber alles beim Alten und hat dafür die Beruhigung, dass er sich um gar nichts zu kümmern braucht.

Um seine Pflichten gegenüber dem Usurpator zu erfüllen, hat der Tahitier zu seinem Glück kein Geld nöthig. Als König Pomare die Insel an Frankreich verkaufte, knüpfte er daran die Bedingung, dass auch fernerhin tahitisches Recht und tahitische Gebräuche gelten und zum grossen Theil tahitische Richter Recht sprechen sollten, jedenfalls in allen auf Ländereien bezüglichen Rechtsfällen, d. h. dass der Grund und Boden eines Eingeborenen niemals mit Steuern belegt werden dürfe. So können



HAUS MODERNEN STYLES.



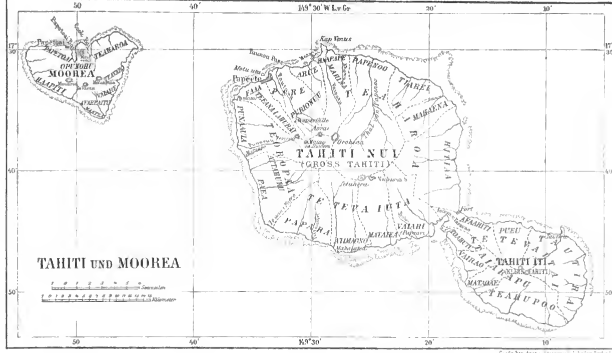
HAUS MODERNEN STYLES.

TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

die Besitzer ihr Land behalten, ohne fürchten zu müssen, durch darauf ruhende Abgaben in Schulden zu gerathen und dadurch zum Verkauf ihres Eigenthumes gezwungen zu werden. Die einzige Last, die ihnen auferlegt wird, ist die, jährlich elf Tage unentgeltlich für die Regierung zu arbeiten. Dies hat überhaupt Jeder zu thun, der auf der Insel wohnt, kann sich aber durch Zahlung einer Abgabe davon befreien, sodass der weisse Handelsherr nicht genöthigt ist, neben dem braunen Insulaner die Hacke zu schwingen, denn diese Arbeitsleistung wird zumeist für die Ausbesserung von Wegen verwendet. Deshalb ist während des grössten Theiles des Jahres die einzige vorhandene, um die Insel führende Strasse in leidlichem Zustand und für Wagen befahrbar, doch bilden brückenlose Flüsse in der Regenzeit dem Wanderer oft grosse Hindernisse. Bei dem schnellen Anschwellen derselben nach starkem Regen kommt es leicht vor, dass er zwischen zweien tagelang festgehalten wird, ohne sich nach vorwärts oder rückwärts bewegen zu können.

Tahiti besteht aus zwei Gliedern: an die Hauptinsel *Tahiti nui* oder Grosstahiti schliesst sich im Südosten *Tahiti iti* oder Kleintahiti an, eine etwas kleinere Insel als die erstere, doch in Form ihr ähnlich und mit ihr durch einen schmalen Isthmus verbunden. Die Strasse führt rund um Grosstahiti;


TAHITI UND MOOREA
Seemeilen
Kilometer
149° 30' W L v Gr
MOOREA
OPUNOHU
PAPETOAI
TEAHAROA
HAAPITI
Papetoai
Kap Venus
Papeete
TAHITI NUI
(GROSS TAHITI)
Orohena
Aorai
Vaihiria S.
PAPENOO
TIAREI
MAHAENA
HITIAA
ARUE
HAAPAPE
PUNAAUIA
PAEA
PAPARA
ATIMAONO
MATAIEA
VAIARI
TE TEVA IUTA
TE OROPAA
TEAHAROA
TAHITI ITI
(KLEIN TAHITI)
TAIARAPU
TEAHUPOO
VAIRAO
MATAOAE
AFAAHITI
PUEU
TE TEVA I TAUTIRA
Fort
Geogr. lith. Anst. u. Steindr. v. L. Kaiser Berlin S.

am Isthmus zweigen sich zwei Wege ab, der eine führt nach dem im Norden von Kleintahiti gelegenen Distrikt Tautira, der andere nach dem südlichen Teahupoo. Eine direkte Verbindung zwischen diesen beiden Bezirken verhindern hohe, steil ins Meer abfallende Berge, über die man selbst zu Fuss nur mit Mühe und unter Zuhülfenahme einer Anzahl Leute, die den Pfad bahnen, gelangen kann. Man zieht deshalb gewöhnlich vor, zu Wasser zu gehen, ist aber hierbei wieder gezwungen, einen günstigen Tag abzuwarten, da an einem anderen die Fahrt nicht ganz ungefährlich ist. Jahraus jahrein weht es an dieser Ecke beständig, und das die Insel sonst überall umgebende, schützende Riff fehlt hier, sodass die hohen Wogen sich donnernd an den senkrecht steilen Felswänden brechen, die auch für den geübtesten Kletterer unersteiglich sind und einem Schiffbrüchigen keine Hoffnung gewähren, an Land zu kommen, selbst wenn ihn die zahlreichen Haifische verschonen würden.

Die Strasse führt am Meer entlang und beginnt und endet in Papeete, sodass man, fährt man nach Osten zu hinaus, von Westen her wieder hereinkommt und umgekehrt, hält man sich nur immer geradeaus. Nimmt man die Richtung nach Osten, so führt der Weg am Strand durch den Stadttheil Fare ute — so genannt, weil hier in früheren Zeiten ein Haus stand, in dem die Eingeborenen zusammenkamen, um sich an den *Ute*, den alten Gesängen und Tänzen, zu er-

freuen, — und durch Patutoa, den Ansiedlungen der Cook-Insulaner, zu einer wunderbar schönen Baumallee am Ufer des Fautauaflusses, die ein besseres Loos verdient hätte, als unbeachtet in Papeete zu stehen. —

Verlässt man hier die Strasse, um in dem immer enger werdenden Thal den Fautaua aufwärts zu verfolgen, so erreicht man nach mehreren Stunden eine hohe steile Felswand, über die sich der Fluss freifallend stürzt. Es ist einer der schönsten Wasserfälle der Insel, hat aber den Nachtheil, dass man nur sehr schwer bis an seinen Fuss gelangen kann, indem man zuletzt das Flussbett als Weg benutzen muss, während man wiederum von der Höhe der Felswand aus nicht den Fall bis zur Thalsohle zu übersehen vermag. Lohnend ist es aber doch, da hinauf zu steigen, denn frei schweift der Blick von der Höhe über einen Theil der Insel und weit, weit hinaus ins Meer. Schattige Orangenbäume schützen gegen die Sonnenstrahlen und laben den Durstigen mit ihren köstlichen Früchten, die an Wohlgeschmack wohl von keiner Orange anderer Länder übertroffen werden; die Ruinen eines alten Blockhauses erzählen von blutigen Kämpfen, die einst von den Franzosen, nicht immer siegreich, gegen die sich wider das neue Joch wehrenden Eingeborenen geführt wurden, ein kleiner jetzt verwildeter Garten daneben liefert genügend Blumen, um die hierher Kommenden mit Kränzen zu schmücken. Besser hierzu eignen sich freilich einige lauschige Plätzchen im Thal,

die den Wanderer zu angenehmer Rast und zu einem auch am heissesten Tag erquickend kühlen Bad einladen. —

Am Ende der schönen Allee führt die Strasse auf der schon eingangs erwähnten Brücke über den Fautauafluss; dahinter liegt zur Linken der Rennplatz, der alljährlich einmal zum französischen Nationalfest vom hohen Gras gesäubert und benutzt wird. Weiter läuft der Weg zwischen grünem Busch, in dem man bald zur Rechten, bald zur Linken unter Kokospalmen halb verborgen ein einzeln stehendes Haus oder eine kleine Hütte bemerkt, auch hie und da einen Blick aufs Meer oder nach der entgegengesetzten Seite auf die Berge gewinnt, nach dem Dorf Arue.

Die Dörfer Tahiti's bilden nicht so zusammenhängende Ortschaften wie die europäischen; ihre Häuser stehen einzeln und weit auseinander zu beiden Seiten der Strasse, die Wohnungen hören daher eigentlich nie ganz auf, doch dauert es oft lange, ehe man von der einen zur andern gelangt; nur in der Nähe der Kirchen rücken die Häuser etwas dichter zusammen.

Arue hat von früheren Zeiten her viele Beziehungen zur Familie der Pomare, die hier Häuptlinge waren, bevor sie Könige der Insel wurden, und daher kommt es, dass der letzte König auch hier beigesetzt ist. An der Westseite der Matavai-Bucht, in der Cook zum ersten Mal vor Tahiti Anker warf, steht auf vor-

springender Landzunge das Mausoleum im Schatten grosser Eichenholzbäume: eine einfache, viereckige, abgestumpfte Steinpyramide mit der Königskrone und den königlichen Initialen über dem Eingang. Soweit ist sie ganz hübsch, wird aber leider überdeckt von einem hässlichen, roth angestrichenen Wellblechdach mit blecherner Urne, die trotz der Ringe an den Seiten einer Liqueurflasche etwas zu ähnlich sieht, um nicht sogleich mit dem König auch an dessen Lieblingsgetränk erinnert zu werden. Nach Arue war der Letzte der Pomare häufig gekommen, da er hier zu baden liebte; an einem klaren Bach hatte er sich am Fuss eines niedrigen Hügels ein Häuschen bauen lassen, in dem er nach der Erfrischung der Ruhe pflegte. Auch jetzt gehört der Badeplatz noch der königlichen Familie, wird aber nicht mehr im Stand gehalten und verfällt; schmutzige Gewässer, die früher abgeleitet worden waren, haben den Grund des Baches so verschlammt, dass tief im Modder versinkt, wer sich verleiten lässt, vom Häuschen aus in das anscheinend klare Wasser zu springen.

Acht Kilometer hinter Papeete windet sich die Strasse einen kleinen Hügel hinauf, von dem man einen herrlichen Blick hat; auf der einen Seite liegen Papeete und Moorea, auf der anderen erscheint Kap Venus mit seinem hohen Leuchtthurm, und vom Innern grüssen die Spitzen des Orohena, des höchsten Berges der Insel. Hier oben stösst der Bezirk Pare,

Papeete, an den Distrikt Mahina. In diesem liegt am Fuss des Hügels das Dorf Haapape; bei den ersten Häusern zweigt, ehe wir an den Fluss Vaipatu kommen, ein Weg links ab, der zu dem auf vorspringender Landzunge erbauten Leuchtthurm führt. Neben ihm befindet sich ein in die Erde eingelassener Stein, auf dem Cook im Jahre 1769 die Instrumente aufstellte, mit denen er den Venusdurchgang beobachtete. Zur Erinnerung hieran ist die Landspitze mit dem Namen »Kap Venus« belegt worden. Eine in der Nähe von dem Stein von Cook gepflanzte Tamarinde ist eingegangen; als Abkömmling von dieser gilt ein in der Nähe des *Farehau* stehender Baum, doch kann es wohl sein, dass man mir diesen nur als solchen bezeichnete, weil ich mich eingehend nach dem alten erkundigte: jedenfalls war er weder alt noch schön, noch besass er historisches Interesse.

Die Einwohner von Haapape liefern viele Fische auf den Markt von Papeete, denn obgleich dort täglich eine grosse Nachfrage nach diesen ist, ist der Fischfang in der Nähe der Hauptstadt ganz unbedeutend; nur nachts sieht man einige Leute mit Fackel und Speer auf dem Riff, oder im Kanu in der Nähe desselben, diesem Erwerb und gleichzeitigen Sport nachgehen. Die Hauptzufuhr kommt von Moorea, dessen Eingeborene sich vortrefflich auf alle Arten von Fischfang verstehen; nachts fahren sie dann nach Tahiti herüber und treffen dort so zeitig ein, dass ihre Ware in der Markthalle hängt,

noch ehe der erste Käufer erscheint. Hemmt schlechtes Wetter die Verbindung zwischen den Inseln, so entsteht beim ersten wieder ankommenden Boot ein ordentlicher Kampf um dessen Inhalt, denn die Damen Papeete's haben immer genügend Geld in der Tasche, um sich jeden Morgen ihren Fisch zu kaufen, den sie nur ungern beim Diner vermissen. In Haapape wird hauptsächlich mit Netzen gefischt oder vielmehr mit einem grossen Netz, das für Tahiti schon eine hohe Summe repräsentirt und von der Besitzerin den Fischern für die Hälfte des Fanges überlassen wird.

Von der Mitte des Vaipatu aus hat man einen guten Blick auf den Orohena; deutlich scheidet sich der mächtige Berg mit seinen drei Spitzen von dem übrigen Gebirge ab, ein tiefer Sattel verbindet Ost- und Westkuppe, von der sich die letztere wieder in zwei Hörner theilt.

Hinter dem Vaipatu nimmt das schon bis dahin nicht sehr breite Flachland des Strandes immer mehr und mehr ab, die Berge rücken dichter an das Meer und lassen stellenweis nicht einmal mehr Raum für den Weg, der dann, von Balken gestützt, zu einer Kunststrasse in des Wortes verwegenster Bedeutung wird; zur Regenzeit vermag die Kunst freilich den Bergstürzen oft nicht zu widerstehen, die Strasse wird ins Meer geschwemmt und der Wagenverkehr hört dann vollständig auf. Der Reiter muss zusehen, wie er mit seinem Ross an der steilen Felswand hinunter kommt,

um, ein Stück durchs Meer schwimmend, den Felsen wieder da zu erklettern, wo die Strasse weiter führt.

In diesen Felsen sind vielfach Höhlen vorhanden, in denen früher die Toten, oder vielmehr die Köpfe der Toten beigesetzt wurden. Sie sind über die ganze Insel zerstreut, aber schwer auffindbar, da man möglichst versteckte wählte, um sie vor Feinden verborgen zu halten. Nur Wenige kennen ihre Lage, und sehr Wenige lassen sich dazu herbei, diese zu verrathen; Niemand fällt es ein, eine solche Höhle zu betreten; selbst wer sich als Führer gewinnen lässt, reisst sofort wieder aus, wenn er von fern den Eingang gewiesen. Die Furcht vor den *Tupapau,* den Geistern der Verstorbenen, ist noch ebenso gross wie früher. Die Zugänge sind nur mit Leitern und Stricken und für den Weissen auch dann noch schwer genug zu erreichen, während der im Klettern bei weitem überlegene Eingeborene mit Leichtigkeit auch die steilsten Wände erklimmt.

Nicht nur am Meer entlang befinden sich solche Höhlen, sondern auch in den im Innern gelegenen Bergen; je höher sie liegen, je schwieriger der Zugang ist, desto mehr Schädel kann man dort zu finden hoffen. Natürlich sind sie sehr verschieden, in der einen erreichte ich auf einem ungefähr 100 *m* langen und so niedrigen Gang, dass man ihn nur auf allen Vieren passiren konnte, ein etwa 30 *m* langes, mehrere Meter breites Gewölbe, das aber noch nicht das Ende

der Höhle bildete. Diese sollte weiterführend in drei Gemächer auslaufen, in deren einem angeblich Männer, im anderen Frauen und im dritten Kinder beigesetzt worden waren; herabgestürztes Gestein hatte sie aber verschüttet, sodass es unmöglich war, bis zu dieser interessanten Stelle vorzudringen. Eine andere fand ich nur so gross, dass man vom Eingang mit den Armen bequem bis ans Ende reichen konnte. Aus dieser waren die Schädel verschwunden; ein französischer Gendarm hatte einst einen Theil davon nach Paris geschickt, die übrigen waren von den Eingeborenen, die von der Wegnahme gehört hatten und von der Regierung wohl eine Bestrafung, d. h. eine Versetzung des Uebelthäters, aber nicht die Rückgabe der inzwischen in einem Museum beigesetzten Schädel erzwingen konnten, an einen mehr versteckten Ort in die Berge getragen worden. Die Eingänge zu den Höhlen sind meist sehr niedrig und durch Gebüsch und Schlingpflanzen so verborgen, dass man dicht vor ihnen stehen kann, ohne sie zu bemerken.

Der nächste Fluss Ahonu, ein unscheinbarer Bach zu gewöhnlichen Zeiten, zeigt so recht die Kraft, mit der der Strom an Regentagen arbeitet: die Trümmer zweier Steinpfeiler ragen aus dem Wasser als Reste einer Eintagsbrücke heraus, die wenige Stunden, nachdem sie dem Verkehr übergeben worden war, von den aus den Bergen niederstürzenden Wassermassen ins Meer gespült wurde, worauf man es nie wieder versucht hat, auf dieser Seite der Insel eine Brücke zu bauen.

Bei weitem grösser und reissender sind die Flüsse des Bezirks Papenoo, gewähren aber wegen ihrer Breite auch grossartige Blicke in die langen, von grünen Bergen eingeschlossenen Thäler. Der Distrikt Tiarei ist reich an Bächen, und fast an jedem findet man Mädchen und Frauen damit beschäftigt, aus Bambus ein Material herzustellen, das sich zum Flechten eignet.

Um dieses zu erlangen, zerschneiden sie den Stamm an den Knoten in ungefähr 50 *cm* lange Stücke, schaben deren obere grüne Schale ab, schlitzen sie dann der Länge nach auf und ziehen, nachdem sie geglättet sind, von oben vier bis sechs dünne Schichten ab. Diese werden in grossen, hölzernen, aus einem Stück gefertigten Wannen im Wasser geweicht und auf beiden Seiten noch mit einem Messer abgeschabt; getrocknet stellen sie dann einen feinen weissen Stoff dar, der sich bis zum dünnsten Faden splittern lässt.

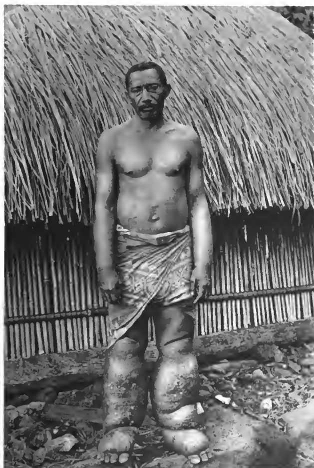
Aehnlich wird auch das viel feinere Pia gewonnen: der Stengel der Pflanze, der rund, grün und saftig, dem Schilf ähnelt, wird durch einen Schlitz, den man auch heutigen Tages niemals mit einem Messer, jetzt aber statt wie früher mit einer Muschel, mit einer Glasscherbe macht, gespalten, ausgebreitet und sorgfältig geglättet. Dann entfernt man mit dem Glas zuerst den inneren weissen Bast, der als unbrauchbar fortgeworfen wird, und legt die zurückbleibende, grüne, ungefähr zwei Finger breite Schale auf eine dicke runde Holzstange,

um nunmehr von aussen das Schaben zu beginnen und dies unter fortwährender Bespülung mit Wasser so lange fortzusetzen, bis die grüne Oberfläche vollständig verschwunden ist und nur ein dünnes schönweisses Blatt zurückbleibt, das man an der Sonne trocknen lässt, um es dann beliebig spalten zu können.

Vom Zuckerrohr verwendet man zum Flechten den gespaltenen und mit dem Messer abgeschabten oberen Theil des Blüthenstengels, während man vom Pandanus hierzu die getrockneten Blätter gebraucht. Letztere liefern gleichzeitig einen Hauptbestandtheil für die sehr beliebte Cigarette. Männer, Frauen und Kinder rauchen auf Tahiti. Jeder führt stets ein Stück Tabak, eine Rolle Pandanusblätter und eine Schachtel »Schweden« bei sich. Der feuchte, sehr starke Tabak wird erst über einem Streichholz getrocknet, dann in einen schmalen, länglichen Streifen des Pandanusblattes gewickelt und darauf angezündet. Nachdem der Hersteller zwei oder drei Züge gethan, wirft er die Cigarette zu Füssen eines Freundes, der sie aufhebt und weiter raucht, um sie nach einigen Zügen seinerseits Jemandem zuzuwerfen, sodass der Glimmstengel bei allen Anwesenden ein- oder mehrmal die Runde macht.

In Tiarei hat die Regierung ein *Farehau*, ein Versammlungshaus, bauen lassen, das 3000 Franc gekostet hat, obgleich ausschliesslich inländisches Material dazu verwendet wurde. Es unterscheidet sich von einem gewöhnlichen tahitischen Bambushaus ausser durch

TAFEL VI.



FEFEKRANKER, TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

seine Grösse nur dadurch, dass es statt auf einer Erderhöhung auf 0,75 *m* hohen Steinpfeilern ruht und der Boden aus Holzbrettern hergestellt ist. Drei Stufen führen zu dem bis auf die Betten, Tisch und Nähmaschine leeren Raum, der der Gemeinde bei Versammlungen und sonst dem *Tavana*, dem *Chef*, als Wohnung dient, wofür dieser jährlich 1200 Franc erhält. In den anderen Distrikten ist die Wohnung des Chefs von der *Chefferie* getrennt; da diese reisenden Beamten stets geöffnet werden muss, so ist in Tiarei der Chef natürlich verpflichtet, solche bei sich aufzunehmen, was sich bei ihm als Tahitier ganz von selbst versteht. Die, für die von den Bewohnern eines jeden Distriktes gewählten, und von der Regierung bestätigten Chefs, angeblich für Repräsentationszwecke ausgesetzten Gehälter betragen 50 bis 100 Franc monatlich, die inländischen Lehrer erhalten je 1200 Franc jährlich. Unter Francs sind französische Francs verstanden; die Regierung kennt keine andere Münze, bezahlt in französischem Geld und verlangt solches bei ihr zu leistenden Zahlungen. Ausser an den Regierungskassen sieht man aber nichts davon, die landläufige Geldsorte auf den Gesellschafts-Inseln ist der chilenische Dollar, der augenblicklich ungefähr zweieinhalb Franc werth ist und dessen Zehntel die kleinste vorhandene Münze bildet.

Wie in jedem Distrikt, so finden sich auch in Tiarei einige Leprakranke. Zwar ist Lepra auf Tahiti nicht

so verbreitet wie auf den Marquesas-Inseln, doch fand ich mehr Leute damit behaftet, als ich erwartet hatte, und durchschnittlich vier kann man wohl auf jeden Bezirk rechnen. Da nichts gegen die Krankheit gethan wird und die Kranken auch nicht abgesondert werden, so kann man sich nur wundern, dass die Zahl nicht eine noch grössere ist.

Mehr als Lepra kommt *Fefe*, Elephantiasis, vor, und gerade in den beiden nächsten Distrikten Mahaena und Hitiaa kann man Eingeborene mit unheimlichen Gliedmassen bewundern (Tafel VI). Auch diese Krankheit beachtet Niemand, da die geschwollenen Beine oder Arme weder grosse Schmerzen verursachen, noch bei der Bewegung sehr hinderlich sind; freilich vergrössern sie auch wiederum nicht die Annehmlichkeiten des Lebens, ebenso wenig wie die Schönheit des damit Behafteten. Eine sehr gewöhnliche Rache des Eingeborenen ist die, von dem *Omaha* eines Fefekranken ein wenig in das Getränk seines Feindes zu mischen, der nach dem Genuss von der Krankheit befallen wird.

Der Weg durch Hitiaa ist fast noch schöner als der bis dahin zurückgelegte; zu der grossartigen Gebirgsscenerie der mächtigen Flussthäler, zu den lieblich-romantischen Bildern der Bäche kommt, sowie man am Meer entlang geht, der Blick auf Tahiti iti, dessen Nordküste man von hier aus prächtig übersehen kann. Wie die Insel in der Form Grosstahiti ähnelt, so gleicht auch ihr Gebirge dem der Hauptinsel sehr, wenn es

auch nicht ganz so hohe Berge wie dieses aufzuweisen hat. Je näher man dem Isthmus kommt, desto deutlicher treten die Einzelheiten hervor; Flachland ist auch hier wenig vorhanden, und nur in der Ferne erblickt man als letzten sichtbaren Punkt eine weit ins Meer reichende von Kokospalmen beschattete Landzunge. Auf ihr liegt der Ort Tautira, bis wohin die Strasse von Taravao aus weiter führt.

Der Bezirk Hitiaa, in dem man merkwürdig viele Frauen mit jüdischem Typus, bedeutend mehr als in den anderen Distrikten findet, endet auf dem Isthmus am Fusse eines kleinen 14 *m* hohen Hügels, wo früher ein Resident seinen Wohnsitz hatte; seine ehemalige Wohnung, einst ein schönes, grosses Haus, dient jetzt noch in schon halb verfallenem Zustand dem alljährlich von Papeete hierher kommenden Richter als Justizpalast und anderen durchreisenden Beamten als Nachtquartier. Unzählige Wespen haben durch die glaslosen Fenster ihren Einzug gehalten und bewillkommnen jeden Fremden auf das stechendste, lassen ihn aber dann in Ruhe, wenn sie sehen, dass man sie weiter nicht beachtet. Auf dem Hügel liegt ein altes kleines Fort, wie der Isthmus Taravao genannt. Einst ein wichtiger Platz, um die Verbindung zwischen den beiden Halbinseln zu verhindern, dient es jetzt nur noch als Gefangnis. Graben und Festungsmauer sind noch vorhanden, aber der ehemalige starke Wartthurm ist in seinem oberen hölzernen Theil zerfallen, während der

untere, steinerne als Pferdestall benutzt wird; von den übrigen Bauwerken ist gerade noch so viel übrig geblieben, um dem hier stationirten, in Wachtmeisterrang stehenden *Brigadier de Gendarmerie* im Verein mit einem Gendarm Unterkunft zu gewähren und noch einen Raum zu lassen, in dem die Gefangenen nachts eingeschlossen werden.

Ueber ein zu hartes Loos haben sich Letztere nicht zu beklagen: der Eine reinigt die Zimmer, ein Anderer kocht, ein Dritter sorgt für die Pferde, ein Vierter arbeitet im Garten, und so findet sich für Jeden eine Beschäftigung, die ihn nicht allzu sehr drückt; sie essen, rauchen und schwatzen genau wie zu Haus und werden gut und höflich behandelt. Dass sie Gefangene sind, bemerken sie nur, wenn sie sich nach dem Abendmahl in ihre vier Pfähle begeben müssen und die Thür hinter ihnen geschlossen wird. Ist ihre Strafzeit um, so verlassen sie den Ort ebenso vergnügt, wie sie ihn bei der Ankunft betreten haben, und schämen sich nicht, falls sie später wieder einmal dahin eingeladen werden. Die Strafe wirft weder auf Männer noch auf Frauen einen Makel.

Eine schöne Allee von Orangenbäumen führt vom Fort nach dem südwestlichen Ende des ungefähr 2250 *m* breiten Isthmus, wo von den beiden Halbinseln eine grosse, ziemlich geschlossene, und fast einem Binnensee ähnelnde Bucht gebildet wird, deren Zugang das vorgelagerte Riff gegen hohe Wellen schützt. Nur wenige Häuser

stehen auf der Landenge; ein Chinese hat hier einen Laden, verkauft neben vielem anderen, Ess- und Trinkwaren und gewährt im Nothfall auch eine Schlafstelle, ausserdem hält er Pferd und Wagen, mit denen er seinen Knecht, einen Franzosen, als fliegenden Händler in die Dörfer von Kleintahiti schickt, wo er besonders für Brod viele Abnehmer findet.

In Taravao hat man die Hälfte des um Grosstahiti führenden Weges zurückgelegt; nach den amtlichen Berichten beträgt die Strecke ungefähr 60, der ganze Weg 120 Kilometer, gleichmässig weit liegen von hier aus auch der letzte nördliche und der letzte südliche Distrikt von Kleintahiti, denn dieselbe Quelle giebt für Tautira ebenso wie für Teahupoo 79 Kilometer als Entfernung von Papeete an. Der schönste Punkt auf dem Isthmus ist der frühere Ausguck im Fort, wo jetzt ein kleiner, luftiger Pavillon als Speisesaal steht; von hier aus hat man den besten Blick auf die Berge beider Halbinseln, und hier einen schönen Sonnenuntergang zu erleben, lohnt allein schon eine Tour um Tahiti.

Der Weg von Taravao nach Tautira ist schön, am schönsten ist er aber des Sonntags, wenn die vielen geputzten, zur Kirche wandelnden Menschen diese prächtige Natur auf das vortheilhafteste beleben. Tahiti ist zwar nicht spärlich mit Blumen bedacht, aber das Grüne ist doch so üppig und überwiegend, dass man zumeist dieses, allerdings in prachtvollen Schattirungen, zu sehen bekommt. Das hieran schon gewöhnte Auge

labt sich deshalb an den bunten Gestalten, die eine angenehme Abwechselung ins tägliche Einerlei bringen.

In Afaahiti glaubt man sich in einen prachtvollen Park versetzt; niederes, tropisch dichtes Laubwerk, untermischt mit darüber hinausragenden Palmen, Pandanus- und Brodfruchtbäumen, säumt den Weg zu beiden Seiten ein und schliesst den Blick nach der Landseite ab, während vom Meer dann und wann ein blauer Schimmer durch die Büsche dringt. Im Distrikt Pueu wird der Blick etwas freier, man unterscheidet niedere Hügel zur Rechten, die jedoch bald wieder verschwinden, um in Tautira senkrecht steil abfallenden Felswänden Platz zu machen, an die sich unzählige Schlingpflanzen klammern, während grössere und kleinere Wasserfälle über sie herabstürzen. Diese Wegstrecke ist eine der lieblichsten Gegenden der Insel, und nur ungern setzt der Wanderer den Fuss weiter, mögen auch von der Landzunge her die Palmen winkend zur Eile mahnen, damit die gastlichen Hütten Tautira's sich dem Fremdling öffnen können: die nächste Umgebung ist so schön, dass man sich am liebsten ins Grüne legen und gar nicht wieder aufstehen möchte. Zum Glück ist die Natur, vorausschauend, welchen Zauber sie auf den Fremden ausüben würde, — der Eingeborene unterliegt ihm nicht, da er, von Kindheit an daran gewöhnt, sich die Erde gar nicht weniger schön denken könnte, — einsichtig genug gewesen, sich mit kleinen Mittelchen zu versehen, die den

Träumer wecken und den Ruhenden zum Weitergehen anregen. Kaum hat man sich an dem Rande eines Baches niedergelassen, so stürzen, noch ehe man recht Zeit gehabt, sich ganz dem Genuss hinzugeben, Scharen von Fliegen und Mosquitos auf den Stillliegenden und fangen ihn derart zu liebkosen an, dass ihm nichts anderes übrig bleibt, als aufzuspringen, um durch Bewegung zu versuchen, die Peiniger los zu werden.

Ausser diesen kleinen, nicht gerade zur Annehmlichkeit des Lebens beitragenden Wesen, an die man sich jedoch bald gewöhnt, wenn man einige Zeit im Lande weilt und das dünner gewordene Blut den Insekten nicht mehr recht schmecken will, giebt es auf Tahiti keine Thiere, vor denen man sich zu schützen nöthig hätte: giftige sind unbekannt, und manche andere wenig gern gesehene, wie die Wespen, sind erst durch europäische Schiffe eingeführt worden.

Die Halbinsel Tautira ist im Lauf der Zeiten wohl zumeist aus dem Geröll entstanden, welches der Fluss gleichen Namens aus dem Innern gebracht hat. An gewöhnlichen Tagen nur so tief, dass man ihn zu Pferd passiren kann, ohne nass zu werden, zieht man die Beine nur ordentlich in die Höhe, ist dieser ein gewaltiger Strom, sowie der Regen anhält; wild schäumend stürzt er aus den Bergen hervor, um da, wo diese aufhören, sich in ein breites Delta zu ergiessen, das er, je nach Laune hier ein Stück Land wegreissend oder dort eins anschwemmend, häufig verändert. Nach Regentagen

ist es gefährlich, in ihm zu baden; selbst der kräftigste Schwimmer kann nicht gegen ihn ankommen, sondern wird fort ins Meer getragen; zu anderen Zeiten ist seine Mündung ein beliebter Badeplatz von Tautira's Jugend, und fast zu allen Stunden des Tages findet man hier lustige Gesellschaft, die sich daran vergnügt, von überhängenden Bäumen ins klare, tiefe Wasser zu springen, sich neckend zu jagen und allerhand Allotria zu treiben. Das Flussthal ist, soweit man es mit den Augen verfolgen kann, eins der schönsten Tahiti's: die an seinem Ausgang grünen Berge werden nach dem Innern zu nur wenig kahler, doch pittoresker, und wildgezackte hohe Formationen schliessen das Ganze ab.

Ein alleeartiger Weg führt vom Fluss zum Dorf; ein kleiner, fast im Grünen versteckter Friedhof liegt vor dem Eingang desselben. Tahiti hat nicht viele Friedhöfe; in der Nähe der Kirchen bemerkt man gewöhnlich einige Gräber, die meisten Leute aber werden auf Stellen, die ihnen bei Lebzeiten besonders lieb waren und an die sich alte Familientraditionen knüpfen, oder in der Nähe ihrer Wohnungen begraben. Letzteres war früher allgemein üblich, nachdem man den Kopf abgetrennt hatte, der, wie schon gesagt, an möglichst versteckten Plätzen niedergelegt wurde.

Da Tautira auf einer schmalen Halbinsel liegt, rücken die Häuser hier näher zusammen, als in den anderen Ortschaften, sodass eine richtige Dorfstrasse entsteht, die ein merkwürdiges Aussehen dadurch er-

hält, dass alle Wohnungen auf der einen, und zwar auf der nach dem Meer zu gelegenen Seite tahitische Bambushütten, alle auf der anderen dagegen Holzbauten sind; hinter letzteren dehnt sich der Ort noch weiter aus und zeigt da wieder mehr alttahitischen Charakter.

Beim Eintritt in das Dorf hat man auf der Seeseite ein hölzernes, als *Fare pure raa,* Kirche — eigentlich: Gebethaus, *Pure*: Gebet — dienendes Gebäude, dessen ehrwürdiges Alter sich bereits deutlich sichtbar macht, ihm gegenüber einen angefangenen Bau, der eine Kirche werden soll, von dem aber bis jetzt nur die steinernen Umfassungsmauern vollendet sind. Als die katholische Mission eine Kirche mit Thurm inmitten des Dorfes erbaute, wollten die Protestanten, die hier wie auf der ganzen Insel den bei weitem grössten Theil der Einwohner bilden, nicht zurückstehen und beschlossen, aus eignen Mitteln eine neue steinerne Kirche zu errichten; um die Gelder zu erwerben, wollten sie sogar arbeiten! Freilich wurde ihnen dies nicht schwer gemacht; von Neu-Seeland kommen alljährlich, kurz ehe die Orangen reif werden, regelmässig Schiffe, um diese zu kaufen; die Eingeborenen brauchten nur die zu Millionen vorhandenen Früchte zu pflücken und sie in den von den Schiffen mitgebrachten Kisten zu verpacken, um reichlichen Verdienst zu haben. Im Anfang ging es auch ganz gut, wie die Mauern beweisen, dann aber liess der Eifer nach, und kommt nicht bald einmal

wieder ein neuer Antrieb, so wird demnächst statt einer Kirche eine Ruine den Ort zieren.

Neben den Steinwänden steht die Schule; der *Orometua,* der Lehrer, ist ein gut gewachsener Mensch mit hübschem Kopf mit gerader Stirn; seine offenen Züge nehmen sogleich für ihn ein. Er spricht geläufig französisch, da er der Anführer einer Gesellschaft Tahitier war, die von der Regierung bei der letzten Ausstellung nach Paris gesandt wurde, um in der Kolonialabtheilung zu glänzen. Von der Hauptstadt Frankreichs ist er nicht sehr entzückt, da er sich von den Pariserinnen vernachlässigt glaubt, die, wie er erzählte, seine schwärzeren Brüder aus Afrika liebevoller aufgenommen hätten als ihn.

Einige Häuser weiter wohnt der *Tavana.* Beide Männer sind ihrem Aeusseren nach grundverschieden; der Chef überragt den Lehrer bei weitem an Grösse, sein Körper zeigt aber keine abgerundeten Formen, sondern ist schlank und sehnig; der Kopf, fast eckig, hat scharf markirte Züge, die Stirn liegt auffallend schräg zurück. Wer diese zwei Menschen allein nebeneinander sehen würde, möchte sie kaum für stammverwandt halten. Und doch sind sie Beide Tahitier; allerdings lebten die Voreltern des Chefs früher auf einer anderen Insel der Gruppe, aber in Beiden fliesst noch reines Blut der Gesellschafts-Insulaner.

Der Lehrer wohnt im Schulgebäude, der Chef ist Besitzer eines Bambushauses am Strand, in dem er

mit seiner Familie wohnt, und eines hölzernen Hauses, das er gastfreundlich mir öffnete, ausserdem hat er noch die Chefferie zu seiner Verfügung. Das grösste Haus des Ortes ist das *Farehau*, ein Gebäude, das für die grössten Volksversammlungen ausreichen würde, wenn solche noch auf der Insel vorkämen (Tafel IV). Es misst gegen 45 *m* in Länge und ist ein reintahitischer Bau; jetzt wird es fast nur noch am Sonntag Abend benutzt, wenn die Leute sich zum Singen versammeln, andere Zusammenkünfte, bei denen amtliche oder geschäftliche Sachen verhandelt werden, finden in der Chefferie statt. —

Wenn der Tahitier früh die Augen aufgeschlagen und sich einen fröhlichen Feierabend gewünscht hat, so ist seine Tagesarbeit gethan. Nur ein- oder zweimal in der Woche macht er ausserdem noch einen Spaziergang in die Berge, um abends schwer beladen mit *Fei* heimzukehren (Tafel II). Das Gewicht, welches er dabei trägt, ist erstaunlich, gewöhnlich hängt er zwei der Riesenbündel an einen Stock und trägt diesen auf der Schulter; damit kann er stundenlang auf steilen, kaum gangbaren Pfaden marschiren, ohne dass man ihm eine Müdigkeit anmerkt. Die *Fei* ist eine grosse wilde Banane und schmeckt gekocht vorzüglich, besonders wenn sie sehr reif von orangegelber Farbe ist; sie bildet neben der Frucht des Brodfruchtbaumes das Hauptnahrungsmittel auf Tahiti; eine mit ihr hergestellte etwas süsse *Popoi* gilt, als Nachtisch gegessen,

für eine besondere Delikatesse. Um diese zu bereiten, kocht man die reifen Fei in, mit heissen Steinen geheizten Oefen[1]) und stampft die abgeschälten Früchte mit einem Stössel, *Penu*, in einer Holzschüssel, *Umete*, oder auf einer Holzplatte mit vier Füssen, *Papahia*, indem man ein wenig laues Süsswasser hinzufügt, um die Popoi breiig zu machen. Beim Essen befeuchtet man die Finger mit lauem Wasser, damit der Brei nicht daran kleben bleibt, und formt kleine Klösschen oder Kugeln, die man verschlingt. Ausser der Popoi Fei bereitet man auch Popoi von Bananen und von Brodfrüchten.

Thee und Kaffee trinkt der Tahitier sehr gern, besonders wenn er jede Schale mit einer Handvoll Zucker, *Tihota*, versüssen kann, aber nur Wenige können sich diesen Luxus gewähren; gewöhnlich wird beim Aufstehen kein Frühstück genommen, sondern etwas später der Hunger mit einem kompakteren Essen gestillt. Hierbei giebt es neben den genannten Früchten Fische, *Ia*, so oft man Lust gehabt hat, auf Fang auszugehen, Hühner, *Moa*, bei besonderen Gelegenheiten und ein gebratenes Schwein, *Puaa*, wenn ein Gast anwesend ist. Erhält der Tahitier Besuch, so wird stets ein Ferkel oder Schwein geschlachtet und dieses mit einer kleinen Ansprache dem Gast ganz zu Füssen gelegt; in wohlgesetzten Worten bedankt sich dann der

---

[1]) Vergl. Südsee-Bilder, Seite 228.

Beschenkte für die »Ueberraschung«, lässt das Thier zertheilen und bestimmt für jeden Anwesenden ein Stück, wobei oft nicht einmal allzuviel auf den Einzelnen kommt, da alle im Ort wohnenden *Fetii*, Verwandte, natürlich schon längst zur Begrüssung herbeigeeilt sind. Ein im tahitischen Ofen zubereitetes Spanferkel, *Puaa fanaua*, — *Fanaua:* Kind, klein, — mit *Miti haari*, einer weissen Sauce, ist ein Gericht, an dem auch der grösste europäische Gourmet seine Freude haben würde, und giebt es dazu Fei und geht ihm noch ein guter Fisch voran, so ist dies ein Diner, wie man es besser in der Südsee nicht erhalten kann. Die Fische werden entweder roh gegessen oder, in Bananenblätter oder in *Auti*, die Blätter der *Ti*-pflanze, gewickelt, im Ofen im eignen Saft gedämpft; beide Zubereitungen sind äusserst schmackhaft.

Von rohen Fischen liebt der Tahitier besonders zwei Sorten, als beste gilt eine Makrele *Orare*, früher *Ohee* genannt. Diese wird mit den Händen in zwei Theile zerrissen, mit den Fingern abgezogen und vollkommen roh mit *Miti haari* gegessen, der stärkere *Paehere* dagegen in zwei Theile zerschnitten und kunstvoll abgezogen, worauf man die Gräten herausnimmt und den Fisch eine halbe bis dreiviertel Stunde in den Saft der auf Tahiti zwar kleinen, aber sehr scharfen Citrone legt. Damit ist die Speise bereitet und wird mit *Miti haari* oder einer anderen Sauce verzehrt. Ebenso wie mit dem Paehere verfährt man auch mit

allen anderen stärkeren Fischen, nur kleine zarte werden wirklich roh gegessen.

Von Saucen kommen hauptsächlich drei in Betracht. Die schon erwähnte *Miti haari* — *Miti* eigentlich: Salzwasser, Meer, dann Sauce; *Haari* bezeichnet die frische Kokosnuss im Gegensatz zur vollreifen trocknen Frucht *Opaa* — wird hergestellt, indem man das weisse Fleisch der noch nicht ganz reifen Kokosnuss schabt, dieses mit einer Mischung von gleichen Theilen Süss- und Meerwasser versetzt, das Ganze ausquetscht, mit etwas Citronensaft aromatisirt und, wenn nöthig, noch mit Meerwasser schärft. Diese Sauce wird, früh hergerichtet, schon am Abend sauer und kann daher nicht aufgehoben werden, weshalb man zu jedem Mahl frische bereitet.

Die eigentliche Nationalsauce ist *Miti hue*. *Hue* ist ein Flaschenkürbis, der der Sauce den Namen gegeben hat, weil man sie darin aufbewahrt; sie hält sich zwei bis drei Wochen und fehlt nie in einem Haushalt. Die Zubereitung geschieht folgendermassen: man schneidet den Kern einer frischen Kokosnuss in fingerlange und fingerdicke Streifen, füllt damit das Hue und giesst so viel Wasser darüber, als in dem Kürbis noch Platz hat; um den Zersetzungsprozess zu beschleunigen, fügt man einige rohe gestampfte Flusskrebse hinzu. Nach zwei Tagen ist die Sauce pikant genug, um gegessen zu werden; man isst sie mit allen Gerichten, indem man vorher das Hue tüchtig schüttelt.

Nach dem Essen füllt man mit Wasser wieder nach und macht neue Sauce, wenn der Inhalt dadurch zu wässrig wird.

Noch pikanter ist *Miti fafaru*, nach dem *Fafaru* benannt, das eine andere Art von Flaschenkürbis ist. Man bringt in einen solchen Seewasser, rohe Flusskrebse, Seekrabben, Hummer und lässt alles zusammen verfaulen. Nach etwa acht Tagen leert man den Kürbis und wirft den Inhalt weg, der inzwischen die Kalebasse genügend parfümirt hat, um so mehr als von dem entstandenen Schleim an den rauhen inneren Wänden derselben ein Theil haften bleibt. Will man rohen Fisch *haut-goût* essen, so giesst man Seewasser in das Fafaru und wirft das in Stücke geschnittene Thier hinein, um es erst nach einer Stunde zum Verzehren wieder heraus zu nehmen. Das Wasser wird bis auf einen minimalen Theil weggegossen; diesen lässt man in dem Gefäss, um durch die Feuchtigkeit das Parfüm festzuhalten. Bei jedem Mahl wird frisches Wasser genommen. Ist das Parfüm aufgebraucht, so präparirt man das Fafaru in der angegebenen Weise aufs neue.

Ausser den genannten Hauptgerichten vermag der Tahitier noch durch eine Menge anderer Speisen vielseitige Abwechselung in seine Mahlzeiten zu bringen. Ich führe nur einige der beliebtesten an: *Aahi,* Thunfisch; *Maua,* eine Schnecke, die auf dem Riff gefangen und mit einer Miti entweder roh, oder, auf heissen Steinen geröstet, warm gegessen wird, indem man das

Thier mit einem Stäbchen aus seinem Gehäuse zieht; *Pahua*, eine Klappmuschel, die auf dem Riff in so verschiedenen Grössen gefunden wird, dass sie manchmal nicht grösser ist als unsere Auster, manchmal einen halben Meter im Durchmesser hat: sie wird auf dem Riff geöffnet, das Fleisch auf Bastfaden gezogen, nach Haus getragen und roh gegessen; *Tioo*, Auster, wird wie in Europa roh gegessen; *Papa*, Taschenkrebs, wird gekocht verzehrt; *Oura miti*, Hummer, wird gekocht mit einer Miti verspeist; *Oura pape*, Flussgarneele, wird entweder in dem Fafaru präparirt oder roh verzehrt, aber auch in Salzwasser mit chilenischem Pfeffer, *Oporo*, gekocht; *Rori*, Trepang, ist nicht sehr beliebt; *Huero moa*, Hühnereier, *Huero:* Samen; *Omara*, süsse Kartoffel; *Omara putete*, importirte Kartoffel; *Meia*, eine wilde Banane, die gebacken wird; *Mape*, Kastanien, werden wie in Europa über dem Feuer geröstet; *Anani*, Orange: *Painapo*, Ananas; *Vi*, Mango; *Vi tahiti*, ein gelber, und *Ahia*, ein rother tahitischer Apfel; *Tuava*, Guave; *To*, Zuckerrohr; *Merini papaa*, süsse Melone; *Merini tahiti*, Wassermelone; *Tomati*, Tomate; die schon erwähnten *Haari* und *Opaa*, *Parapautini* und *Tapotapo*. Aus *Pia* macht man durch Vermischung mit *Fei* einen galatartigen Pudding. Von *Taro* und *Yamswurzel*, die auf anderen Südsee-Inseln eine so grosse Rolle spielen, sieht man auf Tahiti wenig; diese Erdfrüchte gebrauchen immerhin etwas Arbeit, und da man in der Fei und

der Brodfrucht hinreichenden Ersatz für sie hat, so geben sich verhältnismässig Wenige mit Taroplantagen ab und Yamswurzeln giebt es nur zu bestimmten Zeiten in geringer Menge.

Sehr gern gegessen wird frisches Schweinefleisch, das man, in kleine junge Blätter und Stengel von Taro gewickelt, im Ofen gedünstet hat. Statt frischen Fleisches nimmt man jetzt auch schon importirtes gesalzenes, ja auch Schinken, *Puaa hamu*, den der Tahitier schätzen gelernt hat, wie manches andere, so: *Tamanu*, Lachs in Büchsen; *Puaa toro punu*[1]), Rindfleischkonserven; Hammelfleisch rührt er nicht an, isst es aber, wenn man es ihm als Rindfleisch vorsetzt; *Faraoa*, Brod; *Faraoa ota*, Mehl, *ota:* roh; *Faraoa noanoa,* Bisquits, Schiffszwieback; *Faraoa mona mona*, Kuchen, eigentlich: süsses Mehl; *Pata,* Butter; *Pipi*, Erbsen; *Raiti.* Reis und anderes mehr.

Nach dem Frühstück hat der Tahitier eigentlich weiter nichts zu thun, als sich auf sein Diner vorzubereiten, das gewöhnlich vor Sonnenuntergang eingenommen wird. Die Zeit zwischen den Mahlzeiten verbringt er am liebsten Cigaretten rauchend vor seinem Haus oder im Schatten grosser Bäume, wo er sich mit Gesinnungsgenossen zusammenfindet, um

[1]) *Puaa* heisst eigentlich Schwein, dann wurde aber jedes Thier mit Hufen mit diesem Namen belegt, indem man ihm ausserdem noch eine nähere Bezeichnung gab; so heisst Pferd: *Puaa horo fenua,* das Schwein, das über die Erde, *Fenua*, rennt. *Horo:* rennen.

Neuigkeiten zu besprechen oder über Vergangenes zu plaudern. Wer Fische fangen will, schiebt sein Kanu ins Meer und verbringt den Tag auf der See, wer Vanilleplantagen besitzt, macht einen Spaziergang durch den Busch. Am Sonnabend Morgen ziehen gewöhnlich alle männlichen Dorfbewohner aus, um Fei zu holen, die sie oft hoch in den Bergen pflücken müssen. Deshalb versucht man, sich gleich für die ganze Woche oder doch wenigstens für mehrere Tage zu verproviantiren, und das ist keine Kleinigkeit, denn der Tisch muss reichlich gedeckt sein, wenn eine Familie von dem Aufgetragenen satt werden soll. —

Der sonntägliche Ruhetag ist für den Tahitier ziemlich belebt. Früh zwischen sieben und acht Uhr wandert er zum ersten Mal zur Kirche, d. h. nur wenn er nahe dabei wohnt und auch nur, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, wenigstens habe ich um diese Zeit und ebenso des Nachmittags meist nur ältere Leute daselbst angetroffen. Deshalb besteht der Früh- und der Nachmittagsgottesdienst auch nur aus dem Vorlesen einiger Bibelstellen und aus einem längeren Gebet, das mit Gesang eingeleitet und geschlossen wird. Nach Haus zurückgekehrt, nimmt man das inzwischen von den Frauen bereitete Mahl ein und beobachtet dann von seiner Veranda aus, wer von den Weiterwohnenden zur Kirche kommt. In Tautira, wo Alle dicht bei einander wohnen, fällt das weg, aber in anderen Dörfern ist dies ein grosses Ereignis.

Wenn ich in Papeete war, ritt ich Sonnabends gern nach Tiarei, um den Sonntag dort zu verleben und abends die *Hymene* daselbst zu hören. Ich pflegte in einem Haus dicht bei der Kirche abzusteigen, und niemals vermisste ich nach dem Frühstück ein Familienmitglied auf der Veranda, um die Ankommenden zu begrüssen. Die Näherwohnenden kamen zu Fuss, Andere zu Pferd und zu Wagen, von denen, dank der Vanille, im letzten Jahr für 80 000 Franc auf Tahiti verkauft worden sind. Jeder, der vorbei kam, wurde auf das freundlichste begrüsst und mit dem Ruf: *Haere mai i te maa!* »Komme herein, um zu essen!«, zum Nähertreten aufgefordert. Das Gelungenste dabei war, dass wir bereits gefrühstückt hatten und es gewöhnlich gar nichts mehr zu essen gab. Die Sitte aber verlangt, dass man Essen anbietet, ebenso aber auch, dass der Andere dankend ablehnt; durch Annahme der Einladung könnte ein Fremder den Hauswirth in nicht geringe Verlegenheit bringen.

Schnell vergeht die Zeit bei Frage, Antwort und Gegenfrage bis zum Mittagsgottesdienst, bei dem gewöhnlich Niemand fehlt, es sei denn, dass zur Zeit der Orangenreife ein Theil des jungen Volkes vorgezogen hatte, früh in den Busch zu ziehen, um frisch gebrauten Orangenwein zu trinken; dann konnte man schon in grosser Entfernung ihr Singen und Lärmen hören, bis die Theilnehmer nachmittags bekränzt und

voll des süssen Trankes ins Dorf zurückkamen, oft so geräuschvoll, dass der Gendarm seine grosse Noth mit ihnen hatte, wenn auch die Leute in den Distrikten im allgemeinen enthaltsamer sind, als die in Papeete.

Zum Mittagsgottesdienst haben auch alle Schulkinder zu erscheinen, ihr Platz ist in der Nähe der Kanzel, ihr Gesang leitet die feierliche Handlung ein und beendet sie, die Gemeinde singt die Lieder mit; der *Orometua* liest Gebete und Bibelstellen vor, der *Orometua pure*, ein eingeborener Geistlicher, wörtlich »Lehrer des Gebets«, hält die Predigt.

Anfangs sind die Zuhörer stets sehr andächtig und aufmerksam, doch hält das nicht lange an, da Vorleser wie Prediger gewöhnlich kein Ende finden können. Bei der Predigt schadet dies wenig, die Anwesenden träumen entweder vor sich hin oder schlafen, beim Gebet aber, während dessen die Gemeinde sich umdrehen und knieen soll, kniet gewöhnlich nur ein Theil; da dieser den Sitzenbleibenden dann das Gesicht zukehrt, so beginnt sogleich die lebhafteste Unterhaltung, und oft kann man ein nur halbunterdrücktes Kichern vernehmen. Die Prediger sprechen meistens gut und fliessend, manche von ihnen mit grossem Schwung. Ernst und langsam, wie sie zum *Fare pure raa* gewandelt sind, verlassen die Kirchgänger auch wieder das Gotteshaus.

Nunmehr versammeln sich Alle auf dem Dorfplatz und plaudern, bis der Tavana die Männer

in das Farehau ruft, um ihnen etwa neu angekommene Verordnungen der Regierung vorzulesen und alles Wichtige mit ihnen zu besprechen. Er sitzt gewöhnlich auf einem der wackligen Stühle vor seinen, auf dem Tisch ausgebreiteten Papieren, die Uebrigen lassen sich auf dem Fussboden nieder, die Beine vorn übereinander geschlagen. Die Verhandlungen dauern oft stundenlang, obgleich es sich nur selten um etwas wirklich Wichtiges handelt; es ist interessant, denselben beizuwohnen, denn Niemand hält mit seiner Meinung zurück, und Jeder ist im Reden geübt; Alle sprechen sitzend und haben aufmerksame Zuhörer von Anfang bis zum Ende. Die Frauen plaudern inzwischen draussen ruhig weiter, bis um 3 Uhr die Glocke wieder zur Kirche ruft; schon eine Stunde früher haben sich die Schulkinder versammelt, um die während der vergangenen Woche gelernten Bibelverse aufzusagen und um einige Lieder einzuüben; nunmehr kommen noch die Leute hinzu, die Lust haben, den Tag mit Gebet zu beschliessen. Manche sind freilich schon gleich nach der Versammlung im Farehau wieder nach Haus aufgebrochen, Andere besuchen ihre Fetii, nur einen kleinen Theil zieht es zum dritten Mal an einem Tag in die Kirche.

Der Gottesdienst ist kurz, und bald darauf ruhen Alle von der Arbeit des Tages vor den Häusern im Schatten der Bäume aus, von wo sie nur der Ruf zum Essen wegzulocken vermag. Dann bleiben sie in ihren Hütten,

bis sie sich abends noch einmal zum gemeinsamen Gesang im Farehau versammeln. Auch diese Vereinigung wird mit einem Gebet eröffnet; dann lassen an einigen Orten die *Mitinare* ein Kapitel aus der Bibel vorlesen und darauf die Erwachsenen Bibelstellen hersagen, die sie ihnen am Sonntag vorher aufgegeben haben, wobei allerdings die Aufgerufenen sehr oft passen und durch Schweigen glänzen; in anderen Dörfern fällt dies weg, und man geht vom Gebet sogleich zum Gesang über.

Tautira ist bekannt für seine *Hymene; Hymene,* Hymne, bezeichnet eigentlich den vorgetragenen Gesang, schlechtweg wird aber auch der Chor der Sänger selbst so genannt. Die Chöre Tautira's sollen die besten der Insel sein, am ersten Sonntag hörte ich deren drei.

Es war gegen 8 Uhr abends, als ich mit dem Tavana das Farehau betrat; die Nacht war sehr finster, und im Innern des Hauses war es nicht viel heller, denn zwei vorhandene europäische Stalllaternen konnten nur den kleinsten Theil des ungeheuren Raumes unvollkommen erleuchten. In der Mitte des Saales sassen fünf nicht mehr allzu junge Frauen, hinter ihnen ungefähr ebenso viele Männer, ihnen gegenüber zehn junge Mädchen und ungefähr die gleiche Anzahl Jünglinge, zwischen den Chören standen die beiden Laternen. Auf meine Bitten liess der Chef noch eine von seinen Petroleumlampen holen, sodass ich wenigstens die Gesichter der

Leute sehen und beobachten konnte. Nach einem kurzen Gesang eröffnete der Leiter der Hymene, ein älterer Mann, den Abend mit einem Gebet, worauf die eigentlichen Hymene vorgetragen, resp. geübt wurden. Der erste Chor fängt an, und kaum hat er geendet, als der zweite bereits ein Lied beginnt, worauf wieder der erste anstimmt; so wechseln sie gegenseitig ab, bis plötzlich ein dritter, der sich inzwischen, ohne dass man es in dem Halbdunkel hätte bemerken können, zusammen gefunden hatte und aus ungefähr dreissig Theilnehmern bestehen mochte, ein Lied in den Saal schmettert, das in Europa, von einer tyroler Sängergesellschaft vorgetragen, wohl kaum für eine tahitische Hymene gehalten worden wäre, wenn auch ein jodlerartiger Passus immerhin mehr tahitisch als europäisch klang.

Nunmehr singen die drei Chöre abwechselnd: alle Lieder sind mehrstimmig und sehr melodiös, oft bestehen sie aus einem Gemisch von alttahitischen Melodien mit neuen, unter europäischer Beeinflussung entstandenen Weisen, manchmal sind neu gehörte Gesänge etwas ins Tahitische umgewandelt. Eine Vorsängerin beginnt das Lied, die Anderen fallen dann ein, der Takt wird streng innegehalten; Brusttöne hört man fast nie, die halblaute Stimme ist ein wenig gepresst, oder es wird mehr oder weniger durch die Nase gesungen; jeder Gesang endet mit einem ungemein lang ausgedehnten ê-ê-ê, das mit plötzlichem Ruck aufhört. Die Worte sind der Bibel entnommen.

Sänger und Sängerinnen sitzen mit vorn übergeschlagenen Beinen; Hände und Füsse bleiben unbewegt, Gesten und Händeklatschen sind bei diesen Gesängen verpönt. Alle jungen Mädchen sind mit Blumen geschmückt; die Meisten tragen einen Kranz im Haar, Andere Blumen hinter den Ohren; in den Pausen werden eifrig Cigaretten geraucht. Nichtsingende hören entweder zu oder schwatzen mit einander, lachen, rauchen und werfen nachlässig noch brennende Streichhölzer und glimmende Cigarettenreste auf das trockne Gras des Fussbodens; die malerisch gruppirten oder zwischen den Erwachsenen herumlaufenden Kinder vertreiben sich die Zeit damit, ebensolches Gras in die Lampen zu werfen und bei jedem Aufpuffen ihre Freude in lautem Jauchzen kund zu geben. Dass bei solchem Leichtsinn nicht öfters ein Unglück entsteht, ist nicht genug zu verwundern. Nach anderthalbstündigem Singen befiehlt der Leiter, dass jeder Chor mir zu Ehren noch eine schöne Hymene vortragen solle, und beschliesst dann die Sitzung mit einem Gebet, wobei Alle tief die Köpfe neigen und die Augen schliessen. Kaum ist das Amen gesprochen, so durchhallt der Raum von lauten Scherzen und hellem Lachen, und fröhlich tritt Jeder den Nachhauseweg an.

An einem anderen Sonntag hörte ich noch einen vierten Chor und eine Kinderhymene, an der nicht nur die Schulkinder, sondern auch Kinder von viel zarterem Alter theilnahmen und doch schon einige

Lieder ganz reizend vortrugen. Jeder Tahitier ist von Natur musikalisch.

Zu gleicher Zeit sangen die Katholiken in einem Haus nahe ihrer Kirche ihre Hymene unter Aufsicht eines ***Mitinare;*** sie waren fleissiger als die Protestanten, denn sie übten auch noch an einem Abend in der Woche, und nur selten fehlte Jemand von der Gemeinde, denn ihr *Pope tane*, katholischer Priester, *tane:* Mann, hielt genaue Kontrolle, wenn er auch nicht im Dorf wohnte und nur dann und wann zum Predigen dahin kam.

Von den Protestanten waren nur selten Alle vereinigt; nicht einmal die Hälfte sah man häufig zusammen, nur wenn es galt, eine Hymene einzuüben, um sie zum französischen Nationalfest in Papeete vorzutragen, erschien Jedermann. Dann wurden alle Chöre zusammengestellt, eine Auswahl unter den besten Sängern getroffen und an jedem Abend unter Zuhülfenahme von wirklichen Einpeitschern geübt. Im Freien sassen die Sänger im grossen Kreis, der Dirigent stand in der Mitte und sang die Weise vor, vier oder mehr ältere Leute, lange Ruthen in der Hand, gingen ausserhalb des Kreises herum, halfen nach, hier einen Ton angebend, dort etwas verbessernd, und straften die Unaufmerksamen mit dem Stock.

An Wochentagen versammelt sich die Jugend abends auf einem Platz der Dorfstrasse; mit Ziehharmonikabegleitung singt sie dort ihre alten Lieder, verschiedene Gruppen bildend. Mehr als drei oder vier Leute vereinigen

sich selten zu einem Gesang, der Spieler sitzt in der Mitte, Sänger und Sängerinnen stecken die Köpfe dicht zusammen, und erst der das lang gedehnte ê schliessende Ruck bringt sie wieder auseinander. Die Worte dieser Gesänge sind nicht der Bibel entnommen. Wer nicht singt, sitzt oder steht herum, raucht, plaudert und schäkert, und der Jüngling benutzt diese Zeit, der Auserwählten seine Liebe zu erklären. Hierzu bedarf er eines Freundes und eines grossen Tuches, das die beiden Knaben über die Schulter werfen. So ausgerüstet, blicken sie nach der Schönen aus; haben sie diese entdeckt, springen sie plötzlich auf sie zu, suchen sie in ihre Mitte zu bekommen, mit dem Tuch in die Höhe zu heben und in den Busch zu tragen. Das Mädchen versucht ihrerseits, sich frei zu machen; Hülfe wird ihr aber dabei nicht zu theil, die Herumstehenden sehen zu, freuen sich und lachen, wenn es der Jungfrau gelingt, den Angreifern zu entschlüpfen, bis die Attacke erneuert wird; kommen die Jünglinge mit ihrer Beute in den Busch, so wird es ihnen wohl nicht schwer, die Geraubte versöhnend zu stimmen.

Die Mädchen geben ihre Gefühle, wie schon erwähnt, auf viel schönere Art durch Blumen kund. Wer eine *Tiare*, eine jener herrlichen, weissen, berauschend riechenden Jasminblüthen von ihnen zugeworfen bekommt, bedarf nicht mehr des Freundes und des Tuches als Helfershelfer.

Hie und da wird auch einmal ein alter Tanz aufgeführt; dann bleiben Arme und Beine nicht in der

phlegmatischen Ruhe, wie während der Hymene im Farehau, der ganze Körper wird lebendig und von einer staunenerregenden Beweglichkeit. Die begleitenden Sänger kauern auf der Erde und schlagen mit den Händen den Takt, die Tänzer stehen. Alle Tänze sind erotisch: die Hauptbewegung liegt in den Hüften und bei den Männern ausserdem in einem zitterartigen Bewegen der Beine; die Kniee sind etwas gebeugt, der Bauch ist vorgestreckt, die Arme werden halbvorwärts, halbseitwärts gehalten, die Hände langsam drehend oder zitternd bewegt, der Athem wird laut und kurz ausgestossen. Tänzer und Tänzerin sehen sich gegenseitig an, stehen anfangs einige Schritte auseinander und nähern sich nach und nach so, dass bei dem Schlussruck des Gesanges sie sich fast berühren. —

Will man von Tautira die Tour um die Insel fortsetzen, so muss man ein Boot benutzen. Der Tavana war so liebenswürdig, mir das seinige zu leihen; vier starke, junge Männer begleiteten mich an einem Morgen bei zwar schönem Wetter, aber starkem Wind. Das Boot war gut, ein deutscher Schiffsbauer in Papeete hatte es für den Preis von 200 Dollar gebaut. Fast in jedem Distrikt findet man jetzt schon einige solcher Kähne, die in ihrer Form genau den Booten der Wallfischfänger gleichen und daher sehr seetüchtig sind; die aus einem einfachen Baumstamm verfertigten Kanus werden nur noch beim Fischfang innerhalb des Riffes verwendet. Die Boote repräsentiren zwar ein grosses

Kapital, tragen aber auch Zinsen: sie werden den Fischern für einen Theil der Ausbeute überlassen, und öfters fahren sie nach Papeete und erheben dann von den Mitfahrenden und der Fracht eine kleine Abgabe. Tautira hat auf diese Weise fast regelmässig einmal in der Woche Verbindung mit der Hauptstadt, und Passagiere bezahlen für diese Tour einen Dollar, während eine Fahrt auf den schlechten Wagen der von der Regierung subventionirten Post vier Dollar kostet und man dabei in Taravao noch übernachten muss.

Ausser mir und den Bootsleuten nahmen zwei Männer im Fahrzeug Platz, und mehrere grosse Bündel Bambusstäbe wurden hineingelegt. Auch auf der pfadlosen Strecke hinter Tautira liegen einige Hütten, deren Bewohner nur mittelst Kanu mit anderen Menschen verkehren können; bei einer derselben stiegen die Leute aus und nahmen den Bambus mit, der für die Wände eines neuen Hauses dienen sollte, das sie in kürzester Zeit fertig zu stellen hofften.

Der starke Wind brachte uns schnell vorwärts; so lange wir innerhalb des Riffes blieben, war die Fahrt sehr schön, wir waren gegen die hohe See geschützt und konnten uns ganz dem Betrachten der Natur hingeben. Sowie man die Halbinsel passirt hat, hört das Flachland vollständig auf; kaum dass hie und da noch einige Kokospalmen Fuss fassen können; die Felsen schieben sich, anfänglich noch sanft abfallend, bis zum Meer vor, Wasserfälle sind häufig, und einzelne Bäche

bilden kleine Buchten und schmale Thäler, die einen Blick auf die weiter zurücktretenden höheren Berge gewähren, unter denen jener wildgezackte Gipfel besonders hervorragt, den man schon früher als Abschluss des Tautirathales bewundern konnte.

Eine zweieinhalbstündige Fahrt bringt uns ans Ende des Riffes, und pfeilschnell schiessen wir durch die kaum drei Meter breite Durchfahrt hinaus ins offene Meer. Kaum sind wir draussen, so werfen die hochgehenden Wogen das Boot wie eine Nussschale hin und her, und ehe wir Zeit gehabt haben, das Segel einzuziehen, erfasst es der Wind, der Mast bricht wie ein dünner Stab in zwei Theile und wir sind nahe am Kentern. Die Ruder erweisen sich als ungenügend gegen diese Naturkräfte, denn jede Welle bringt das Boot den gefahrdrohenden Klippen näher; es bleibt nichts übrig, als die beiden Stücke des Mastes zusammenzubinden, um mit Hülfe des Segels so schnell als möglich von den Felsen wegzukommen.

Auffallend verändert sind die Gesichtszüge der Bootsleute, ihre Ruhe hat sie verlassen, und die Männer, die eben noch mit grösster Kaltblütigkeit, aber auch mit höchster Geschicklichkeit dicht an den scharfen Kanten des Riffes, die das Boot bei der geringsten Berührung gespalten haben würden, dahinsegelten, sind ängstlich und kommen mit ihrer Arbeit kaum von der Stelle. Der einzige Gleichgültige bin ich, denn ich kann nicht glauben, dass ein so kleiner Zwischenfall bei der grossen

Tüchtigkeit aller Südsee-Insulaner im Seefahren irgend welche unangenehme Folgen haben kann; aber erst als das Segel wieder gehisst ist, so gut es bei dem geflickten Mast eben geht, beruhigen sich die Anderen, und aus der naiven Aeusserung des Führers: *Aita peapea!*[1]), »nun brauche ich keine Angst mehr zu haben«, erhalte ich die Gewissheit, dass sie in Sorge gewesen waren, was ich ihnen bis dahin trotz ihrer ängstlichen Gesichter nicht einmal zugetraut hatte.

Da die Wogen an dieser Stelle bis an die Insel dringen und die See stets bewegt ist, so ist das Ufer sehr unterwaschen. Die Felsen fallen steil ins Meer, und die braunen, von dem thurmhoch geschleuderten weissen Gischt eingerahmten Wände nehmen sich grossartig aus zwischen dem dichten Grün, das sich auf ihren Rücken breit macht, und dem tief dunkelblauen Wasser, das sich an ihren Füssen bricht. Zehn bis zwanzig Meter hoch sind oft die Höhlungen, die das Meer aus dem harten Stein herausgearbeitet hat, und so tief sind sie an einzelnen Stellen, dass man kaum das Ende zu sehen vermag. Auch giebt es Grotten, die nur einen schmalen Eingang haben und sich hinter diesem wieder erweitern; nach der Beschreibung eines meiner Begleiter müssen sie der blauen Grotte von Capri ähneln, nur dass der Zugang viel schwieriger und auch an den

[1]) Die beiden Worte *Aita:* nicht, und *Peapea:* ängstlich, aber auch: verdriesslich, gebraucht der Tahitier bei jeder Gelegenheit.

ruhigsten Tagen gefährlich ist, weil bei dem geringsten Seegang die Ausfahrt unmöglich wird.

Hat man die Südostecke der Insel umfahren, so ist die Gefahr vorbei, auf der südlichen Seite erreicht man bald wieder das schützende Riff. Die Formation der Insel ist hier ähnlich wie hinter Tautira, doch treten die Felsen bald mehr zurück, die Berge fallen weniger steil ab, die Thäler werden länger.

Nach fünfstündiger Fahrt landen wir an einer kleinen Halbinsel und erreichen von da aus in halbstündigem Marsch den Ort Teahupoo. Aehnlich wie Tautira liegt auch dieser auf einer Landzunge, und wie dort stehen auch hier alle Häuser auf derselben, doch schon wieder weiter auseinander, sodass das Dorf sich ziemlich lang ausdehnt; obgleich es fast nur aus Bambushütten besteht, sind diese nicht so gut gehalten wie die von Tautira.

Unter den 300 Einwohnern dieser Ortschaft giebt es noch keine Katholiken. Teahupoo und Hitiaa sind die beiden einzigen Bezirke, in denen allein Protestanten wohnen. Anfangs gab es nur solche auf der Insel; die katholischen Missionare kamen erst, als die protestantischen bereits grosse Erfolge erzielt hatten; den Reibungen und Kämpfen zwischen den beiden Konfessionen haben es die Tahitier zu danken, dass sich Frankreich einmischte und sie dabei ihre Insel verloren. Jetzt ist die katholische Kirche schon so ausgebreitet, dass ein Bischof in Papeete residirt; sie wird von Europa

aus jährlich mit 50000 Franc unterstützt, was aber nach Ansicht ihres Oberhauptes viel zu wenig ist, da die katholischen Eingeborenen für die Kirche nichts gäben, während, wie er meinte, die Protestanten ihren Geistlichen nicht genug Geschenke darbringen könnten. Ob beides der Fall ist, konnte ich nicht ermitteln, ich habe nur gesehen, dass sich die Eingeborenen allen Geistlichen gegenüber stets sehr freigebig zeigen.

Auch andere Sekten haben versucht, auf Tahiti Proselyten zu machen, und mormonische Missionare giebt es hier wie bereits auf vielen anderen Südsee-Inseln zur Genüge. Sehr ehrwürdig sind mir diese nie erschienen. So oft ich Sonntags in Salt Lake City war, habe ich es nie versäumt, dem Gottesdienst der Mormonen in ihrem Tabernakel beizuwohnen; ich habe dort von Nichttheologen recht gute Predigten gehört und grossen Genuss gehabt an den Liedern, die ein aus 400 Männlein und Weiblein gebildeter Chor ganz meisterhaft in dem akustisch vorzüglich gebauten Saal vorträgt. Aber die Herren Mormonen, die in der Südsee ihr Wesen treiben, haben mich nie begeistern können.

Mit zweien von ihnen war ich von San Francisco nach Tahiti gefahren; es waren junge Männer in einem Alter von vielleicht fünfundzwanzig Jahren; der eine war bis dahin *Cowboy*, der andere Fabrikarbeiter gewesen. Jedenfalls eine recht passende Vorbereitung für die Berufung zu Missionaren, als die sie für drei



KINDER DER OSTER-INSULANER
AUF TAHITI.

Jahre nach den Gesellschafts-Inseln entsandt wurden, und zwar auf ihre eigenen Kosten, wie sie immer stolz hervorhoben, obgleich aus ihren Erzählungen hervorging, dass sie weder als Kuhhirt noch als Tagelöhner einen Pfennig erübrigt hatten. Als Lösung dieses Räthsels erwies sich eine Sammlung, die in der Gemeinde veranstaltet worden war und so viel eingebracht hatte, dass sie nicht nur ihre Ausstattung und ihre Reise bezahlen, sondern auch noch mit etwas Gold in der Tasche klimpern konnten; das nannten sie »auf eigene Kosten«. Ein Jahr sollten sie in Tahiti bei einem Missionar die Sprache und das Predigen lernen, dann waren sie soweit, ihre Amtsbrüder ablösen zu können, um nunmehr für zwei Jahre selbst das Wort Gottes zu lehren. Nach diesem hofften sie mit einer Reise um die Welt, wiederum auf eigene Kosten, die diesmal die armen Eingeborenen getragen haben werden, ihre Missionsthätigkeit beschliessen zu können!

Der Weg entlang der Südküste von Kleintahiti durch die Distrikte Teahupoo und Vairao ist, wie alles auf dieser Insel, schön, aber doch nicht so schön wie der der Nordküste; die Berge treten etwas weiter zurück, das Flachland nimmt ein wenig zu, doch ist dieses so dicht bewachsen, dass man keinen freien Blick gewinnt. Die Strasse führt auch hier dicht am Wasser entlang, ja in Vairao sogar einmal in einer kleinen Bucht eine kurze Strecke durchs Meer. Hier stehen über den Wogen zwei auf Pfählen errichtete Häuser, die einzigen derartigen Bauten auf Tahiti.

Schon in diesen Distrikten bemerkt man einen äusserst aromatischen Geruch, der intensiver wird, je weiter man kommt, und von der vor den Wohnungen trocknenden Vanille stammt.

Die Fahrt um die an und für sich schöne Bai am Isthmus von Taravao gewinnt noch dadurch, dass der Weg verschiedene Windungen machen muss, wobei man herrliche Blicke auf die Südküste von Gross- und Kleintahiti erhält. Die Strasse ist hier bedeutend besser als auf der Nordseite, künstliche Dämme führen durch kleinere Buchten, Brücken über grössere Flüsse.

In den nächsten Distrikten, Vaiari oder Papeari[1]), Mateiea und Papara bleibt der Weg gleichmässig schön; nur an einzelnen Stellen läuft er dicht am Meer hin, zumeist hat man an beiden Seiten ein wenig Flachland, das hier etwas breiter ist als auf der Nordseite, doch hindert dichter, das ganze Jahr grüner Busch hier wie in Teahupoo und Vairao den Blick auf das Gebirge, von dem nur hier und da der Tetuhera, der dritthöchste Berg der Insel, zu sehen ist. Bloss da, wo einst die »Tahiti Cotton and Coffee Company« alles niedergeschlagen hat, sieht man dasselbe frei vor sich liegen, es fällt nicht so steil ab wie auf der Nordseite, ist aber mindestens ebenso grossartig: zwischen den hohen

[1]) Die Bezeichnung *Pape* für Wasser ist an Stelle des alten Wortes *Vai* getreten, das aus der Umgangssprache fast ganz verschwunden ist und nur noch in alten Wörtern wie in Vaipatu, Vaihiria und anderen vorkommt.

Bergen ziehen sich bis weit hinauf grosse, von steilen grünen Bergwänden eingefasste Einschnitte hin, aus denen Flüsse und Bäche stürzen, die idyllische Schluchten bilden. In diesen liegen zum Theil noch Ueberreste von den alten heiligen *Marae*, den Platzen, wo man früher die Opfer niederzulegen und die Götter anzurufen pflegte. Ich werde auf diese später noch zurückkommen, ebenso wie auf den am Meer liegenden, von der Strasse aus nur schwer sichtbaren grossen Steinhaufen, der einst eine wunderbare Pyramide bildete und als *Ahu* Mahaiatea dazu bestimmt war, die sterblichen Ueberreste von Teriirere, dem Häuptling der Teva, aufzunehmen.

Ehe man nach Papara kommt, fährt man in Vaihiria eine Strecke durch hohes Zuckerrohr hindurch, und hinter den Feldern erblickt man die Gebäude einer Zuckermühle. Eine andere Plantage mit Mühle liegt direkt hinter Papeete an der schönen Baumallee am Fautauafluss und eine dritte etwas oberhalb dieser im Fautauathal. In allen dreien wird neben Zucker auch viel Rum bereitet.

Die letztgenannten Bezirke haben protestantische und katholische Kirchen, und die Häuser gruppiren sich hauptsächlich um diese. In Papara ist ein schönes protestantisches Gotteshaus mit Glockenthurm der Vollendung nahe; daneben liegt die Wohnung des Chefs, eines Enkels des in der tahitischen Geschichte viel genannten Tati, wie dieser, Tati genannt.

Auf das liebenswürdigste wird Jeder in dem gastfreien Haus aufgenommen, dessen Besitzer, der einen Engländer zum Vater hatte, doch stolz darauf ist, ein Tahitier zu sein, und, obgleich er weite Reisen gemacht hat und französisch und englisch ebenso geläufig wie tahitisch spricht, bei jeder Gelegenheit seine tahitische Nationalität betont, wenn auch seine Heimath eine französische Kolonie geworden ist. Er hat sich mit einer Tahitierin reinsten Blutes verheirathet und auch für seinen ältesten Sohn eine Frau aus noch reinem Blut der *Arii*, der Häuptlinge, gewählt. Unter den Tahitiern geniesst er das grösste Ansehen, unter den tahitischen Rednern nimmt er die erste Stelle ein. Ich erfuhr in seinem Haus viel Interessantes, lernte noch manches Alttahitische kennen und hörte da auch einige Gesänge aus alter Zeit, die viel schöner waren, als die jetzt in den Kirchen gesungenen Hymene.

Es war mehrere Wochen nach dem Tod von Tati's Mutter Ariitaimai, wir hatten zu Abend gegessen und sassen im Gespräch auf der hintern Veranda des Hauses, als der Mitinare und eine Anzahl älterer Leute erschienen, um mit der trauernden Familie gemeinsam der Toten im Gebet zu gedenken, was sie seit dem Todestag an jedem Abend thaten. Nachdem der Mitinare die Andacht geschlossen, ersuchte Tati die Leute, die ihnen noch bekannten alten Gesänge mir vorzutragen. Dieselben waren durchwegs mehrstimmig, sehr melodiös und wurden von den ruhig Sitzenden



OSTER-INSULANER AUF TAHITI.

langsam und ernst gesungen, ein jeder endete mit dem langgedehnten ê-ê-ê. Die Lieder erzählten manchmal die Ereignisse alttahitischer, sagenhafter Geschichte, öfters schilderten sie die Seelenstimmung desjenigen, dem das Lied in den Mund gelegt wird, gewöhnlich eines bekannten Helden nach einem gewissen Ereignis. Sehnsüchtig zählt ein Verbannter die Schönheiten seines Vaterlandes auf, klagt ein Anderer über die Treulosigkeit der Geliebten, besingt ein Dritter die Schönheiten des von ihm begehrten Weibes. Die Gedichte waren so bilderreich, dass sie sich nur schwer in einer anderen Sprache wiedergeben lassen.

Aromaiterai und Tuiterai waren die Söhne von Teriitahia, dem *Arii* von Papara, ihre ältere Schwester hatte sich nach Raiatea verheirathet. Nach dem Tode des Vaters erklärte sich Aromaiterai als der älteste Sohn zum Häuptling, wie dies nach tahitischer Sitte gebräuchlich war, Tuiterai aber beanspruchte denselben Rang, indem er den Grundsatz aufstellte, dass nur das älteste Kind, ganz gleich, ob Knabe oder Mädchen, unbestritten des väterlichen Ranges Erbe sei; sonst aber stehe, wäre dasselbe ausgewandert, wie sich dies bei ihrer Schwester zugetragen habe, jedem der jüngeren Kinder das Recht zu, die Häuptlingswürde zu fordern. Tuiterai scheint der stärkere gewesen zu sein, denn die *Hiva,* die Korporation der Unterhäuptlinge, der der Streit zur Entscheidung vorgelegt wurde, gab ihm Recht und verbannte Aromaiterai nach

Mataoae, einem Bezirk an der Südwestküste von Taiarapu, von wo aus der Unglückliche, wenn er an einem klaren Tag nach Nordosten schaute, über das Meer hinweg die Berge sehen konnte, die den Bezirk Papara umschliessen.

Das hierauf bezügliche Lied lässt nun den am Strand stehenden Aromaiterai in sehnsüchtige Klagen nach seiner schönen Heimath ausbrechen:

Ei Mataoae au hio atu ai i tau fenua ite Tianina.
Ite moua ra o Tearatapu te peho i Maite
Tiaa puaa ite moua rahi
Ua tahe te hupe ite moua
Ua hora hia tau ahu.
Terara ua e. e ore oe e iriti ae
Ia hio atu au ite moua rahi ra
Aue te pare i Mapuhi e tau fenua iti.

Te pahu taimai o nia o Fareura
Ta iriti hia mai te matai o te toa
E tahirihiri no te arii no Aromaiterai.
Ite huru o tou aia.

»Von Mataoae aus schaue ich hin nach meinem Lande Tianina, nach dem Berge Tearatapu, nach dem Thale Maite, nach meiner Heerde Schweine am grossen Berg. Regen verbirgt den Berg. Regen netzt mein Gewand. Hebe Dich weg, Regen, damit ich sehen kann den grossen Berg. Aue! Wall von Mapuhi, mein theures Land!

Der Wind bringt zu mir die Töne der Trommel, die über Fareura hängt, um mich damit zu fächeln, um zu fächeln den Häuptling Aromaiterai. Ich sehne mich nach dem Anblick meiner Heimath.«

Tauraatua, ein junger Hauptling von Papara, liebte ein schönes Mädchen Maraeura, das in Ruaroa nahe am Strand wohnte. Eine Heirath mit ihr war ihres niederen Standes wegen ausgeschlossen, doch hinderte die Landessitte eine Verbindung der Beiden nicht. Tauraatua zog deshalb nach Ruaroa und lebte mit der Erkorenen, bis ein Bote von Papara kam, um ihn auf Befehl der Hiva zurückzurufen. Da lässt der Jüngling seinen Klagen freien Lauf und bittet, ihm wenigstens noch einmal den Anblick der gerade badenden Geliebten zu gestatten. Reizend ersonnen ist es, dass in dem Lied der die Botschaft Ueberbringende ein kleiner Vogel Uriri ist, dessen Name schon für den Tahitier viel Liebliches enthält, was für eine andere Sprache leider verloren geht.

Tauraatua te noho maira i tona ra paepae i te paepaeroa
E uriri iti au e rere i te Ruaroa e tii i tau
E fenua Papara ite rai rumaruma
E haere a i Teva tena teaia tei Papara to fenua ura e
Moua tei nia Moua Tamaiti e
Outu tei tai Outu Manomano te faarii raa ia Teriirere i outu rau ma Tooarai.

E tii na vau e turai e atu i te iau para i te Ruaroa e
Ia vai noa mai na i puu rii o Maraeura i tai e.

Tauraatua lebt auf dem *Paepae* von Paepaeroa.
Der kleine Uriri fliegt nach dem von ihm geliebten Ruaroa:
»Komme zurück nach Papara, dem reich belaubten,
Komme zurück zu Teva, Deiner Heimath,
Zu Deinem Papara, dem goldenen Land,
Zu Deinem Berg, dem Berge Tamaiti,
Zu Deiner Landspitze Manomano am Strand,
Zu dem Sitz von Teriirere und Tooarai.«
»Dann lass mich hingehen und die goldenen Blätter von Ruaroa auseinander biegen,
Damit ich noch einmal schaue Maraeura sich in den Wellen wiegen.«

Das Haus des Chefs von Papara steht noch auf derselben Stelle, wo einst das *Fare* des Oberhäuptlings der Teva gestanden hat, doch ist es seitdem etwas verändert. Es ist aus Holz erbaut, hat schöne Zimmer und ungemein breite Vorder- und Hinterveranden, auf denen sich eigentlich das ganze Leben der Bewohner abspielt. Das Gebäude liegt am Meer, an der Mündung eines kleinen Flusses; am Ende einer kleinen Landspitze, des *Outu* des Arii in früheren Zeiten, steht ein mächtiger Baum, von dessen Schatten man sich ungern trennt, so schön ist der Blick von dort auf das mächtige Gebirge und auf das herrliche Meer, aus dem in geringer Entfernung dann und wann das Riff



HAUS DER OSTER-INSULANER AUF TAHITI.

hervorragt, das hier die Verbindung zwischen einigen kleinen mit Palmen bewachsenen Koralleninseln bildet, von denen sich entlang der Küste mehrere um Tahiti finden.

In halber Höhe des Gebirges unterscheidet man einige vorspringende Felsen, in ihrer Nähe soll die Höhle liegen, in der die Schädel der Häuptlinge einst niedergelegt worden sind. Gern hätte ich diese besucht, sie blieb jedoch unauffindbar; nur ein alter Mann kennt ihre Lage, und dieser war selbst auf die Bitten des Chefs, der wie ich die Ruhestätte seiner Vorfahren kennen lernen wollte, obgleich er sich trotz aller Aufklärung niemals dahin zu gehen getraut hätte, nicht zu bewegen, dieselbe zu verrathen; er war überzeugt, dann sofort sterben zu müssen, da die Welt nicht Raum habe für zwei Menschen, die gemeinsam diese heilige Stätte kennen. Seit langem war das Wächteramt über dieselbe erblich in seiner Familie; auf dem Sterbebett hatte ihm sein Vater dasselbe übertragen, um dann sogleich die Augen für immer zu schliessen, seitdem hatte er das Geheimnis treu bewahrt. Einst war ein Bewohner von Papara athemlos zu ihm gekommen, erzählend, wie er von einem hohen Baum aus, den er auf einem Hügel erklettert hatte, um Ausschau nach seinen verlaufenen Schweinen zu halten, plötzlich an einem Felsen den Eingang zur Höhle erblickt habe. Entsetzt war er geflohen, und lange fürchtete er, dass dies üble Folgen für ihn haben möge; der in Papara

stationirte Gendarm aber, der weniger Angst vor den Tupapau hatte, und in der Höhle ausser Knochen auch werthvolle Sachen zu finden hoffte, suchte, als er davon hörte, sofort den Hügel auf, war aber nicht wenig erstaunt, denselben abgeholzt zu finden. Alles Suchen war vergebens, nirgends liess sich eine Oeffnung entdecken. Der Wächter selbst betheuerte mir, dass Niemand ohne Hülfe der Tupapau zur Höhle gelangen könne, da die Felswand, in der sich dieselbe befände, senkrecht steil und ungemein glatt sei. Wolle er dahin, so begebe er sich an den Fuss der Wand und bete dort so lange, bis die Geister kämen, von denen getragen er dann leicht an der Wand auf- und absteigen könne, was ihm andernfalls vollkommen unmöglich sei.

Von Papara aus lässt sich am besten der hoch oben in den Bergen des Bezirkes Mataiea gelegene See Vaihiria erreichen. Der Weg ist schwierig und anstrengend, oft muss man in den Bächen aufwärts steigen, ehe man zu dem von hohen, grünen Wänden eingeschlossenen Kratersee* gelangt, in dessen nicht sehr klarem Wasser sich eine eigenthümliche, nur hier vorkommende Fischart tummelt. Er hat keinen sichtbaren, doch wahrscheinlich einen unterirdischen Abfluss; als diesen sieht man einen in der Nähe vom Ort Vaihiria am Fuss der Berge als tosende, fast 1 *m* hoch geschleuderte Quelle entspringenden Bach an, dem man den Namen *Vai maa*, klares Wasser, gegeben hat.

Dicht an der Grenze der Bezirke Papara und Paea liegt unweit der Strasse die reizende Grotte Te ana i Faero, *Ana:* Grotte, deren kleiner See von Tropfsteinbildungen überwölbt wird, um die sich Schlingpflanzen in tropischer Fülle ranken. In Paea fällt der Blick wieder auf die Insel Moorea, die sich besonders schön von dem *Ahu* Otufara ausnimmt, von dem ich später noch zu reden haben werde.

Punaauia erkennt man schon von weitem durch einige kleine, jetzt halbverfallene Forts, die einst von den Franzosen auf einem, sich nach dem Meer zu vorschiebenden Bergrücken erbaut worden waren. Ehe man diesen Vorsprung des Gebirges erreicht, passirt man eine Stelle, an der der Tahitier immer nur mit leisem Grauen vorbeigeht. In den sehr schroff abfallenden Felswänden sind mehrere Höhlen, die voller Schädel liegen, und die Tupapau hausen hier so arg, dass sie sich nicht immer mit ihrer eigenen Gesellschaft begnügen, sondern ins Thal hinabsteigen und den Passanten allerhand Schabernack spielen. So waren noch vor kurzem drei Tahitier, die, als es bereits dunkelte, von Papeete, wo sie den neuen Rum probirt hatten, nach Haus ritten, in der Nähe des Thales Maruapo von den Tupapau überrascht und in einen Strassengraben geworfen worden! Die Furcht vor den Tupapau war so gross, dass die Regierung sich gezwungen sah, die Strasse zu verlegen, die jetzt nicht mehr am Fuss der Berge, sondern in

weitem Bogen um dieselben herum dicht am Strand hinläuft.

Der Fluss Punaruu bildet ein grossartiges Thal, das durch den, den Hintergrund abschliessenden Orohena noch ungemein an Schönheit gewinnt.

Im Distrikt Faaa steigt die Strasse einen kleinen Hügel hinauf, der fast ebenso weit westlich von Papeete liegt, wie der vor dem Kap Venus gelegene östlich von der Hauptstadt sich befindet. Der Blick ist hier nicht so frei wie dort, am Fuss erblickt man eine kleine flache Insel, aber Papeete ist noch hinter einer Landzunge verborgen.

Ehe man dieses wieder erreicht, liegt dicht an der Strasse der Hügel Pamatai, der zwar landschaftlich nichts, aber doch sonst des Interessanten genug bietet, da ihn eine Kolonie von Oster-Insulanern bewohnt. Dreihundert waren einst von einem Engländer nach Tahiti gebracht worden, wo er sie auf seinen Plantagen als Arbeiter zu verwerthen gedachte. Der Erfolg war der, dass jetzt, nach kaum 30 Jahren, davon noch 20 Männer und 11 Frauen mit 13 Kindern (Tafel VII) übrig sind, die auf dem ihnen überlassenen Berg ein kümmerliches Dasein fristen. Der Ort gilt nicht für gesund, und in Papeete wird nichts gegessen, was daselbst gewachsen ist; in der That sind einige Leprakranke unter den Bewohnern. Die Männer sind gross und kräftig (Tafel VIII), der Schädel ist auffallend schmal, die Gesichtszüge sind scharf, bei einigen aus-

gesprochen semitisch. Ihre Wohnungen sind sehr primitive, direkt auf der Erde stehende Hütten (Tafel IX), die aus einem Bambusgestell bestehen, das bis zur Erde mit einer dichten Schicht von Pandanusblättern bedeckt ist; eine Thür führt in den einzigen fensterlosen Raum. Der verstorbene Bischof von Papeete, der mehrere jener merkwürdigen Holztafeln der Oster-Insulaner besass, die voller eingravirten Figuren sind, welche man mit Recht für Schriftzeichen hält, hat sich grosse Mühe gegeben, diese mit Hülfe der nach Tahiti gebrachten Leute zu entziffern; er hat sogar ein Vokabular zusammengestellt, eine Uebersetzung der Tafeln ist ihm aber nicht gelungen. Ich habe seine Versuche fortgesetzt, bin aber auch nicht weiter gekommen als zu der Ueberzeugung, dass wir von den jetzt lebenden Oster-Insulanern den Schlüssel zu dieser Schrift nicht erhalten werden und dass die bereits vorhandenen angeblichen Uebersetzungen einiger Tafeln zum Theil wohl Erzählungen von Eingeborenen sein mögen, mit den Tafeln aber in keinem Zusammenhang stehen.

Wie im Osten so wird auch im Westen Papeete von einem Fluss begrenzt; an seinen Ufern liegt das Gefängnis und nicht weit davon der Friedhof. Von hier führt eine alleeartige Strasse vorbei an dem Lazareth, den Kasernen, dem Justizpalast und anderen Regierungsgebäuden bis zum ehemaligen Schloss der Pomare. —

Ebenso schön wie eine Fahrt oder ein Ritt um Tahiti ist, ebenso schön ist es, im Kanu zwischen Riff und Insel diese zu umrudern, ebenso schön ist es, im grösseren Boot ausserhalb des Riffes das Eiland zu umsegeln. Entgeht einem dabei auch alles das, was man in den Häusern und Dörfern sehen kann, so gewinnt man doch im Kanu bessere Blicke auf die herrlichen Ufer, so lernt man erst im Boot die Grossartigkeit des Gebirges, das Zauberhafte der mächtigen tiefen Thäler kennen. Wer alle drei Fahrten unternimmt, dem wird es am Schluss schwer werden, zu entscheiden, welche von ihnen die schönste war. —

Zweimal im Jahr herrscht in Papeete grosse Aufregung: bei der Vertheilung der Schulpreise in der katholischen Missionsschule, und zum französischen Nationalfest, das nicht auf dem 14. Juli beschränkt bleibt, sondern officiell vom 13. bis mit 16. gefeiert wird. Zum Glück berührt erstere Vollblutkinder nur wenig, es giebt deren kaum in Papeete. Die Knabenschule vertheilt zuerst ihre Preise, an einem späteren Tag erhalten die Mädchen die ihrigen. Die Schulhallen sind mit Palmen, grünem Laub und Blumen geschmückt, die Eltern erscheinen in grosser Gala, der Gehrock der französischen Väter bringt etwas Feierliches in die Versammlung. In der Halle nehmen die Erwachsenen Platz, auf einer Bühne stellen die Zöglinge zuerst lebende Bilder oder führen kleinere Theaterstücke auf, dann werden die Preise vertheilt,

was Stunden in Anspruch nimmt, denn jeder Preisgekrönte wird auch wirklich gekrönt. Der Bruder-Lehrer, bei den Mädchen die Schwester-Lehrerin, führt ihn den Eltern zu, die ihm als Krone einen aus künstlichen Lorbeerblättern hergestellten Kranz aufsetzen, den ihnen der Bruder gleichzeitig mit dem Preis überreicht, welchen sie dem Gekrönten einhändigen, um dann, vor Rührung schluchzend, ihren Sprössling zu umarmen und allen anwesenden Verwandten zu ebensolcher Liebkosung zuzuschieben, bis der Bruder, der inzwischen einen andern Knaben hat krönen lassen, sich seine Krone zurückholt. Da eine solche Masse von Preisen vertheilt wird, Bücher an die älteren, Spielzeug an die jüngeren Kinder, dass jeder Schüler, der nicht so viele erhält, dass er, Vater und Mutter auf dem Nachhauseweg ordentlich daran zu tragen haben, für einen wirklichen Idioten gehalten werden muss, so ist die Rührung am Schluss grenzenlos. Bei der Feier in der Mädchenschule mischte sich nur etwas Aerger darunter, dass der Gouverneur derselben nicht beigewohnt hatte: sie war auch zu schön! Die ältesten Schülerinnen hatten eine wirklich erhebende patriotische Kundgebung veranstaltet, eine Jede erschien in dem Kostüm einer der französischen Provinzen, zuletzt eine in ein tiefes Schwarz gekleidete Elsässerin und eine ebenso schwarze Lothringerin, die, jubelnd empfangen, neben die die Tricolore haltende Göttin der Freiheit geführt wurden, und, während die

französischen Farben sie bedeckten, das Gelübde empfingen, demnächst wieder in den Bund ihrer über dieses Ereignis hocherfreuten Schwestern aufgenommen zu werden. Diese liebenswürdige Annexion wurde dargestellt von einer Hautevolée von jungen Damen, die zum grössten Theil nur den Namen ihrer Mütter trugen und mehr als an Elsass und Lothringen wohl daran dachten, wem sie demnächst eine *Tiare* zuwerfen möchten!

So komisch auch diese Vorführung hier auf einen unparteiischen Zuschauer wirken musste, so sollte sie doch noch durch eine andere am Nationalfest übertroffen werden. Bei diesem wird stets ein Wettsingen veranstaltet. Mit anderen Preisbewerbern erschien auch ein tahitischer Lehrer mit einer Hymene, deren Sänger ein Alter von ungefähr fünf bis zwölf Jahren hatten. Vor den Preisrichtern scharten sie sich um die Tricolore und begannen mit ihren kleinen Kinderstimmchen ein Lied vorzutragen, in dem sie Elsass und Lothringen racheschnaubend von Deutschland zurückforderten, sodass es mir angst und bange hätte werden können, wenn ich nicht dabei in diese hübschen, unschuldsvollen Gesichter (Tafel X) gesehen hätte, deren grosse dunkle Augen schon vor Freude leuchteten in der Erwartung der Zuckerstengel, die ihnen ihr Lehrer versprochen haben mochte, falls er einen Preis einheimste.

In der Schule konnte ich erwarten, dass die Mädchen so viel Geographie gelernt hatten, dass wenigstens



KINDER VON TAHITI.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

einige von ihnen und von den Zuschauern wenigstens die französischen Väter etwas von Frankreich wussten, bei diesen kleinen braunen Bengels war dies vollständig ausgeschlossen, und den Lehrer hätte man mit Fragen nach Europa wohl in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Dass die Hymene einen Preis erhielt, versteht sich von selbst; dreimal liessen sich die anwesenden Franzosen den Kriegsgesang wiederholen und fühlten sich dann sehr gehoben — Tahiti liegt weit vom Schuss! —

Das Nationalfest wirft seine Schatten weit voraus: jede auf sich haltende Schöne hat für mehrere Toiletten und einige neue Hüte zu sorgen; da gilt es zu flechten und die Nähmaschine nicht ruhen zu lassen, denn zweimal erscheint man während des Festes nicht gern in demselben Kleid. Reizend ist ein Schmuck, den die Damen, da er sonst während des Jahres nicht zu haben ist, an diesen Tagen zu tragen lieben, ein an den Hut gesteckter Busch von luftigen, weissen *Revareva*. In der Mitte der Krone der Kokospalme befindet sich ein Büschel bereits halbgeformter, aber noch ganz weisser chlorophyllfreier Blätter. Zieht man dieses heraus und befreit dann jedes Blatt von seiner Rippe und dem oberen Häutchen, so erhält man nach dem Trocknen einen weissen, seidenartigen Streifen, der, Revareva genannt, am Tageslicht leicht eine gelbliche Färbung annimmt. Ein Busch davon am Hut ziert die Trägerin ebenso wie den Bersaglieri sein

Federhut. Fünf bis sechs solcher Büschel kann man von einer Palme gewinnen, die dabei freilich eingeht; nur wenn man sehr vorsichtig operirt, lässt sie sich, aber auch nur verkrüppelt, am Leben erhalten. Sind die jungen Blätter noch in so zu sagen embryonischem Zustand zu einem weissen Strunk zusammengerollt, so liefern sie, in Scheiben zerschnitten und als Salat zubereitet, ein vorzügliches, nach Wallnuss schmeckendes Gericht, das jedoch nicht zu den Speisen der Eingeborenen gehört, sondern erst von den Weissen entdeckt wurde und somit auch keinen tahitischen Namen hat.

Den Mittelpunkt während des Festes bilden die Wettgesänge der Hymene, es wird sogar soviel gesungen, dass es fast zu viel ist; immer und immer werden dieselben Lieder wiederholt, ohne dass man dabei auch nur eine alttahitische Melodie zu hören bekäme, obgleich gewöhnlich die Chöre verschiedener Distrikte in der Hauptstadt weilen, ja manchmal, wenn die Preise hoch genug sind, fast jeder Bezirk vertreten ist, und selbst Moorea seine Sänger übers Meer schickt.

Im vergangenen Jahr hatte die Regierung ein tahitisches Fest veranstalten wollen und nicht nur für die Sänger Preise ausgesetzt, sondern auch für deren Kostüme, die den alttahitischen nachgebildet werden sollten. Fast »Ganz-Tahiti« kam infolgedessen in Papeete zusammen; auf grossen, eigens dazu erbauten, bis zu 21 *m* langen, 48 Personen fassenden, reich geschmückten

Doppelkanus, ähnlich denen, auf denen ihre Vorfahren früher das Meer befahren hatten, erschienen die in Tapa und Faserwerk gekleideten Bewohner aller Distrikte im Hafen. Wunderhübsch sah es aus, aber alttahitisch war es doch nicht: mit Tinte blaugefärbte Tapajacken und ähnliches Zeug werden die alten Arii wohl kaum getragen haben. Wenn aber die Leute im Chor vereinigt sangen, tanzten oder in den Ein- und Zweibäumen um die Wette ruderten, sahen sie doch bedeutend besser aus, als an anderen Tagen in Rock und Hosen.

Den Hauptanziehungspunkt bilden neben Regatta und Wettrennen aufgestellte Lotterie- und Spielbuden, in denen der Insulaner leichtsinnig sein ganzes Geld ausgiebt; ist ein Karussel vorhanden, wie solches schon zweimal von San Francisco nach Tahiti kam, so wird dieses von den Damen besonders eifrig besucht.

Ausserhalb von Papeete wird der 14. Juli nicht gefeiert, kommt der Tahitier dazu nach der Hauptstadt, so thut er es in der Erwartung, einen Preis zu erhalten und um sich zu amüsiren. Erhält er keinen Preis, so grollt er und bleibt die nächsten Jahre weg, lässt sich aber im Amüsement nicht stören. Als Nationalfest ist ihm das Fest sehr gleichgültig; europäische Feste imponiren ihm nur, wenn er dabei genügend »geistig« angeregt wird; muss er sich den Rum selbst kaufen, so kann er jeden Tag zu einem Festtag machen. Die eingeborenen Chefs versäumen nicht, bei der Gratulationscour dem

Gouverneur ihre Glückwünsche darzubringen: wenn man sie im Gehrock zum Palais wandeln sieht, um dem weissen Herrn zu seinem Fest zu huldigen und sich im Geist ihre alten Feste vergegenwärtigt, da fühlt man, dass die idyllische Zeit Tahiti's schnell ihrem Ende entgegengeht.

Wer Tahiti schön findet, wird vielleicht noch entzückter von Moorea sein: die Natur ist ähnlich, doch wildromantischer, das Gebirge pittoresker und alles auf einen kleineren Raum zusammengedrängt. Punaauia gegenüber liegt die Insel Tahiti sehr nahe; fährt man von Papeete nach Papetoai, so beträgt die Entfernung von Riff zu Riff, denn auch Moorea ist, wie jede Insel dieser Gruppe, ringsum von einem Riff umgeben, ungefähr 10 Seemeilen.

In Papetoai landeten englische Missionare zum ersten Mal auf den Gesellschafts-Inseln und nannten deshalb den Ort *Blesstown;* trotzdem aber, und trotz der Nähe von Tahiti haben die Eingeborenen viel Natürliches bewahrt. Doch ist nicht zu befürchten, dass die Kultur nicht auch hier ihren Einzug halte, denn die vier Weissen, die augenblicklich auf der Insel leben, geben sich grosse Mühe, die Bewohner mit den Wohlthaten der Civilisation bekannt zu machen: ein Gendarm reitet als Repräsentant der französischen Macht all-



MOOREA, GESELLSCHAFTS-INSELN.

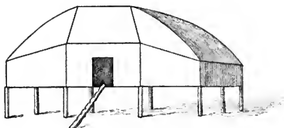
wöchentlich einmal um die Insel, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und dabei möglichst viele Strafgelder auszuschreiben, was leicht, und einzutreiben, was schwieriger ist; ein protestantischer Geistlicher und ein katholischer Priester, Beide Franzosen, lehren Jeder in seiner Kirche das wahre Christenthum mit Hinweis auf das falsche des Andern, und ein junger Kanadier bringt für die besseren Menschen geistige Anregung in Gestalt von Absinth, Rum und dergleichen. Unter so günstigen Auspicien wird Moorea sicherlich schnell der Kultur gewonnen werden.

Bis jetzt haben die Missionare nur erreicht, dass die Eingeborenen ihre Wohnungen in den Bergen verlassen und sich unter ihren Augen am Strand angesiedelt haben. Dabei ist leider die alte Bauart aufgegeben worden; Moorea besitzt im Verhältnis noch mehr Holzbuden als Tahiti, schöne Bambushäuser fast gar nicht, dafür recht viele recht primitive Wohnungen, von denen die einfachste aus einer auf Pfählen errichteten Plattform besteht, die von einem schrägen Dach bedeckt wird, das gleichzeitig die Seitenwände bildet, während Vorder- und Rückseite offen bleiben. Der Bau der früheren Häuser lässt sich jetzt nicht mehr erkennen, es waren Bambushütten, die auf steinernen *Paepae,* Terrassen, errichtet waren, von denen noch sehr viele vorhanden sind. Wenn man in den kleinen, lieblichen oder wildromantischen Thälern, von denen die Insel viele besitzt, die Bäche stromaufwärts bis

dahin verfolgt, wo die grösseren Berge schroff in die Höhe steigen, so geht man fast ununterbrochen an solchen Plattformen entlang, die einst den Unterbau für die Häuser gebildet haben. Zieht man die Menge derselben in Betracht, so scheinen frühere Berichte, die für die Gesellschafts-Inseln eine so grosse Einwohnerzahl angaben, dass man an ihrer Richtigkeit zweifelte, doch nicht so übertrieben gewesen zu sein, als man zumeist angenommen hat. Diese Paepae sind noch gut erhalten, sie sind von verschiedener Grösse, auch Umfassungsmauern von *Marae* lassen sich noch erkennen; dichter Busch ist jetzt darüber gewachsen. Früher war hauptsächlich das Innere der Insel bewohnt, jetzt sind nur noch die Dörfer am Strand vorhanden, und von diesen kann auch nur Teaharoa Anspruch erheben, als gut aussehender Ort zu gelten; leider sind die Wohnungen auch da moderne hölzerne Häuser. Pfahlbauten, die auf den übrigen Gesellschafts-Inseln vielfach vorkommen, sind auf Moorea ebenso selten wie auf Tahiti. —

Auf Raiatea, der grössten Insel der *Iles sous le vent*, liegen manche Ortschaften so dicht am Ufer, dass ihre Häuser zur Zeit der Fluth unter Wasser stehen würden, wären sie nicht auf Pfählen errichtet. Die Pfeiler sind hier auffallend niedrig, da keine Gefahr ist, dass hohe Wellen das Ufer erreichen, welches durch das vorgelagerte Riff hinreichend geschützt ist. Viele von diesen Hütten sind recht einfach und

bestehen aus der, auf den Pfeilern ruhenden Plattform aus gespaltenem Bambus, und aus einem Dach aus Pandanusblättern, das gleichzeitig die Seitenwände bildet und sich auch nach vorn über die Frontseite, und zwar in einem Bogen senkt, sodass nur eine schmale Oeffnung bleibt, die bloss in der Mitte hoch genug ist, um als Eingang dienen zu können; die dem Meer zugekehrte Seite wird durch ein Gitter von Bambusstangen und Pandanusblättern geschlossen, das



Hausgerüst auf Huahine.

so eingerichtet ist, dass man es zeitweilig heben kann. Reicht das Dach nicht bis zur Plattform, sondern sind richtige Seitenwände vorhanden, so sind diese doch stets sehr niedrig, ebenso wie die dann auch an der Front befindlichen kleinen Wände neben der Thüröffnung.

Auf Huahine sind solche Häuser besser gebaut; die aus Holzplanken hergestellte und mit Matten belegte Diele kommt ungefähr 1 *m* über die Erde zu liegen, die Wände bestehen aus dünnen

Bambusstäben, die so lose aneinander gebunden sind, dass fast immer kleine Zwischenräume bleiben; für das Dach liefern Pandanusblätter das Material. An einen viereckigen Mittelbau schliessen sich rechts und links zwei Theile an, deren Wände nach den Enden zu niedriger werden, sodass sie dort nur ungefähr noch 1 *m* hoch sind; über diesen Seitentheilen ist das Dach gewölbt, auf dem Mittelbau ruht es zeltartig. Das Haus bildet einen Raum, hat keine Fenster und nur eine Thür. —

Die Bevölkerung Moorea's unterscheidet sich nicht von der von Tahiti; Tracht und Sitten sind die gleichen, doch bewegt und kleidet man sich hier noch zwangloser als dort, und der *Pareu* ist das am meisten getragene Kleidungsstück. Früchte und Fische bilden die Hauptnahrungsmittel, und erstere überwiegen, da man letztere zumeist nach Tahiti zum Verkauf bringt. Fleisch wird selten gegessen, da es zu kostspielig ist; auf den Gesundheitszustand wirkt dies manchmal nachtheilig ein. Während meines Aufenthaltes hatten wir eine ungemein heftige und ungewöhnlich lang anhaltende, sturmreiche Regenperiode; an Fischfang war der hohen See wegen in dieser Zeit nicht zu denken, die Früchte wurden kaum reif, mussten aber doch genossen werden. Die Folge war, dass fast alle Bewohner hässliche Geschwüre und eiternde Wunden erhielten, die erst nach langer Zeit, als der Regen längst aufgehört und die Leute wieder bessere Nahrung

fanden, zu heilen begannen. Dass die mangelhafte Beköstigung dabei eine Rolle spielte, zeigte sich an den Weissen und an den mit ihnen lebenden Eingeborenen, die sämmtlich von der Krankheit verschont geblieben waren, weil sie bei den Mahlzeiten Fleischkonserven mit benutzt hatten.

Eine beliebte, aber schwierige Jagd ist die, in einem *Tira* den *Aahi* zu fangen. *Tira* bedeutet eigentlich »Mast«, bezeichnet aber auch ein Doppelkanu, an dessen Vordertheil, über das Boot hinausragend, ein schräg liegender Mast sich befindet, an dem ein ungeheurer Fischhaken befestigt ist. Der Mast ist beweglich und wird, sowie der grosse, oft ein bis zwei Meter lange Fisch angebissen hat, rasch von mehreren Männern in die Höhe gezogen, sodass die Beute emporschnellt und mit einem Ruck in die Arme eines zum Auffangen bereitstehenden Mannes fliegt. Das Kanu muss gross genug sein, um mehreren Männern Platz zu gewähren; dennoch ist die Jagd gefährlich, und nicht selten schlägt das Boot um, wobei dann die Insassen zusehen müssen, nicht selbst von einem jagenden Hai gefangen zu werden.

Der Umfang der Insel beträgt 48 Kilometer, ein Pfad führt rings herum. Eine Fahrstrasse wie auf Tahiti giebt es nicht, doch ist der Weg gut genug, um in der trocknen Jahreszeit bequem zu Pferd zurückgelegt werden zu können, bequemer zu Pferd als zu Fuss, da er stellenweise durchs Meer führt und an

Flussmündungen Furten passirt, die bei hohem Wasserstand ein bis zwei Meter unter dem Wasserspiegel liegen.

Im Norden der Insel sind zwei wunderschöne Buchten, die eine einzige grosse Bai bilden würden, wären sie nicht durch eine breite Landzunge mit mächtigem freistehenden Bergstock, dem Maua rotui, von einander getrennt, denn gemeinsam werden sie halbkreisförmig von hohen, wild zerklüfteten Bergen eingeschlossen. Früher hing der Sage nach der Maua rotui mit den übrigen Bergen der Insel zusammen, seiner Schönheit wegen suchten ihn Geister von Raiatea zu stehlen. In einem Kanu kamen sie über das Meer und begannen in der Nacht den Berg von seinem Platz zu rücken. Durch das Geräusch erwachte die Frau des Geraubten, die, als sie sah, was vorging, schnell das Krähen eines Hahnes nachahmte. Die Geister, die nur die Nacht zur Arbeit gebrauchen konnten, glaubten, der Tag breche an, liessen den Berg da stehen, wo er heute noch steht, und entflohen so schnell, dass sie selbst ihr Kanu nicht mitnahmen, das jetzt versteinert auf der Insel liegt. So wird heute die Sage erzählt, ursprünglich mag den Hahn ein anderes Thier vertreten haben.

Südlich von dem Maua rotui liegt der Tohivea, der höchste Berg von Moorea, fast in der Mitte der einem Dreieck ähnelnden Insel, westlich von diesem der Maua roa, ein prächtiger Obelisk, östlich der

Maua puta [1]), mit grossem runden Loch nahe der Spitze, das von einer göttlichen Lanze herrühren soll, die, von Tahiti geschleudert, durch den Berg hindurch bis nach Raiatea geflogen ist, wo sie jetzt noch als langgestreckter Felsblock gezeigt wird.

Papetoai, das heisst: »Kaltes Wasser«, am Ende der westlichen Bucht gelegen, ist der Hauptort der Insel (Tafel XI), der wöchentlich einmal mit Tahiti officielle Verbindung hat. Ein kleiner Landungssteg führt direkt auf die steinerne, als regelmässiges Achteck gebaute Kirche zu, die man wegen dieser Form von weitem leicht für ein Fort, und in der Nähe eher für einen Tanzsaal als für ein Gotteshaus halten kann. Ein grosser freier Platz davor ist vor und nach dem Gottesdienst stark belebt, sonst aber meist menschenleer; an Wochentagen hört man hier die Jugend in einem kleinen, als Schulstube dienenden Häuschen das ABC üben oder von der anderen Seite manchmal die kräftige Stimme der Frau des jungen Kanadiers erschallen, die irgend einen Süffel mit deutlichen Worten nach Haus schickt. Auf der vierten Seite liegt die von hohem Zaun umgebene französisch-protestantische Missionsstation, in denen Eingeborene zu Missionaren ausgebildet werden; augenblicklich waren deren elf anwesend. Die Dorfstrasse läuft parallel mit dem Meer; die Häuser zu beiden Seiten, weit ausein-

[1]) *Maua:* Berg; *Roa:* lang, hoch; *Puta:* durchlöchert.

ander stehend, sind meistens Holzbauten, die nicht viel werth sind, eine Ausnahme machen die Wohnungen des Missionars und des Gendarmen. Ein kleiner Bach kreuzt den Weg; er dient am Tag als Wasch- und Badeanstalt, abends versammelt sich an seinen Ufern die sangeslustige Jugend zu Spiel und Tanz, während von der Missionsstation die Hymene herüberklingen, die die Missionar-Kandidaten einuben.

Gleich hinter dem Ort steigen die Hügel steil in die Höhe; Flachland giebt es nur wenig auf Moorea, doch wäre genügend bebauungsfähiger Boden vorhanden, da hinter den nördlichen Buchten vom Meer aus eine grössere Landfläche sanft bergan steigt, ehe sie an den senkrecht abfallenden Felswänden des Tohivea und der von ihm ausgehenden Bergketten ihr Ende erreicht.

Geht man von Papetoai nach Westen zu um die Insel, so berührt man zunächst den Distrikt Haapiti. Dicht an der Grenze mündet ein Bach; in der Schlucht, die er durchbraust, erreicht man, bis zur Quelle ansteigend, einen engen, von der übrigen Welt durch schroffe Felswände abgeschlossenen Kessel, in dessen kleineren Höhlen früher gern die Schädel der Verstorbenen, sorgsam in Tapa eingeschlagen, verborgen wurden, weil der geringste Regen den Bach so anschwellen lässt, dass er die ganze Schlucht erfüllt und ein Betreten derselben unmöglich macht.

Setzen wir, nach dem Ufer zurückgekehrt, den Weg am Strand fort, so kommen wir bald an das auf Moorea best erhaltene und grösste *Marae* Nuurua, das später noch näher beschrieben werden wird. Sein Opferstein ist das bemerkenswertheste Stück auf dem Platz. Die Opfer wurden, wenn möglich, tot in das Marae eingeliefert. Verlangten die Götter ein Menschenopfer, so sandte der Häuptling einen Boten aus, der an allen Häusern von aussen frug: »Habt Ihr keine *Hue parari?«* Sowie das Hue nur einen kleinen Sprung zeigt, ist es *parari*, das heisst: zerbrochen, untauglich; er frug also nach untauglichen Kürbissen, meinte aber damit Menschen. Befand sich nun eine alte Person, ganz gleich ob Mann oder Frau, im Haus, die zu nichts mehr zu gebrauchen war, so wurde sie von ihren Angehörigen liebevoll vor die Thür geschoben, wo ihr der Schädel sogleich von der Keule des neben der Pforte Lauernden zerschmettert wurde. Den Leichnam packte dieser dann in einen aus Kokosnussblättern geflochtenen Korb und trug ihn auf dem Rücken nach dem Marae; kam er ohne Opfer zurück, so verfiel er selbst den Göttern und wurde getötet.

Das Felsengebirge hinter dem Ort Haapiti gleicht einer von Riesen erbauten Festungsmauer mit Wartthürmen; ein schönes Thal bringt uns in die Nähe des nördlichen, ein anderes in die Nähe des südlichen Thurmes, der Rückseite des Maua roa, während mehrere Pfade, *Aroa*, über das Gebirge hinweg nach Papetoai

zurückführen. Sie sind schwer auffindbar und nur mit einem eingeborenen Führer zu begehen; früher dienten sie zumeist im Krieg bei Ueberfällen, jetzt werden sie nur noch benutzt, um Fei zu holen.

Haapiti war einst der mächtigste Distrikt Moorea's, zu dem nicht nur das im Centrum der Insel am südlichen Ende der Papetoai-Bai gelegene Opunohu gehörte, sondern der sogar bis zur Ostküste hin Land eroberte. Auch jetzt noch gehören zwei Dörfer zu ihm, die wir ebenso wie den Gebäudekomplex der katholischen Mission an der Westküste passiren, ehe wir im Distrikt Afareaitu die Südspitze der Insel erreichen, von der aus wir den ersten Blick auf Tahiti gewinnen. Das Flachland wird hier etwas breiter, und man kommt des öftern an Bananen- und Taroplantagen vorbei; bei letzteren bedecken die Eingeborenen den Erdboden mit Kokospalmblättern, um sowohl die Feuchtigkeit des Bodens zu wahren, als auch um Unkraut nicht aufkommen zu lassen, sodass sie mit dieser Vorrichtung Arbeit sparen und doppelt gewinnen.

In Afareaitu befindet man sich an den Südabhängen des Tohivea und der ihn flankirenden Berge, deren untere Theile auf dieser Seite stark bewaldet sind. Grossartig ist der Blick von dem auf einer kleinen Landspitze schön gelegenen Bambushaus des Tavana über das Dorf hinweg in den riesigen, amphitheatralisch aufsteigenden Bergkessel, den mehrere grosse Wasserfälle auf das vortheilhafteste beleben. Unweit des Ortes

wurde mir, kaum zehn Meter von der Strasse entfernt, im Busch ein mächtiger Felsblock gezeigt, in dem sich ein über 1 *m* tiefes und ungefähr 0,5 *m* breites, eirundes Loch befand, das früher voll von Totenköpfen gewesen war. Augenblicklich barg es keine mehr; die Tupapau hatten die zunächst Wohnenden arg gequält, da hatten ein paar muthige Männer sich ein Herz gefasst und hatten die Schädel in eine hoch oben in den Bergen gelegene Höhle getragen: seitdem waren auch die Tupapau verschwunden.

Nach Afareaitu passirt man zuerst Vaiare und kommt dann nach Teavaro, wo die Berge so dicht an das Meer herantreten, dass die hintern Häuser des Ortes schon höher liegen, als die am Strand erbauten. Ein hier mündender Bach hat daher so starkes Gefälle, dass er das ganze Jahr hindurch eine gewisse Gefahr für die Bewohner bildet und seine Ufer mit hohen Steinmauern eingedämmt werden mussten. Prachtvolle Bäume beschatten den Dorfplatz, der, von hölzernen Häuschen umgeben, flüchtig betrachtet, sich wenig von einem europäischen unterscheidet.

Das grösste und schönste Dorf Moorea's ist Teaharoa in dem Distrikt gleichen Namens. Längs der gut gehaltenen Strasse stehen die Häuser zu beiden Seiten, von denen die aus Bambus bedeutend besser sind als die, welche man sonst auf der Insel antrifft, und sich unter denen aus Holz errichteten recht hübsche befinden; Veranden mit reicher

Schnitzerei heben ihr Aussehen. Die Kirche, ein einfacher, viereckiger Bau, ist gut erhalten; davor liegen einige grosse steinerne Gräber mit endlosen Inschriften. Die Glocke hängt, wie bei fast allen protestantischen Gotteshäusern auf den Gesellschafts-Inseln, am nächsten Baum.

Hinter dem Ort wird der Weg ungemein sandig, und da Bäume fehlen, so ist die Erinnerung, die Teavaro an Europa erweckte, bald verschwunden, denn die Sonne lässt schnell fühlbar werden, dass man sich in den Tropen befindet. Unter Palmen wandelt man aber erst wieder, wenn man das Ufer der östlichen der beiden nördlichen Buchten erreicht. Welche von diesen zweien die schönere ist, ist schwer zu entscheiden: sie sind beide schön; die östliche, Cook-Bai, hat mehr pittoreske Felsformationen, eine ganze Anzahl von mittelalterlichen Ritterburgen glaubt man hier vor sich zu haben, die westliche, Papetoai-Bai, steht ihr aber an Grossartigkeit der Natur nicht nach, und zwar nicht nur der Natur, die das Auge alltäglich über dem Wasser erblickt, sondern auch derjenigen, die unterhalb des Meeresspiegels liegt und die zu dem Schönsten zählt, was man erschauen kann. Deshalb wird sie auch nur ausnahmsweise dem Menschen gezeigt.

An einem besonders klaren Morgen fuhr ich über die Bai; kein Lüftchen regte sich, spiegelglatt war das Meer, dem die Sonne kaum entstiegen; am Ufer liess sich zu so früher Zeit noch kein lebendes Wesen

blicken, eine majestätische Ruhe lag über dem Ganzen, und lautlos trieb der hinter mir sitzende Mooreaner das kleine Kanu vorwärts, während ich dem munteren Spiel einer Heerde Delphine zusah, von denen sich gerade um Moorea eine grosse Menge tummeln, weil die Eingeborenen sie, die sie für Verwandte halten, nie töten.

Einst hatte nämlich ein mächtiger Zauberer ihres Stammes Sterne vom Himmel geholt und versucht, diese am Ufer an der Sonne zu trocknen; die neidischen Götter, bemüht, das Geraubte zurückzubekommen, entsandten schnell einen starken Regen, der die Kleinode ins Meer spülen sollte. Als der Zauberer die Gefahr erkannte, befahl er seinen Kindern, die Sterne vom Strand zu holen, aber mit diesen zugleich erfasste sie der Regen und trug sie zum Meer, wo sie sich in Delphine verwandelten. Seitdem sind Delphine und Mooreaner verwandt.

Um den schönen Morgen recht zu geniessen, hatte ich das Kanu halten lassen und suchte mit den Augen nach Seesternen, Fischen und Meerpflanzen, konnte aber nicht viel entdecken, da das Wasser noch zu undurchsichtig war. Die Sonne stieg inzwischen höher, und ganz plötzlich verwandelte sich das Bild, als ob ein Schleier weggezogen worden wäre. Mit einem Schlag war das vorher dunkle Meer magisch erhellt; bis auf den Grund konnte man sehen, und welche Pracht erblickte man! Ich glaubte mich in eine

Märchenwelt versetzt. Unzählige wunderbare Gebilde erschaute das Auge, viel tausendjährige Arbeit der Korallen, die nachzubilden keiner Menschenhand glücken würde, und ringsum eine Flora und Fauna so herrlich in allen Farben schillernd, dass man von dem Glanz ordentlich geblendet wurde. Unzählige reizende Grotten schienen den Meeresbewohnern als Heimstätten zu dienen und sehr lebhaft ging es in ihnen zu. Bald sah man hier einen rothen Fisch hineinschiessen, um später von einer ganzen Anzahl grüner begleitet wieder heraus zu kommen, bald dort eine grosse sich untereinander vergnügende junge Schaar auseinander fahren, um einem älteren Herrn mit unangenehmen Stacheln höflich Platz zu machen, bald tauchten Thierformen auf, die ich noch nie gesehen, bald kam ein grosses Ungeheuer, von dem ich fürchtete, dass es diese ganze schöne Welt mit einemmal vernichten würde, das hier aber ebenso friedlich verkehrte, wie alle übrigen, denn unbekümmert um die Menge kleinerer Thiere setzte es seinen Weg fort: keine Jagd, kein Kampf, nur Friede herrschte da unten, — wenigstens so lange, wie ich es sehen konnte. Leider war dies nur kurze Zeit, nach einer halben Stunde war die Sonne so hoch gestiegen, dass die senkrechter auffallenden Strahlen nicht mehr die Tiefe zu beleuchten vermochten. Der Vorhang fiel wieder. Oft bin ich an ruhigen Tagen zu derselben Zeit an dieselbe Stelle gefahren, niemals habe ich jene Pracht wiedergeschaut.

Ist ein Fischzug geglückt, so kehren die Fischer nachmittags nach Moorea zurück, um bis zum Abend alles bereit zu haben, denn es giebt da noch mancherlei zu thun, will man beim Landen in Papeete die Ware fertig zum Verkauf in die Markthalle tragen können. Die bunten Thiere werden sortirt, zu zweien und dreien auf Bastfäden gezogen und an Stangen aufgereiht. Frauen und Kinder müssen dabei helfen, die meisten von ihnen sitzen freilich zusehend dabei, und die ganze Hülfe, die sie leisten, besteht darin, dass sie nach Sonnenuntergang die Fackeln anzünden und hockend halten. Welch Unterschied zwischen dieser russenden Beleuchtung und dem farbenprächtigen Sonnenuntergang wenige Minuten zuvor! So wunderbar sind in dieser Gegend oft die Tinten, wenn die Sonne ins Meer taucht, dass ich manchmal meinen Augen nicht getraut und Leute geholt habe, um mir von ihnen die Farben nennen zu lassen. Und doch hatte ich stets recht gesehen; nur waren meine, schon lange die Südsee beobachtenden Augen noch nicht an solche Effekte gewöhnt: eine *grüne* Strahlenkrone an dem von *rosigem* Schein umgebenen tropisch *blauen* Himmel!

Um acht Uhr muss alle Arbeit in Papetoai beendet sein, denn dann heisst es sich beeilen, um rechtzeitig Papeete zu erreichen, falls man zur Ueberfahrt statt der Segel die Ruder gebrauchen muss. Ist die Fracht im Boot, so hält der Aelteste, falls er Kirchenmitglied ist, ein endloses Gebet, das aber auch manchmal, wenn

der Kahn festliegt und nicht loskommen will, plötzlich durch einen kräftigen Fluch unterbrochen wird; dann geht es hinaus in die schweigende, mondhelle Nacht. Eine Wache steht, so lange man sich innerhalb des Riffes befindet, mit langer Stange am Vordersteven, um rechtzeitig jede Untiefe, jeden Felsen zu signalisiren, lautlos gleiten die Ruder ins Wasser, langsam bewegt sich das gebrechliche Fahrzeug vorwärts. Die vorher helle Abfahrtsstelle verschwindet schnell im Dunkel, denn achtlos sind die Fackeln von den Heimkehrenden zu Boden geworfen worden, und nur hie und da dringt ein Lichtschein aus einem Haus zu uns herüber. Da plötzlich tritt das Land zurück, wir fahren über die breite Papetoai-Bai, und magisch sind vom Mond die wild gezackten, sich bis in die kleinsten Einzelheiten gegen den Himmel scharf abzeichnenden Felsen des Gebirges beleuchtet. Der kahlste Felsen wird im Mondschein zu einem phantastischen Gebilde; wie wunderbar wirken daher in einer mondhellen Nacht so wildromantische Berge, wie sie Moorea zeigt. Den Effekt noch erhöhend, erscheint unerwartet der majestätische Maua rotui vor uns, um für eine kurze Zeit dem Auge eine Ruhepause zu gönnen; unsichtbar wird das dahinter liegende Gebirge, bis es, sowie wir Cook-Bai erreichen, wieder in seiner ganzen pittoresken Form erscheint. Aus den alten Ritterburgen scheinen Tücher zu wehen, leise plätschern die Wellen am Boot, die Nacht ist kühl und es funkelt auf dem Meer, als ob es elektrisch

geladen wäre. Die Bootsleute haben einen Gesang angestimmt, erst eine reizende, tahitische Weise, die in ihrer sanften melodiösen Art so recht zu dem Zauber der Mondnacht passt, dann plötzlich eine andere, die ihnen wohl ebenso schön erscheint, mich aber sofort an unser altes Soldatenlied: »Sind das nicht zwei Regimenter«, erinnert. Mit diesen heimathlichen Klängen haben wir das Riff passirt, und ehe noch die Melodie des Refrains: »Denn es hält ja so schwer, auseinander zu geh'n« verklungen, sind die Segel gehisst, hat der Wind uns gefasst und uns weit davongeführt, unbekümmert ob uns das Auseinandergehen Freude oder Schmerz bereitet.

Nach und nach verschwindet die hellbeschienene Insel und im Verhältnis hierzu steigt vor uns Tahiti auf. Beim ersten Hahnenschrei passiren wir Motu uta, und kaum sind alle Fische in der Markthalle untergebracht, so erscheinen schon einige Käuferinnen; bald ist der Markt belebt, überall trifft man Bekannte, und bei Plaudern und Scherzen verliert sich unmerklich die durch das lange Hocken im Boot hervorgerufene Steifheit der Glieder.

Wenn die Sonne über die Berge kommt, sieht sie hier tagaus tagein dieselben Leute ebenso glücklich, ebenso fröhlich, wie sie sie abends zuvor verlassen hat, ganz gleich, ob ihre Strahlen auf Jünglinge, Männer

oder Greise, auf junge Mädchen oder alte Frauen fallen, ganz gleich, was diese gestern gethan oder nicht gethan haben, oder was sie heute oder morgen, oder übermorgen, oder wenn es gerade einmal passt, thun oder nicht thun werden. Noch ist ein Theilchen der früheren Glückseligkeit auf der Insel vorhanden: Möge es den Eingeborenen bis an ihr Ende erhalten bleiben!

Marae und Ahu
auf den
Gesellschafts-Inseln.

Tahiti iti, will die Ueberlieferung, hat die ersten Bewohner der Inselgruppe gesehen. Hier sollen die Vorfahren der heutigen Bevölkerung in dem Bezirk Tautira gelandet sein, als sie auf ihrem Boot *Manua tere*[1]), dem sich fortbewegenden Land, von ihren früheren sagenhaften Wohnplätzen nach dem Archipel zu dauerndem Aufenthalt gelangten. Nach dem Boot, berichtet die Sage, nannten sie diese Halbinsel Manua tere, der grossen Insel aber gaben sie den Namen Tahiti, nach dem ersten *Marae,* den sie mit dem mitgeführten heiligen Stein Hiti als Grundstein in Vaiari erbauten.

Die Marae waren nach den Angaben früherer Reisenden viereckige, von vier bis sechs Fuss hohen

---

[1]) *Manua*: Land. *Tere*: gehen. Das Wort *Manua* in der Bedeutung »Land« ist aus der tahitischen Sprache verschwunden; in einigen männlichen Eigennamen kommt Manua noch vor, ohne dass die Träger der Namen für das Wort eine Bedeutung kennen. Das jetzt auf den Gesellschafts-Inseln gebrauchte Wort *Manua*: »Kriegsschiff« ist nur die tahitische Aussprache für das englische *man of war.*

Mauern eingeschlossene Plätze, an deren einem Ende sich eine Steinpyramide erhob, während einige kleine innerhalb der Mauern errichtete Häuser zur Aufbewahrung der Götzenbilder oder als Wohnung für Priester und Wächter dienten. Cook giebt unter dem 29. Juni 1769[1]) folgende detaillirte Beschreibung des *Morai,* wie er schreibt, von Oamo und Oberea im Distrikt Paparra:

„ . . . *we walked out to a point upon which we had seen, at a distance, trees that are here called Etoa, which generally distinguish the places where these people bury the bones of their dead; their name for such burying grounds, which are also places of worship, is Morai. We were soon struck with the sight of an enormous pile, which we were told was the Morai oi Oamo and Oberea, and the principal piece of Indian architecture in the island. It was a pile of stone-work raised pyramidically upon au oblong base or square two hundred and sixty-seveu feet long and eighty-seven wide. It was built like the small pyramidal mounds upon which we sometimes fix the pillar of a sun-dial, where each side is a flight of steps; the steps, however, at the sides were broader than those at the ends, so that it terminated not in a square of the same figure with the base, but in a ridge like the roof of a house; there*

[1]) Erste Reise.

were eleven of the steps, each of which was four feet high, so that the height of the pile was forty-four feet: each step was formed of one course of white coral stone which was neatly squared and polished; the rest of the mass, for there was no hollow within, consisted of round pebbles, which, from the regularity of their figure, seemed to have been wrought. Some of the coral stones were very large; we measured one of them and found it three feet and a half by two feet and a half. The foundation was of rock stones, which are also squared, and one of them measured four feet seven inches by two feet four. Such a structure, raised without the assistance of iron tools to shape the stones or mortar to join them, struck us with astonishment; it seemed to be as, compact and firm as it could have been made by any workman in Europe, except that the steps, which range along its greatest length, are not perfectly straight, but sink in a kind of hollow in the middle, so that the whole surface, from end to end, is not a right line but a curve. The quarry stones, as we saw no quarry in the neighborhood, must have been brought from a considerable distance, and there is no method of conveyance here but by hand; the coral must also have been fished from under the water, where, though it may be found in plenty, it lies at a considerable depth, never less than three feet. Both the rock stone and the coral could be squared only by

tools made of the same substance, which must have been a work of incredible labor; but the polishing was more easily effected by means of the sharp coral sand which is found everywhere upon the seashore in great abundance. In the middle of the top stood the image of a bird carved in wood, and near it lay the broken one of a fish carved in stone. The whole of this pyramid made part of one side of a spacious area or square, nearly of equal sides, being three hundred and sixty feet by three hundred and fifty-four, which was walled in with stone, and paved with flat stones in its whole extent.“

Von diesem Platz besitzen wir noch eine zweite Beschreibung, die im grossen und ganzen nur wenig von der vorstehenden abweicht. Sie stammt von den Missionaren, die ungefähr dreissig Jahre nach Cook auf dem Schiff Duff[1]) nach Tahiti kamen. Als Länge der Pyramide fanden sie 270 Fuss, als Breite 94, geben aber nur 10, statt 11 Terrassen an, von denen die unterste eine Höhe von 6, die anderen neun eine solche von 5 Fuss hatten, sodass die Pyramide selbst eine Höhe von 51 anstatt von 44 Fuss erreicht haben würde.

In zwei Punkten ist Cook falsch berichtet gewesen: erstens waren die Marae nicht *burying grounds,*

---

1) *Journal of a voyage in the missionary ship Duff to the Pacific Ocean in the years 1796—1802 etc.*, mit Abbildung des Platzes.

which are also places of worship, und zweitens war der als *Morai of* Oamo *and* Oberea beschriebene Platz kein *Marae* sondern ein *Ahu.* Unweit der Pyramide, die seine und aller anderen Reisenden Bewunderung erregte, befand sich, ebenfalls am Strand, das Marae Tooarai: viel unscheinbarer als der ungeheure Steinhaufen, beanspruchte es dennoch auf Tahiti eine ganz andere Bedeutung als jener. Es repräsentirte eines der mächtigsten Geschlechter der Insel, jener war von einer ehrgeizigen Mutter für ihren Sohn errichtet worden, um in fernen Zeiten den Ruhm dessen zu verkünden, den sie, die sich von den Göttern abstammend wähnte, in den Himmel zu heben gedachte. Mutter und Sohn mussten als Flüchtlinge ihr Land in dem Augenblick verlassen, als sie grosse Vorbereitungen für die Weihe des Denkmales trafen, von dem augenblicklich nur noch ein im Vergleich zur früheren Grösse elender Steinhaufen übrig geblieben ist; das kleine Marae aber hat sich besser erhalten und sein Geschlecht besteht noch heute, allerdings schon mit europäiischem Blut versetzt, während das letzte reintahitische Glied desselben, des bekannten Tati Enkelin Teriirere i otu rau ma Toarai Ariioehau Taaroarii Ariitaimai am 24. Juni 1897 im sechsundsiebzigsten Lebensjahr das Zeitliche gesegnet hat.

Die Marae waren gewöhnlich, wie gesagt, viereckige von Mauern eingeschlossene Plätze; an einer Schmal-

seite wurde die Mauer durch eine Pyramide ersetzt. Das Material für beide bestand aus Steinen oder aus Korallenstücken. Bei einzelnen erhielt die Pyramide noch einen festeren Halt durch eine Einfassung mit grösseren Blöcken; am Fuss derselben befanden sich zwei Stufen, die nur von den Priestern betreten werden durften. Ihnen zunächst standen zwei Steine mit Höhlungen, sie hiessen *Upu*, »Steine der Rache«[1]. Hatte Jemand Unbill erfahren, so flüchtete er zu diesen Steinen, schlug sich mit Haifischzähnen ins Gesicht und



Marae, Tahiti.

liess laut klagend und um Hülfe flehend das Blut in die Vertiefung fliessen. Erkannte der Oberpriester die Klage als eine gerechte, so wischte er das Blut aus der Höhlung als Zeichen, dass er sich der Angelegenheit annehmen werde, worauf er sie dem *Arii* vortrug,

[1]) *Upu* eigentlich: Gebet. Zwei dieser Steine sind noch im Bezirk Papara, unweit ihres früheren Standortes zu sehen. Mit dem Platz haben sie zugleich auch ihre Aufgabe etwas gewechselt; die einstmaligen »Steine der Rache« sind öffentliche Schutzsteine geworden: sie dienen als Pfeiler eines Brückengeländers!

um ihn zu bewegen, für den Bittsteller Rache zu nehmen. Liess der Priester das Blut unberührt, so war das Gesuch abgeschlagen. Hinter den Upu standen eine Anzahl Steine, die die Sitze der zu dem Marae gehörenden Familien bezeichneten und den wichtigsten Bestandtheil desselben bildeten, da sie gleichsam die Ahnentafeln dieser Leute waren.

Jeder Arii musste vier Dinge sein eigen nennen können: einen Berg: *Moua*, eine Landspitze: *Outu*, einen Versammlungsplatz: *Tahua* und ein *Marae*. Durch Nennung dieser vier wies er sich als Arii aus. Das Wichtigste unter ihnen war das Marae, und hier wieder bestimmte das Alter desselben den Rang, den sein Chef einnahm. Die Zahl der Marae war eine sehr grosse; jeder Häuptling, hoch oder niedrig, jede Familie hatte einen eigenen; doch gab es auf Tahiti ungefähr nur zwölf, mit denen Ansehen, Macht und Grundbesitz verbunden waren, alle übrigen zweigten von diesen ab. Wenig kam es darauf an, welchem Gott das Marae geweiht war, selbst das Recht auf Menschenopfer hatte auf seinen Rang keinen Einfluss, dieser wurde nur bestimmt durch sein Alter und durch das Geschlecht, das seine Ahnentafeln vertraten. In seiner Eigenschaft als Repräsentant eines Geschlechtes, einer Familie, lag die soziale Bedeutung eines Marae, und die gesellschaftliche Stellung eines Mannes hing davon ab, innerhalb welches Marae er einen Stein als Sitz besass. Bei Gründung eines Marae verpflanzte

der Erbauer diesen seinen Stein in den neuen und kennzeichnete damit sowohl die Zuhörigkeit zum alten, als auch die Abhängigkeit des neuen von demselben. War Jemand ausgewandert und verschollen, so konnten doch jederzeit zurückkehrende Nachkommen, sobald sie ihr Recht auf einen Sitz im Marae nachgewiesen, den Rang wieder einnehmen, den ihr Vorfahr besessen hatte. Zugleich mit ihrem Rang erhielten sie auch alle ihre Rechte und das ihnen zukommende Eigenthum zurück. Missglückte der Nachweis, so wurden sie als Betrüger getötet. Um sich vor solchen zu schützen, hielt jede Familie ihre Genealogie streng geheim. Nur der Name des Marae wurde vom Oberhaupt der Familie seinem eigenen hinzugefügt; das Oberhaupt eines Geschlechtes hatte ein Recht auf die Namen aller Marae seines Stammes. Mit jedem dieser Titel waren, ebenso wie mit jedem Sitz im Marae, bestimmte Rechte verbunden.

Ausser den Upu und den Familiensteinen befanden sich innerhalb der Einfriedigung kleine Schutzhäuser für die Idole und die *Fata*, hölzerne auf Pfeilern ruhende Plattformen, bestimmt zur Aufnahme der Opfer; in einzelnen ausserdem noch die *Fata tupapau*, ebensolche Plattformen mit einer Ueberdachung, um die darauf niedergelegten Menschenopfer so viel wie möglich vor Witterungseinflüssen zu schützen. Fata befanden sich auch ausserhalb der Marae, um Leute, denen der Zutritt ins Innere nicht gestattet war, an der Darbringung von Opfern nicht zu hindern. Nur die bedeutenderen

Marae hatten Priester; die Wohnungen derselben befanden sich in der Regel ausserhalb des Walles.

Die zwölf wichtigsten Marae der vornehmsten Arii[1]) auf Tahiti waren folgende: Vaiari im Südosten der Insel besass zwei sehr alte und berühmte Marae: Farepua, das ursprünglich einzige Marae, dessen Chef das Recht hatte, den *Maro ura*, einen aus rothen Federn *Ura* hergestellten Gürtel *Maro*, zu tragen, ein Symbol der Macht gleich der europäischen Fürstenkrone, und das schon erwähnte Marae Tahiti. Nach ersterem nannte sich der Arii Maheanuu i Farepua, nach letzterem Teriinui o Tahiti. Papara's, des nächsten Distriktes heiligstes Marae, lag ungefähr ein Kilometer von der Küste entfernt, am Fuss der Berge in dichtem Wald versteckt; von diesem Marae Taputuarai wurde ein Stein als Grundstein für das am Ufer zu errichtende Marae Tooarai verwendet; ihr ältestes Marae Mataoa, das Marae von Teva,

[1]) Diese obersten Arii sind öfters mit *Arii rahi*, grosse Häuptlinge, bezeichnet worden, doch erst nachdem die Tahitier in engere Fühlung mit Europäern gekommen waren, deren Königen sie diese Bezeichnung beilegten, die früher nicht bestanden hatte. In Wirklichkeit konnten nur drei Häuptlinge, als Chefs der drei ältesten Marae, diesen Rang beanspruchen, es waren dies die Arii von Vaiari, von Punaauia und von Papara. Als Träger des *Maro ura* und des *Maro tea* waren sie heilig, was äusserlich dadurch dokumentirt wurde, dass sie nie wie gewöhnliche Sterbliche einherschritten, sondern stets getragen wurden. Allerdings war dies nicht nur ein Zeichen der Verehrung, sondern hatte noch einen anderen Grund: das Land, das sie mit ihren Füssen berührten, wurde sofort ihr Eigenthum,

des Stammvaters der Teva, der Bewohner von Papara, hatten diese durch Verpflanzung von Vaiari erhalten, da Hototu, die Mutter von Teva, von der in den Legenden näheres erzählt werden wird, eine Arii von Vaiari gewesen war und Papara den *Maro tea* mit dem dritthöchsten Rang auf Tahiti zugebracht hatte. Der *Maro tea* war ein *Maro* aus gelben Federn *Tea*. Die mit diesen Marae verbundenen Titel waren: Tuiterai i Taputuarai, Aromaiterai i Outuraumatooarai, Teriirere oder Temarii oder Tauraatua i Mataoa. Paea oder Attahuru im Südwesten von Tahiti hatte zwei grosse Marae: Maraetaata und Teraiapiti; Punaauia im Nordosten der Insel besass das Marae Punaauia. Dieses war von Te manutunuu, dem Gatten von Hotutu, erbaut worden, damit sein Sohn Terii te moanarau darin den Maro ura tragen und somit denselben Rang beanspruchen könne, wie sein Grossvater, der Arii von Vaiari. Dadurch kam Punaauia sogleich hinter Vaiari zu stehen, dessen

man zog daher vor, sie über den Grund und Boden zu tragen, als diesen zu verlieren. Nach ihnen kamen die Chefs der anderen oben angeführten Marae, dann die Unterhäuptlinge oder Hiva. Erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts gelangte Tunnieaite atna, gewöhnlich Tu, bei Cook Otoo, genannt, bekannt unter dem Namen Pomare, zu dem Rang eines oberen Häuptlings. *Po* bedeutet: Nacht, *Mare*: Husten. Tu hatte einst eine Nacht mit Husten verbracht; am nächsten Morgen sagte sein Diener bedauernd: das war eine rechte *Pomare*, »Hustennacht«. Der Name gefiel Tu so gut, dass er ihn annahm, ihn fortan führte und auf seine Nachkommen übertrug.

Marae als Repräsentanten des ältesten Geschlechtes stets die erste Stelle behaupteten. In Faaa oder Tefana, schon ziemlich im Norden der Insel, lag das Marae Ahurai, in Pare-Arue das Marae Tarahoi, in Haapape das Marae Fararoi und in Hitiaa im Osten Tahiti's das Marae Hitiaa.

Auf Tahiti iti waren besonders drei Marae in hoher Verehrung: im südlichen Teahupoo das von Tapuanini oder Matahihae; im nördlichen Vairao das Marae Nuutere, im östlichen Tautira das grosse, dem Gott Oro geweihte, durch seine Menschenopfer bekannte Marae von Tautira.

Ausser diesen obersten und oberen Marae gab es noch eine Menge anderer, deren Rang ebenfalls genau bestimmt war; es seien nur noch die bedeutendsten von ihnen angeführt. In Vaiari: Vahitutautua; in Papara: Ahuahu, Amaama, Manunu, Maruia, Matarehu; in Paea; Ativavau, Puteaio; in Punaauia: Poutini, Tuturuarii; in Pare-Arue: Raianaunau, Taputapuatea, in Teahupoo und Tautira: Ravea.

Auf der Tahiti benachbarten Insel Moorea lagen die Marae: Fareia, Matairea, Natoofa, Umarea, Nuurua, Punuatoofa, Tefano, Vaiotaha.

Raiatea war ursprünglich die mächtigste Insel der Gruppe; auf ihr hatte die Wiege des Herrschergeschlechtes gestanden, ihr waren einst alle anderen Inseln, auch Tahiti, unterthan. Deshalb finden wir

dort auch einige Marae, die nicht nur ihres Ranges wegen eine hohe Bedeutung beanspruchten, sondern als Bauten die Aufmerksamkeit des Reisenden auch jetzt noch auf sich lenken. Die berühmtesten sind: in Opoa das grosse, Oro geweihte und wie das von Tautira ebenfalls durch Menschenopfer bekannte Marae Taputapuatea, in Tevaitoa das Marae der längst ausgestorbenen Herrscherfamilie Taianapa und das Marae Tainuu.

In Tahaa, einer mit Raiatea von einem gemeinsamen Riff umzogenen Insel, liegen ebenfalls berühmte mit den ehemaligen Herrschern eng verbundene Marae.

Auf Huahine sind die Marae Manunu und Mataierea an der Ostküste der Insel, unweit der alten Hauptstadt Maeva die bedeutendsten, während neben diesen eine Anzahl kleinerer sich längs der Küste hinziehen. Tubuai Manu weist mehrere grössere Marae auf, und ebensolche befinden sich auf den Inseln Borabora, Motu iti, Maupiti, Mopelia, Bellingshausen und Scilly.

Das heiligste Marae scheint das Marae Taputapuatea auf Raiatea gewesen zu sein; in grosser Verehrung stand auch das Oro geweihte Marae in Tautira auf Tahiti: alle auf dieser Insel Oro dargebrachten Menschenopfer mussten dorthin übergeführt werden. Den ersten Rang auf Tahiti beanspruchte das Marae Farepua, dann kam Marae Punaauia, darauf Marae Taputuarai, hiernach die oben genannten Marae der

Arii, dann die übrigen in genau geordneter Rangfolge.

Wanderte Jemand nach einem anderen Ort aus, so schloss er sich dort seinen *Fetii*[1]) an und erhielt in ihrem Marae den Platz, den er nach seinem Marae zu beanspruchen hatte. War sein Marae ein höheres, so wurde er, indem er einen neuen Namen[2]) annahm,

---

[1]) Die Verwandtschaft der Familien unter einander ist auch heutigen Tages auf den Gesellschafts-Inseln noch eine ungeheure, da man alle die Leute dazu rechnet, die man väterlicher- wie mütterlicherseits so viele Generationen zurück verfolgen kann, als man im Gedächtnis zu behalten vermag. Hierzu kommt, dass nicht nur leibliche Verwandte als Fetii gelten, sondern sich die Anzahl derselben durch Adoptionen, die selbst unter Erwachsenen häufig stattfinden, noch ungemein vergrössert. Auch unter den Fetii giebt es verschiedene Grade, höhere, gleichstehende und niedere, und der Rang eines Jeden ist so genau bestimmt, dass, um ein Beispiel anzuführen, die Mutter eines Arii bei der Verheirathung ihres Sohnes nicht mit am Hochzeitsmahl theilnehmen darf, wenn sie nicht auch von den Arii abstammt. Andernfalls muss sie mit den niederen Fetii essen, die bei dem Mahl aufwarten dürfen. Begrüsst man einen Fetii unter seinem Rang, so ist dies eine Beleidigung, die die Verwandtschaft sofort löst.

[2]) Namensveränderungen sind so häufig, dass die Namen oft nicht nur bei wichtigen Ereignissen, die persönlich berühren, gewechselt werden, sondern auch bei solchen, die nahe Verwandte oder Freunde angehen. In den Familien der Arii erhalten dann alle anwesenden Fetii sowie die Untergebenen der Familie neue Namen, die oft direkt auf das Ereignis anspielen. Ein Beispiel aus neuester Zeit: In Haapape wohnt Piharii a maa Otihau, eine Frau aus dem Geschlecht der Arii von Tahiti iti, die einen Insassen Namens Tinitua hatte. Als ihr ältestes Töchterchen im Alter von zwölf Jahren starb, erhielt Tinitua den Namen Faarumae, *Mae* bedeutet: krank, *Faarumae* bezeichnet den

Chef des Marae seiner Fetii. Umgekehrt konnte er Chef in seinem Heimathsdistrikt sein, ohne in dem neuen Bezirk ein solcher zu werden.

Das Marae war *Tapu*, heilig. Es durfte nur von Männern, jedoch auch nicht zu allen Zeiten betreten werden[1]); Frauen waren von den Hauptmarae ausgeschlossen[2]), nur zu bestimmten Festlichkeiten durften sie innerhalb des Walles erscheinen, nachdem der für

höchsten Grad der Krankheit, das letzte Aechzen des Sterbenden. Als Arii Vaitua, die Tochter von Tamatoa, des letzten »Königs« von Raiatea, heirathete, machte sie mit ihrem jungen Gatten einen achttägigen Ausflug in das Haapapethal; zur Erinnerung daran erhielten alle Betheiligten neue Namen, und Faarumae, der als Träger mitgegangen, bekam den Namen Maruta, nach einem Abhang im Thal, von dem bis dahin Alle, die ihn erklimmen wollten, herabgestürzt waren. Als vor kurzem Piharii eine Enkelin geboren wurde, war der Nabelstrang zweimal um den Kopf des Kindes gewickelt; Maruta erhielt hiervon den Namen Pito, *Pito*: Nabel, und diesen wird er so lange tragen, bis ein neues Ereignis in der Familie ihm zu einem anderen verhilft. Es ist bezeichnend, dass dieser Mann, der zweimal bei unglücklichen Ereignissen auf diese anspielende Namen erhielt, auch bei einem fröhlichen einen Namen bekam, der von einer Unglücksstelle genommen war.

1) Wenn der Oberpriester die Götter zum Wahrsagen anrief oder im Marae schlief, damit die Götter ihm durch Träume ihren Willen kund thäten, wurde Jeder, der den Platz betrat, sofort getötet.

2) Moerenhout, *Voyages aux îles du grand océan I.470: Les femmes même se découvraient le corps jusqu'à la ceinture, quoiqu'elles ne s'adressassent aux dieux que du dehors de l'enceinte et souvent d'assez loin, ne pouvent fouler le sol de ces lieux sacrés.* Eine Ausnahme scheint stattgefunden zu haben, wenn ein Arii ohne männliche Nachkommen starb. In diesem Fall trat die älteste Tochter in alle Rechte des Vaters und durfte anscheinend auch dessen Sitz im Marae einnehmen.

sie bestimmte Platz mit Tapa belegt worden war. Zu den niederen Marae hatten sie jedoch theilweise Zutritt. Alle religiösen Handlungen wurden im Marae verrichtet. Die darin niedergelegten Menschenopfer, die tot in denselben gebracht wurden, waren tapu und durften nicht angerührt werden; niemals sind sie, wie auf anderen Inseln, verspeist worden. Nur das Auge reichte der Priester als Zeichen der Ehrerbietung dem Arii dar, der zwar so that, als ob er es verschlucken wollte, es jedoch rechtzeitig zurückziehen liess, um es dem Leichnam wieder beifügen zu lassen; dieser blieb dann im Marae so lange liegen, bis nichts mehr von ihm übrig war. Begraben wurden die Opfer daselbst nicht; man sah es gern, wenn recht viele Knochen die Fata tupapau zierten. Aber auch kein Anderer wurde in einem Hauptmarae begraben, diese sind niemals *burying grounds* gewesen. Sollte jemals ein Arii in seinem Marae bestattet worden sein, so würde dies zu den grössten Ausnahmen gehören, wahrscheinlich beruhen aber solche Angaben nur auf einer Verwechslung des Marae mit einem *Ahu;* auch widerspräche es den Sitten der Eingeborenen, die für ihre Toten möglichst versteckte Plätze suchten und jedenfalls die Köpfe in schwer zugänglichen und Anderen unbekannten Höhlen verbargen. Niedere Familienmarae dagegen mögen häufiger, wenn auch nicht in der Regel, als Bestattungsplätze gedient haben. Im Marae Taputapuatea soll eine Anzahl im Kampf

gefallener Krieger begraben liegen; ich werde darauf noch zurückkommen.

Kann man die Marae also nicht als ***burying grounds*** bezeichnen, so waren sie doch ***places of worship***[1],

[1]) Ausser den Marae gab es auch noch *Paepae* als Gebetplätze. Die Paepae waren steinerne Terrassen, die allen möglichen Zwecken



Tii, Tahiti.

dienten; der Eine baute ein Paepae, um einen Platz für seine Trinkgelage zu haben, ein Anderer, um seine Gebete darauf zu verrichten. Einen solchen Privatgebetplatz fand ich noch gut erhalten im Thal des Tautiraflusses. Ungefähr zwischen dem vierten und fünften Kilometer stromaufwärts lag die Terrasse am linken Ufer. Eine 1 *m*

aber auch erst in zweiter Linie. Das Haupt des Marae war nicht der Hohepriester, sondern der Arii; das Marae verlieh Macht und Ansehen nicht seinem geistlichen Vorstand, sondern dem weltlichen Herrscher. Selbst wenn dieser im Krieg besiegt. als Flüchtling alle Macht verloren hatte, blieb sein Ansehen als Chef des Marae ungeschwächt [1]); wohin er kam, wurde er

hohe Steinmauer bildete die Seitenwand nach dem Fluss zu, während die anderen dem Land zugekehrten Seiten bedeutend niedriger waren. Die Plattform war gut gepflastert, am Rand liessen sich beim Wald noch die Grundsteine eines kleinen Hauses erkennen, beim Fluss stand ein steinerner Götze, ein *Tii* Namens Tiio, zwischen beiden befand sich eine kleine Steinterrasse von der Grösse der Paepae der Totenhäuser auf den Marquesas-Inseln. Früher hatte ein zweiter Götze dem Tii Gesellschaft geleistet, doch hat dieser vor einigen Jahren eine Reise über das Meer angetreten und ruht jetzt im Museum in Paris. Von dem zweiten wollte sich sein Besitzer nicht trennen; es ist aber anzunehmen, dass seine Erben später anderer Meinung sein werden. Der Tii war dicht mit Moos bewachsen. Nach Entfernung desselben erblickte man eine roh gearbeitete, auf der rechten Seite schon stark verwitterte Figur mit grossem Kopf, von dessen Gesicht nur noch das linke Auge, deutlich, die Nase undeutlich erkennbar waren, während der Rumpf durch dünne Arme mit grossen gespreizten Händen in zwei fast gleiche Theile getheilt wurde. Der Götze war 0,81 *m* hoch, sein Umfang in Brusthöhe betrug 1,26 *m*; die linke Seite kehrte er dem Fluss zu, sodass er stromaufwärts sah.

Ein im Distrikt Paea aufgefundenes Tii zeigt nebenstehende Abbildung; es ist von röthlichem Stein, hat eine Höhe von 49 *cm* und einen Umfang von 67 *cm*. Im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin beschliesst es seine Tage.

[1]) *Voyage of the Duff:* Ein Chef bleibt immer ein Chef; selbst wenn er durch den Verlust seines Distriktes oder durch die Uebertragung seiner Vorrechte auf sein Kind seiner Macht beraubt wird, bleibt er ein Edler und verliert nicht an Ansehen.

als solcher seinem Rang gemäss empfangen. Und jedem Anderen erging es ebenso; in welcher Lage er sich befinden mochte, seine soziale Stellung konnte er nie verlieren, sie wurde ihm erhalten durch seinen Sitz im Marae.

Das Wort *Ahu*[1]) bedeutet: Haufen. Die Ahu waren den Marae ähnliche, doch meistens umfangreichere Bauten, wie das grösste unter ihnen, das von Cook als *Morai* beschriebene zeigt. Sie wurden errichtet zum Andenken an einen bedeutenden Arii, dessen sterbliche Hülle in ihnen niedergelegt war. Denn im Gegensatz zu den Marae waren sie Grabdenkmäler. Auf der Plattform des Ahu Mahaiatea befand sich eine ausgemauerte Grabkammer, dazu bestimmt, Teriirere die letzte Ruhestätte zu gewähren. Zwar wurde dadurch der Ort bekannt, wo der Leichnam zu finden gewesen wäre, doch hätte er hier ebenso sicher wie in der verborgensten Höhle geruht; auch der grimmigste Feind würde es nicht gewagt haben sich an ihm zu vergreifen. Denn hätte Teriirere die Macht erlangt, die seine Mutter für ihn erstrebte, d. h. die Herrschaft über die ganze Insel, so würde sein imposantes Grabdenkmal in kurzem der heiligste Platz Tahiti's geworden sein und Verehrung, Anbetung und

---

[1]) Obgleich die Eingeborenen der Gesellschafts-Inseln jeden Vokal deutlich aussprechen, so folgen sich dieselben doch oft so schnell, dass das zweisilbige Wort *Ahu* fast wie ein einsilbiges *Hau* geschriebenes Wort klingt.

Mythe würden den darin Schlummernden, der schon bei Lebzeiten heilig gewesen war, bald unter die Götter erhoben haben.

Abgesehen von der Grabkammer war das Ahu von einem Marae wenig unterschieden. Ein grosser, von einer Mauer eingefasster Platz hinter der Pyramide beherbergte die Fata, die Schutzhütten der Idole und wenn er, wie bei dem Ahu Mahaiatea, gross genug war, auch die Wohnungen der Priester, denn Priester hatte jedes Ahu; es sollte nicht nur ein totes Denkmal sein, sondern selbst in lebendigen Zungen den Ruhm des grossen Toten verkünden. Bezog sich daher das Meiste auf diesen, so waren doch die Gebräuche dieselben wie im Marae: wie dort versammelten sich die Gläubigen zum Gebet, die Priester hatten dieselbe Liturgie und der Arii fügte den Namen des Ahu seinen übrigen Titeln bei. Aber während die Marae mit dem ganzen Volk, vom obersten bis zum niedrigsten Mann, eng verbunden waren, stehen die Ahu abseits. Das Marae repräsentirte ein ganzes lebendes Geschlecht, das Ahu erinnerte nur an einen Toten. Daher die grosse Anzahl der Marae, die geringe der Ahu.

Auf Tahiti fand ich solcher nur drei, auf Moorea zwei. Letztere sind: Te ahu i Nuurua [1]), errichtet an der Grenze des Distriktes Haapiti für Punua Teraitua, und Te ahu Nuupure, für Teriimana im Distrikt Maatea

---

[1]) *Nuu*: Heer; *Rua*: zwei.

erbaut. Auf Tahiti war zu Ehren von Tevahitua i Patea, nicht zu verwechseln mit dem viel später lebenden ebenso genannten Mann von Purea, Cook's Freund Oamo, in Paea Te ahu Otufara[1]) erbaut worden, und im Distrikt Teahupoo befand sich für Vehiatua das Ahu Te ahu Upoo, welches dem Distrikt den Namen gegeben. Das Wort *Upoo,* Schädel, bezeichnet das Material, aus dem das Ahu hergestellt war: man hatte die Pyramide, nach einer anderen Ueberlieferung die Einfassungsmauer, errichtet mit den Köpfen gefallener Feinde. Von allen diesen Ahu ist nichs erhalten.

Das dritte Ahu Tahiti's war Te ahu Mahaiatea, von Te vahine Airorotua i Ahurai i Farepua, auch Purea genannt, für ihren Sohn Teriirere i Tooarai in Papara errichtet. Purea war eine Tochter von Terii vaetua, dem Arii von Faaa, ihre Mutter stammte von den Arii von Vaiari; durch ihre Verheirathung mit Tevahitua i Patea i Tooarai, dem Arii von Papara, gelangte sie, da sie zu den drei mächtigsten Geschlechtern Tahiti's in nächster Verwandtschaft stand, zu ungeheurem Ansehen, das sich auch nach der Geburt ihres Sohnes nicht verminderte, obgleich dieser, wie es Sitte war, sogleich bei seiner

---

[1]) O ist ein vor Eigennamen gebrauchter Artikel; Cook schreibt fälschlicher Weise Oama für Amo, Oberea für Purea, Otoo für Tu, Otaheiti für Tahiti.

Fara: Pandanus.

Geburt Chef der Familie wurde und sein Vater fernerhin nur noch als sein Stellvertreter die Regierung führte[1]). Tevahitua nannte sich von da ab Amo, der »Winker«, nach einer dem Kinde eigenthümlichen Bewegung, die ihm besonderes Vergnügen bereitete. Zu Ehren ihres Sohnes Teriirere erbaute Purea auf einer Landspitze dicht am Meer das grosse Ahu Mahaiatea. Gleichzeitig legte sie ein allgemeines *Rahui* für ihr Kind auf. Es war dies ein Gebot, dass alles, was das Land während des Rahui erzeugte, Eigenthum des

---

[1]) *Voyage of the Duff:* Das Kind wird im Augenblick der Geburt Chef der Familie; und: wie das Kind im Augenblick der Geburt alle Ehren und Vorrechte der Familie erbt. — Turnbull, *Voyage round the World in the years 1800—1804:* Wir bemerken hier, dass nach den Gesetzen von Otahiti der Sohn des Königs im Augenblick seiner Geburt die Würde seines Vaters erbt, der von nun an nur noch in seinem Namen regiert. — Moerenhout II, 13: *Il y avait aux Iles de la Société une singulière coutume . . . C'est la coutume en vertu de laquelle le fils, premier né d'un chef, succédait à son père au moment même de sa naissance; ce qui était vrai jusqu'à un certain point, c'est à dire quant aux titres et même quant à la considération, qu'on lui accordait dès lors, lui témoignant, généralement, un respect qui allait même jusqu'à l'adoration; mais pour l'autorité réelle le fils ne remplaçait que rarement son père avant la mort de ce dernier ou avant que l'âge ou des infirmités l'eussent rendu incapable de commander.* Diese Sitte hat sich sogar bis heutigen Tages erhalten. In einer der im *Tribunal Supérieur des Etablissements Français de l'Océanie* liegenden Prozessakten des Jahres 1893 heisst es mit Bezug darauf: *Cette coutume se manifeste encore fréquemment à l'heure actuelle devant les tribunaux indigènes, lorsque l'on voit les enfants plaider pour eux-mêmes, alors que les pères ou mères dont ils tiennent leurs droits sont encore vivants.*

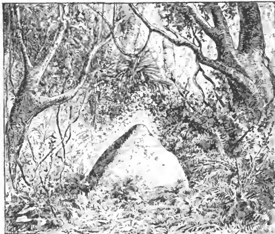
Kindes wurde. Kein Schwein durfte geschlachtet werden, ausgenommen für das Kind, kein Huhn verzehrt werden ausser von dem Kind; aller Tapa, alle Matten, alles, alles, was in dieser Zeit verfertigt wurde, war Eigenthum des Kindes. Da ein Rahui ein Jahr und länger dauern konnte, so war es eine wirkliche Landplage. Kein Wunder, dass das Gebot unfreundlich aufgenommen wurde und man sogleich daran ging das Rahui zu sprengen. Dies konnte nur Jemand von gleichem Rang wie Purea unternehmen. War diese auch mächtiger, als alle ihre Verwandten, so hatte sie doch mit ihren Geschwistern, — auf Tahiti nennt man Vetter, Base, Schwager, Schwägerin auch »Bruder« und »Schwester«, — den gleichen ihnen durch ihren Marae angewiesenen gesellschaftlichen Rang. Kam solch ein Gleichgestellter während des Rahui zu Besuch, so war dieses gebrochen, und dem Gast wurde das bis dahin Angehäufte als Geschenk überreicht. Zweimal erhielt Purea Besuch: zuerst von ihrer Schwägerin, der Arii von Ahurai, dann von deren Schwester Tetuanui. Beide wurden, anstatt freundlich aufgenommen zu werden, mit blutigen Köpfen heimgeschickt, d. h. beide Frauen schlugen sich selbst mit Haifischzähnen ins Gesicht, bis Blut in Strömen floss. Das war eine Kriegserklärung, falls das Blut nicht von der anderen Partei abgewischt wurde. Da dies nicht geschah, kam es zum Krieg. Papara wurde geschlagen und Purea musste mit Amo und ihrem geliebten Teriirere zu ihres Mannes

Fetii mütterlicherseits auf die andere Seite der Insel nach Haapape fliehen. Die Macht der mächtigen Teva war gebrochen. Teriirere wurde zwar später wieder Oberhaupt von Papara, blieb Chef seines Marae und behielt das Recht, den *Maro tea* weiter zu tragen, eine Rolle hat er aber nie gespielt. Noch jung ist er ohne Nachkommen gestorben und Niemand weiss, in welcher Höhle seine Knochen bleichen.

Wenn wir von einer so grossen Anzahl von Steinbauten, die vor einem Jahrhundert noch für die Ewigkeit gemacht zu sein schienen, jetzt nur unbedeutende Ueberreste vorfinden, so tragen nicht die Tahitier die Schuld daran, sondern die civilisirten Weissen, die in ihre herrliche Insel eindrangen, vor allem aber der Vandalimus der Missionare, die die Leute, die sie gezwungen, zum Christenthum überzutreten, auch zwangen, das zu zerstören, was sie bis dahin in hohen Ehren gehalten hatten.

Der Stein, der für den Stein Hiti gilt, ist noch vorhanden; mit seinem untern Theil fest in die Erde gefügt, hat er alle Stürme überdauert und ist das Merkzeichen für das Marae Tahiti geblieben, von dem sonst jede Spur verschwunden ist. Nur wenige Tahitier wissen von seinem Dasein. Dringt man in dem engen Thal Teohu des Distriktes Papeari fast zwei Kilometer weit

vor, so kommt man auf dem rechten Flussufer an die Mündung eines kleinen Baches, der in einer steilen Schlucht herabstürzt. Ungefähr 15 *m* über der Thalsohle befindet sich am linken Ufer dieses Wasserlaufes der sagenhafte Stein dicht mit Moos bewachsen, von Schling-



Stein Hiti, Tahiti.

pflanzen umgeben und von grossen Farn- und Pandanusbäumen beschattet. In dieser romantischen Gegend würde man den Stein ohne die Mythe, die sich um ihn gewoben, kaum beachten. Er ist ein einfacher, unten breiter, oben spitz zulaufender, ungleich starker Felsblock von 0.49 *m* Höhe über der Erde und 1.34 *m* Umfang an seinem Fuss. Das Marae muss sehr klein gewesen

sein, da die schmale Schlucht nicht viel Platz gewährt, und lag an einer so exponirten Stelle, dass sein Verschwinden nicht Wunder nimmt. Als man auf seine Erhaltung keine Sorgfalt mehr verwendete, hatte der Bach leichtes Spiel; nach jedem starken Regen wird er an der Zerstörung gearbeitet und nach und nach alle Steine den Berg hinabgetragen haben.

Eine andere Ueberlieferung lässt das Marae von Raiatea abzweigen. Danach soll dieser Stein von dem Marae Taputapuatea stammen und von dorther nach Tahiti zur Gründung des Marae Tahiti übergeführt worden sein; hierbei trägt er den Namen Poroamea[1]). Jedenfalls war das Marae eines der kleinsten, vielleicht das kleinste der Insel, und doch verlieh es seinem Chef den Titel eines Teriinui o Tahiti, eines »Ersten Häuptlings von Tahiti«.

Geht man im Thal Teohu nur wenige Schritte weiter, so kommt man zum Marae Farepua. Auch von ihm ist nicht mehr viel übrig, was einen um so grösseren Verlust bedeutet, als es eine von den übrigen Marae vollständig abweichende Form gehabt hat. Da die Berge bis zum Flussbett steil abfielen, so war auch nicht der kleinste ebene Platz für ein Marae vorhanden; man half sich daher durch Terrassenbauten, die dicht über dem Fluss begannen und von verschiedener Höhe und Tiefe waren. Ihre einstmalige

---

[1]) *Poro*: bedeutet ausrufen, verkünden, und wird von einem Herold oder Priester gebraucht; *Amea*: Zweig.

Anzahl lässt sich nicht mehr bestimmen, denn nur von den untersten sind noch Bruchstücke zu erkennen, während eine grosse Menge loser, auf diesen liegender Steine davon Zeugnis ablegen, dass sich der Bau nach oben einst viel weiter ausgedehnt hat. Die Terrassen waren über 30 *m* lang. Herrliche grosse *Mape*- und *Tamanu*-Bäume hielten früher die heissen Sonnenstrahlen von den Andächtigen ab und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel über den Platz. Auch jetzt, nachdem schon rohe Hände unter ihnen gewüthet, sind noch genug vorhanden, um an einem heissen Tag dem müden Wanderer ein lauschiges, schattiges Plätzchen zu gewähren. Eine Quelle, die ich sonst gut unterrichtet fand, will dieses Marae Farepua unter die zweiter Ordnung versetzt wissen und behauptet, jenes Marae Farepua, dessen Chef den *Maro uro* trug, habe dicht am Meer gelegen. Als Bau war dieses jedenfalls interessanter und es ist zu bedauern, dass wir nicht eine Beschreibung von ihm aus der Zeit besitzen, als es noch nicht zerstört war.

Einige leidlich erhaltene Marae befinden sich im Distrikt Papara. Im ehemaligen kleinen Unterbezirk Amo liegt, dicht am Ufer des Flusses Tiitaaviri, im Urwald am Fuss der Berge, das einstmals heiligste Marae der Teva, das Marae Taputuarai, bekannt auch unter dem Namen »Marae der Eidechse«, welches Thier es als sein Zeichen führte. Die ungefähren Masse der Pyramide sind: Länge 13 *m*, Breite 2.5 *m*, Höhe

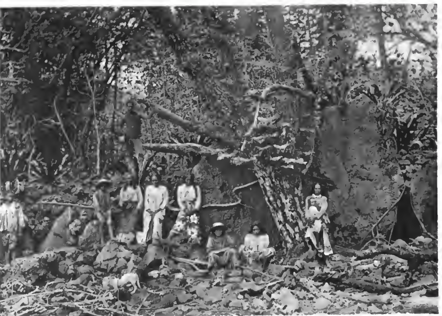
2 *m*; dahinter schliesst eine ungefähr 0.80 *m* hohe und 0.40 *m* breite Mauer einen 35 *m* langen und 13 *m* breiten Platz ein. Pyramide nnd Mauer sind aus aufeinander gelegten Steinen hergestellt, die beiden Stufen an der Innenseite der ersteren lassen sich noch deutlich erkennen; der Boden des Platzes ist sorgfältig mit schönen glatten, vom Meeresstrand geholten Steinen bedeckt. Die Upu und die Familiensteine sind nicht mehr vorhanden. An der dem Fluss abgekehrten Längsseite des Marae schliesst sich direkt das viel grössere Marae Taputuamana als offener, mit grossen, gewöhnlichen Steinen gepflasteter Platz ohne Pyramide und Einfassungsmauer an. Es war ein von dem ersteren abhängiger Marae Derer, die dem Tuiterai i Taputuarai Heeresfolge leisten mussten. Wie die Edlen hatten auch sie Familiensteine, *Paturu* genannt, was »Helfer« bedeutet. Von diesen Paturu waren noch zwei im Marae vorhanden; es waren Steine ähnlich dem Stein Hiti, der eine jedoch bedeutend grösser als dieser.

Von dem rechten Ufer des Tiitaaviri ungefahr dreiviertel Kilometer entfernt, liegen, ebenfalls am Fuss der Berge, zwei andere Marae, von einander nur durch einen etwa 3 *m* breiten Weg getrennt. Die Einfassungsmauern sind schon sehr zerfallen, die mannshohe Pyramide des Marae Tapuanini aber ist noch gut erhalten, ebenso die des Marae Matairea; letztere misst 10 *m* in Länge und fast 3 *m* in Höhe. Die

Plätze sind von ungefähr gleicher Grösse wie das Marae Taputuarai.

Ein durch einen gut erhaltenen Opferstein interessantes Marae befindet sich im Distrikt Haapiti auf der Insel Moorea. Dicht am Strand liegen die Ueberreste einer ungefähr 20 *m* langen, 4 *m* hohen, am Fuss 6 *m*, an der Spitze aber nur noch 1 *m* breiten Pyramide aus Korallensteinen, von der Mauern abzweigen, die so zerstört und abgetragen sind, dass sich vom Marae wenig mehr erkennen lässt, als der auf dem Platz noch liegende Opferstein. Dieser ragt circa 0.30 *m* über den Erdboden heraus, ist 2.50 *m* lang, 0.90 *m* breit und bildet ein ziemlich regelmässiges Viereck; die Oberfläche ist glatt bis auf die vom Zahn der Zeit genagten Furchen. Um ihn standen früher neun grosse Steine, die Sitze des Häuptlings und der Edlen des Landes. Diese haben die Missionare mit allen anderen brauchbaren Steinen des Marae davongetragen und zum Bau ihrer Häuser verwendet, daher befinden sich Pyramide, Mauer und der ganze Platz in einem so bedauernswerthen Zustand. Das Marae heisst Nuurua; das Ahu gleichen Namens soll nicht weit davon entfernt dicht an der Grenze von Haapiti gestanden haben. Bei der Unsicherheit der Eingeborenen in allem, was auf frühere Zeiten Bezug hat, ist es zweifelhaft, ob Marae und Ahu bei diesen Angaben richtig auseinander gehalten worden sind.

Bedeutendere Maraebauten als Tahiti haben andere



MARAE TAPUTAPUATEA, RAIATEA.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

Inseln der Gruppe, besonders Raiatea aufzuweisen. Das heiligste Marae war hier das Oro geweihte Marae Taputapuatea[1]) in der Nähe des Meeres im Distrikt Opoa gelegen. Erst bei meinem dritten Besuch der Insel war es mir möglich, dasselbe zu besichtigen; während acht Jahren konnte man sich ihm ohne weiteres nicht nahen, weil es mitten im Kriegsschauplatz des letzten von den »aufständischen« Raiatealeuten gegen die Franzosen geführten Krieges lag. *Rebelles*, wie sie die Franzosen nannten, waren aber diese Eingeborenen eigentlich nicht, die wohl das Frankreich vertragsmässig zustehende Protektorat anerkennen, sich aber nicht grundlos annektiren lassen wollten. Acht Jahre führten sie daher Krieg, d. h. sie lebten friedlich auf ihrer Insel, liessen aber den Feind nicht aus dem von diesem besetzten Platz Uturoa heraus. Zu Beginn dieses Jahres (1897) machten die Franzosen dem unerträglichen Zustand ein Ende. Mehrere Kriegsschiffe legten sich vor Raiatea und bombardirten die Insel, indem sie dabei eine Menge der alten, herrlichen Bäume niederstreckten. Nachdem noch die von Neu-Caledonien geholten Truppen gelandet waren und einiges Pulver verknallt hatten, war der Krieg beendet. Die Rebellenführer wurden nach Neu-Caledonien transportirt und mehrere Hundert der Aufständischen

[1]) *Taputapuatea* bedeutet ein sehr grosses Heiligthum; eigentlich bezeichnet *Atea* etwas Helles, Klares, aber auch etwas Weites, Ausgedehntes.

nach den Marquesas-Inseln verbannt; worauf sich die Annexion der Insel stillschweigend vollzog.

Dies war die beste Zeit, um Opoa zu besichtigen; die französischen Granaten hatten den Platz vor dem Marae gründlich gesäubert, zum Glück hatte keine Kugel dieses selbst getroffen. Der Bau ist ein regelmässiges Viereck, dessen dem Meer zugekehrte Seite fast genau nach Osten zu liegt; sie misst 42 *m*, die Breitseite 8 *m*. Eine Mauer aus nebeneinander stehenden, riesigen Korallenblöcken schliesst den inneren Raum ein, der ungefähr noch 2 *m* hoch mit auf einander gefügten Korallensteinen ausgefüllt ist. Die Blöcke sind von dem Ende des innern Riffes genommen worden; die Aussenseite war einstmals glatt, die Innenseite hatte man unberührt gelassen, deshalb sind sie an verschiedenen Stellen ganz verschieden stark. Ein Bild von ihrer Grösse geben folgende Masse: ein Block ist, ungerechnet des in der Erde ruhenden Stückes, 3,43 *m* hoch, 2,35 *m* breit und im Durchschnitt 0,80 *m* dick; die Länge eines anderen beträgt 3,10 *m* bei einer Breite von 2,80 *m* und einer Dicke von 0,30 *m*. Das Marae ist leider schon recht zerfallen, einige der Blöcke sind zerborsten, über sie hinweg finden die inneren Steine einen Ausgang, andere stehen, dem Druck nachgebend, schräg, nur wenige konnten ihre ursprünglich senkrechte Stellung, der Bau ist nicht pyramidenförmig angelegt, aufrecht erhalten. Sträucher und Bäume haben ihre Wurzeln zwischen die Steine gedrängt und das Zer-

störungswerk gefördert (Tafel XII). Immerhin kann man sich noch ein Bild davon machen, wie das Bauwerk früher ausgesehen hat. Die Arbeitskraft, die für dasselbe geleistet worden ist, übertrifft jedenfalls bei weitem die bei den Marae auf Tahiti angewandte.

Neben dem Marae liegen an seiner Südseite zwei von niedrigen Steinen eingefasste, fast gleichseitige Vierecke, von denen sich nicht mehr mit Bestimmtheit feststellen lässt, welchem Zweck sie einst gedient haben. Einige Meter von der Westseite entfernt, steht, nur wenig von der Mitte des Marae nach Norden zu, ein einzelner Stein von 1,61 *m* Höhe und 0,80 *m* Breite; entweder bezeichnete er den Sitz des Arii oder, was wahrscheinlicher, den Sitz des Priesters. Die Priester *mettaient pour réciter les prières un genou à terre ou se tenaient assis les jambes croisées sur une large pierre, vers le milieu de l'enceinte, appuyés contre une colonne de quatre à cinq pieds de haut, placée là tout exprès. En priant ils avaient la figure tournée vers la pyramide aux images et y portaient quelquefois leurs regards, quoique généralement ils tinssens la tête inclinée, non par dévotion, ni par humilité, mais pour n'être pas distraits pendant leur fatigante récitation.*[1]) Wie der Platz hinter dem Bauwerk einst ausgesehen hat, lässt sich nicht mehr erkennen, wahrscheinlich schloss ihn

---

1) Moerenhout I. 507.

keine Mauer ab, denn weder ist von einer solchen eine Spur zu finden, noch können sich alte Leute ihrer erinnern, noch sind bei den anderen Marae, die ich auf Raiatea gesehen, Mauerreste vorhanden.

In dem Marae soll einst die Bestattung von einer so grossen Anzahl im Kampf gefallener Krieger stattgefunden haben, dass sie in halber Höhe des Baues die ganze Plattform bedeckten und auf ihnen die Terrasse weiter aufgeführt wurde. Eine Nachgrabung am Nordende des Marae förderte auch angeblich ein Skelett zu Tag; es lag bei meiner Besichtigung noch auf dem Boden eines ungefähr 1 *m* tiefen Loches, nur bin ich nicht sicher, ob es wirklich dort ausgegraben ist. Ein französischer Marinearzt wollte erst kürzlich die Ausgrabung gemacht haben, während ich vorher schon andere Leute gesprochen hatte, die bereits vor Jahren an derselben Stelle menschliche Knochen gesehen hatten. Das Loch kann in dem verfallenen Marae schon lange bestanden haben, während das Skelett erst später von Jemand, der einem seiner Fetii diese heilige Ruhestätte ausgesucht hatte, hineingelegt worden ist. Geht doch schon die Sage, dass der erst vor einigen Jahren verstorbene *Roi* Pomare sich nicht mehr in seinem Mausoleum in Arue befände, sondern von den Eingeborenen heimlich hierher geschafft und in diesem Marae beigesetzt worden sei. Aber selbst wenn diese Bestattung der Krieger stattgefunden hat, — eine Nachgrabung war zur Zeit



MARAE TAINUU, RAIATEA.

GESELLSCHAFTS-INSELN.

meiner Anwesenheit nicht möglich, — würde das noch kein Beweis sein, dass die Marae im allgemeinen *burying grounds* gewesen sind. Die Krieger fielen angeblich in einem Kampf, der während des Baues entbrannt war; es wäre möglich, dass man, die Gelegenheit ergreifend, den Gefallenen eine besondere Ehrung erweisen wollte, indem man sie in dem Marae einschloss, wahrscheinlicher aber ist es, dass sie als ein den Göttern dargebrachtes Opfer dort niedergelegt wurden.

In der Nähe des Marae Taputapuatea, theilweise noch näher am Strand als dieses selbst, liegen eine Anzahl kleinerer Marae. Eines von ihnen ist besonders bekannt durch einen hinter ihm stehenden, jetzt »Königsstein« genannten, breiten Steinblock. Die frühere Verwendung dieses ziemlich glatten, 2,80 *m* hohen, 1,33 *m* breiten und 0,34 *m* dicken Steines lässt sich nicht mehr ermitteln. Mehrere Angaben wurden mir darüber gemacht, eine immer unwahrscheinlicher als die andere. Den Namen eines Königssteines hat er dadurch erhalten, dass einige »Könige« von Raiatea ihre Körpergrösse neben ihren Namen daran vermerkt haben. Dadurch entstand die Sage, dass beim Tod eines Häuptlings die Männer an diesem Stein gemessen wurden, um den grössten zum Nachfolger zu wählen.

In dem Bezirk Tevaitoa lag bis vor kurzem das Marae Tainuu auf einer, auf drei Seiten vom Meer umspülten, von Urwaldbäumen beschatteten, malerischen Landzunge; augenblicklich ist durch den Krieg seine Um-

gebung jedes Baumes, jedes Strauches entblösst. Der Bau zeigt im grossen und ganzen ähnliche Formen wie das Marae Taputapuatea; er steht so nahe am Strand, dass bei hoher See die Wellen oft an seine Mauern geschlagen haben mögen. Die dem Meer zugekehrte Seite liegt fast genau nach Westen zu, sie misst 49 *m*, die Breitseite 6 *m*; der Innenraum, aus dem eine Unmenge Korallen zum Bau von französischen Festungsmauern genommen wurden, ist noch 1,7 *m* hoch mit Steinen angefüllt. Einer der Blöcke der Einfassungsmauer hat eine Höhe von 3,56 *m*, eine Breite von 3,00 *m* und ist an einzelnen Stellen 0,5 *m*, an anderen aber 1 bis 2 *m* dick. Neben dem Nordende des Marae steht ein ungefähr quadratförmiges 1 *m* hohes Steinviereck von ungefähr 1,5 *m* Seitenlänge, über das sich ebenso wenig etwas Bestimmtes sagen lässt, wie über die Steinvierecke bei dem Marae Taputapuatea. (Tafel XIII).

Von den Ahu haben sich auf Tahiti noch Ueberreste in Paea und Papara erhalten, die von der früheren Grossartigkeit dieser Denkmäler freilich nichts mehr verrathen. Von dem Ahu Otufara ist ein Haufen grosser Korallenstücke zurückgeblieben, aus dem sich nur noch mit Mühe eine Pyramide von 20 *m* Front, 7 bis 8 *m* Tiefe und 4 *m* Höhe konstruiren lässt. Die Lage des Denkmales ist aber noch ebenso wunderbar schön wie zur Zeit seiner Erbauung. Das Ahu liegt auf einer Landzunge, leise plätschern die Wellen an seinem Fuss; um und auf dem Steinhaufen wachsen Sträucher, die

das ganze Jahr Blüthen tragen, einige Eisenholzbäume mit den dunkelgrünen feinen Nadeln verleihen dem Platz etwas Ernstes, während mehrere hohe Kokospalmen so schräg gewachsen sind, dass ihre Kronen gerade über die Pyramide zu stehen kommen, mit der sie, im Winde leise rauschend, sich von längst vergangenen Zeiten zu unterhalten scheinen, während dicht daneben die Wellen eines aus den Bergen kommenden Baches Nachrichten von den *Tupapau* bringen, die dort in verborgenen Höhlen hausen. Der Landzunge gegenüber liegt die herrliche Insel Moorea mit scharfgekanteten Bergen, dazwischen breitet sich das Meer aus, hellblau auf der tahitischen Seite, dunkelblau nach Moorea zu, während ein Silberband die beiden Farben scharf abgrenzt; es ist das Riff, auf dem sich die Wellen brechen. Hinter dem Dunkelblau erhebt sich das grau-grünlich schimmernde Land eingefasst von dem tropisch blauen Himmel! Den Blick vom Meer dem Land zugewendet, sieht man in ein schönes, von grünen Bergen eingeschlossenes Thal mit wildschäumendem Bach; vom Hintergrunde grüsst die Spitze des Orohena, emporragend über die anderen Berge der Insel.

Und was ist aus dem Ahu Mahaiatea geworden, dem *striking memorial of the rank and power* des Arii des mächtigen Tevastammes? — Eine Kalkbrennerei!

Als es dem Engländer Stewart im Jahre 1865 gelang, für die schon erwähnte Tahiti Cotton and Coffee Company einen grösseren Länderkomplex zu

erwerben, verkaufte auch König Pomare ein Stück Land, das nicht lange vorher durch Schenkung an seine Familie gekommen war und auf dem sich leider das Ahu Mahaiatea befand. Für die Bauten der *Company* konnte man sich das Material gar nicht bequemer verschaffen, als von diesem Ahu, und da man die Steine nicht bloss aufeinander legen wollte, wie dies bei seiner Errichtung geschehen war, so baute man eine Kalkbrennerei direkt an die Pyramide an und verbrauchte so viele Korallen, dass jetzt nur noch ein unförmiger Haufen übrig ist, der ungefähr 48 *m* in Länge und 27 *m* in Breite misst, und an manchen Stellen 5 *m*, an anderen noch fast 7 *m* in Höhe erreicht. Die Terrassen sind verschwunden, dafür wird das Ganze von einem hässlichen, hohen Schornstein überragt.

Seitdem Wallis im Juni 1767 vor Tahiti Anker geworfen, sind die Gesellschafts-Inseln in ununterbrochenem Kontakt mit den Europäern geblieben, die, als Freunde aufgenommen, bald die Herren der Eingeborenen wurden. Die Vortheile, die diese dafür mit Bezug auf das hier Erörterte eintauschten, liegen auf der Hand: die *Upu*, die Zeugen alttahitischer Geschichte, die »Steine der Rache« der zerstörten heiligen *Marae*, sind zu Brückengeländern avancirt, das *Ahu* Mahaiatea *the principal piece of Indian architecture*, ist zu einer Kalkbrennerei einer verkrachten Aktiengesellschaft aufgerückt!

Tahitische Legenden.

Teva.

Den ersten Rang unter den Arii von Tahiti beanspruchten die von Vaiari, als ältestes Geschlecht der Insel. Ihnen zunächst standen die Arii von Punaauia, nachdem Te manutunuu sich mit Hototu, einer geborenen Arii von Vaiari, verheirathet und eine Reise nach den Paumotu-Inseln unternommen hatte, woher er für seinen Sohn Terii te moanarau die werthvollen rothen Federn holte, die als Gürtel getragen dem Besitzer das höchste Ansehen verliehen.

Während seiner Abwesenheit erhielt sein Ehegemahl einen eigenthümlichen Besuch. Ein Wesen, halb Mensch, halb Fisch, kam vom Ocean her, schwamm über das Riff in den Fluss, stieg an Land und führte sich als Vari mataauhoe ein.

Tahitische Sitte verlangte, dass jeder angesehene Gast in Abwesenheit des Arii von der Frau desselben empfangen wurde. Hototu nahm deshalb den Halbgott auf das freundlichste auf und Beide lebten eine Zeitlang glücklich zusammen. Eines Tages kam Hototu's Hund

ins Haus, sprang freudig an seiner Herrin empor und leckte ihr das Gesicht. Als Vari mataauhoe dies sah, ging er mit sich zu Rath, und kam, nachdem er die Sache lange hin und her erwogen, zu dem Schluss, dass das Vergehen ein so schweres sei, dass er Hototu verlassen müsse. »Du bist Deinem Mann untreu gewesen mit mir, Du könntest mir untreu werden mit dem Hund«, sagte er zu ihr, schritt zum Fluss, nahm seine Fischgestalt wieder an und schwamm von dannen. Unterwegs traf er den zurückkehrenden Te manutunuu; als dieser von seinem Besuch hörte, bat er ihn, wieder mit zurück zu kommen. Der Fischgott lehnte aber die Einladung mit der Bemerkung ab, dass Hototu die Hunde zu sehr liebe.

Nach Vari mataauhoe's Weggang gebar ihm Hototu einen Sohn Teva, der der Stammvater eines der mächtigsten Geschlechter auf Tahiti wurde.

Oro.

Schöne Mädchen haben auf den Gesellschafts-Inseln stets grosses Interesse erregt; bei Festlichkeiten schwammen sie in der Brandung, um sich bewundern zu lassen; vor ihren Hausern erbauten ihnen ihre Vater Steinterrassen, damit sie darauf sitzend von den Vorübergehenden gesehen werden konnten. Je lauter diese dabei ihre Vorzüge priesen, desto stolzer durfte die Jungfrau sein.

Eine solche Schönheit war die Tochter von Panee, eines Freundes von Tiaau, des Vaters von Oro, Arii der

Teva von Papara. Ihr Ruf drang bis zu den Ohren des Nachbarhäuptlings Hurimaavehi, Arii von Mataiea und Vaiari, der für schöne Mädchen schwärmte und nicht zögerte, Panee's Tochter aus ihrem väterlichen Haus zu entführen. Da der Vater trotz eifrigen Suchens sein Kind nicht finden konnte, so setzte er sich an die Landstrasse, um Jeden, der gerade vorüberging, auszufragen.

Eines Tages kamen zwei Leute von Vaiari, an die er im Lauf des Gespräches die Frage richtete: »Was für neue Schönheiten habt Ihr in Vaiari?«

»Sprich Du von Schönheiten«, antworteten sie ihm, »die Schönste der Schönen ist kürzlich dorthin gekommen und gehört Hurimaavehi.«

»Wird sie gut behandelt?«

»Nein, er hat sie jetzt seinen Dienern überwiesen und den Hunden und Schweinen und den Fischen im Meer.«

Wuthentbrannt eilte Panee, der in Hurimaavehi's Schönen seine Tochter erkannt hatte, nach Mataiea, stürzte sich auf Jeden, der ihm begegnete, tötete fünf Männer und sandte die beiden Leute von Vaiari mit einer Botschaft an ihren Häuptling, die einer Kriegserklärung gleichkam. Dann eilte er zu seinem Freund Tiaau und setzte ihn von dem Geschehenen in Kenntnis. Beide suchten sogleich Oro auf, um ihn auf Hurimaavehi's Ankunft vorzubereiten. Oro hatte sich gerade schlafen gelegt, nachdem er vorher viel Kawa getrunken. Nur ein bedeutender Kriegshäuptling hatte soviel Ge-

walt über sich, dass er mit eins den Kawarausch abschütteln und in den Kampf ziehen konnte. Was für ein grosser Krieger Oro war, zeigen die Befehle, die er sofort, nachdem man ihn geweckt, ertheilte. »Erklettere den höchsten Kokosnussbaum und halte Wache«, rief er Panee zu; »verstecke Dich mit Deinen Leuten im Marae; wenn Hurimaavehi kommt, so schlage ihn«, befahl er seinem Vater. Der Arii von Vaiari liess nicht lange auf sich warten, die Entfernungen waren nicht gross und die Krieger eines Distriktes konnten schnell versammelt werden. Oro's Schlachtplan gelang; Hurimaavehi wurde geschlagen und musste fliehen. Oro folgte ihm, unterwarf Mataiea und Vaiari und zwang diese Distrikte, ihm Heeresfolge zu leisten. So wurde Papara das Haupt der Teva.

Hurimaavehi war nach Hitiaa geflohen; auch dahin folgte ihm Oro nach, wurde aber von Teriitua, dem Arii von Hitiaa, aufgehalten. Bei der Grenzregulirung beanspruchte Oro ein Stück Land, von dem Teriitua behauptete, dass es ihm gehöre. Sie kamen überein, die Entscheidung den Göttern zu überlassen. Oro war ebenso vorsichtig wie tapfer; er verbarg seinen Freund Aia in einem hohlen Baum nahe der von ihm geforderten Grenzlinie, während Teriitua es versäumte, sein Orakel mit einer Stimme zu versehen. Als er daher seinen Gott anrief, blieb alles stumm; sobald aber Oro fragte: »Ist die Grenze hier?« tönte dumpf, wie aus der Tiefe der Erde kommend, die Antwort:

»Hier!« Die Götter hatten geurtheilt und die Grenze wurde nach Oro's Wünschen festgelegt.

Taurua.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war Tuiterai Arii der Teva, ein Häuptling, der Wein, Weib und Gesang über alles liebte und von keiner schönen Frau sprechen hören konnte, ohne nicht sogleich für sie zu entbrennen. Zu gleicher Zeit lebte in Tautira Tavi, ein ebenso edler wie mächtiger Häuptling; sein Weib Taurua galt für die schönste Frau ihrer Zeit. Tuiterai hätte viel um ihren Besitz gegeben, doch stand sie als Tavi's Frau zu hoch, als dass er ihr ohne weiteres hätte nahen können. Er wählte daher die höfliche Form und sandte einen Boten an Tavi mit dem Ersuchen, ihm seine Frau für sieben Tage zu überlassen, nach welcher Zeit er sie ihm zurückzusenden versprach. Ein solches Verlangen kam unter den Arii zwar selten vor, einmal gestellt, war es aber nicht möglich, die Bitte abzuschlagen, wollte man Streit und Krieg vermeiden. Tavi's Wünschen entsprach es nicht, sein Weib auszuleihen, aber aus politischen Rücksichten liess er Taurua nach Papara ziehen. Diese scheint keinen Einwand erhoben zu haben; die Entscheidung lag bei dem Mann; war dieser zufrieden, so war es die Frau gewöhnlich auch.

Tuiterai empfing Taurua auf das glänzendste, verliebte sich sterblich in sie, nahm, um ihr zu schmeicheln,

den Namen Arorua an, verweigerte aber am siebenten Tag ihre Zurücksendung. Dies war eine Beleidigung der schwersten Art. Tavi sammelte sofort seine Krieger und schickte sie nach Papara mit dem Befehl, Tuiterai zu töten, das Land zu verwüsten und Taurua zurückzubringen. Die Aufgabe wurde gelöst bis auf einen Punkt. Tuiterai war verwundet gefangen genommen und gebunden worden; als er getötet werden sollte, widersetzte er sich mit dem Einwurf, dass ein so hochstehender Häuptling wie er nur von einem Gleichgestellten, niemals von einem niederen Mann den Tod empfangen könne. Der Arii von Papara war einer der drei Hauptlinge Tahiti's, die infolge ihres Ranges schon bei Lebzeiten heilig waren, die Krieger wagten deshalb trotz des direkten Befehles ihres Herrn nicht, Hand an ihn zu legen, da sie den Einwurf als stichhaltig anerkennen mussten. Gebunden brachten sie ihn nach Tautira. Tavi war sehr ungehalten. Zwar hatte er das Recht, Tuiterai zu töten, aber es widersprach tahitischer Sitte, Jemand in seinem eigenen Haus mit seinen eigenen Händen umzubringen; er sah sich daher gezwungen, das Leben seines Nebenbuhlers zu schonen. Noch mehr; da er nur zwischen zwei Dingen wählen konnte, entweder gründlich Rache zu nehmen oder gänzlich zu verzeihen, so musste er, wenn er sich zu letzterem entschloss, Tuiterai als Gast und als Arii behandeln. Der Häuptling war kein Mann, der etwas nur halb that: er schenkte Tuiterai das Leben, die Freiheit und ausserdem noch Taurua.

Die Worte, mit denen Tavi sich von dieser trennte, sind in einem Gesange aufbewahrt, den man heute noch auf Tahiti hören kann:

A mau ra i te vahine ia Taurua.
Tou hoa ite ee. e matatarai maua e.
Taurua horo poipoi oe iau nei.
To aiai na pohe mai nei au ite ono.
Nau hoi oe i teie nei ra.
A mau ra ia Taurua tou hoa ite ee.
Matatarai manai maua e.

»Nimm sie denn hin, Dein Weib Taurua, mein Freund! wir sind getrennt, sie und ich! o Taurua, Stern des Morgens! Für Deine Schönheit möchte ich mein Leben lassen. Du warst mein, aber nun — nimm denn Taurua, mein Freund! wir sind getrennt, sie und ich!«

Taia.

Taua i taata, kurz Tau genannt, Arii von Pare, war verheirathet mit Taia, einer Schwester von Vanaama i terai, oder Vanaa, Arii von Papenoo; zwei Kinder entsprangen dieser Ehe.

Im Gefolge von Vanaa befanden sich zwei Spassmacher, die ob ihrer witzigen Einfälle die Lieblinge Aller wurden und sich manche Freiheiten erlauben durften, die man an Anderen scharf geahndet hätte. Sie waren so gewohnt, verzogen und bei der Austheilung der Speisen bevorzugt zu werden, dass sie auf Rache sannen, als sie einst bei einem Mahl nicht die

besten Stücke erhalten zu haben glaubten. Um Erlaubnis bittend, Tau besuchen zu dürfen, fuhren sie nach Pare, wo ihrer die freundlichste Aufnahme harrte. Der Häuptling liess sogleich ein Schwein schlachten, um es ihnen, wie dies üblich, mit einer Ansprache zu überreichen. Dankend nahmen die Gäste die Gabe an und in ihre Erwiderungsrede flochten sie lachend, als ob sie einen Scherz erzählten, ein, dass Vanaa ihn, Tau, kürzlich mit einem Schwein verglichen habe. Durch diese grobe Beleidigung musste sich der Arii auf das empfindlichste verletzt fühlen; er zögerte denn auch nicht, dafür Rache zu nehmen. Sogleich befahl er, die Boote zur Abfahrt herzurichten und ein grosses Fest im Marae Raianaunau vorzubereiten, seiner, über sein plötzliches Weggehen erstaunten Frau, nur kurz bedeutend, dass er ihren Bruder besuchen wolle. Die beiden Spötter, die für ihr Leben fürchteten, waren inzwischen nach ihrem Heimathsort geflohen, ohne dort etwas von dem Vorgefallenen zu verrathen.

Bald nach ihrer Rückkehr bemerkte man von Papenoo aus mehrere Schiffe, die sich anfangs dem Ort näherten, dann aber in einiger Entfernung still liegen blieben, worauf Jemand herüberrief, dass Taua i taata von Pare zum Besuch käme. Das Volk lief am Strand zusammen, um den Arii zu empfangen, wunderte sich aber nicht wenig, als Niemand an Land kam. Endlich fragte Vainaa, warum denn Tau nicht lande?

Das Meer sei augenblicklich zu bewegt, lautete die Antwort. Tau hatte seinen Plan auf tahitische Höflichkeit gebaut und sich nicht verrechnet. Sowie Vainaa sah, dass sein Schwager nicht landen konnte, sprang er, um einen so nahen Verwandten nicht lange unbewillkommnet zu lassen, ins Meer und schwamm zu dessen Boot. Kaum war er längsseits desselben, als ein wohlgezielter Keulenschlag sein Leben beendete; sein Körper wurde ins Kanu gezogen, worauf dieses sofort rückwärts wandte und nach Pare zurückfuhr. Das Volk von Papenoo, welches die Vorgänge nicht genau beobachten konnte, sondern glaubte, dass sein Häuptling ins Boot gestiegen sei, war über diese plötzliche Abfahrt um so mehr erstaunt, als Vainaa ganz allein war und ein Arii nie ohne Gefolge zu reisen pflegte.

Bei der Ankunft in Pare wurde der Leichnam in das Marae getragen, wo das Fest schon bereitet war, und Tau folgte ihm, ohne vorher seine Wohnung aufzusuchen. Er hoffte den Tod des Schwagers vor seinem Weib geheim zu halten, bis es ihm möglich sein würde, darüber mit ihr zu verhandeln. Als aber Taia die Trommel schlagen hörte, ohne ihren Gatten zurückkommen zu sehen, frug sie nach der Ursache des Lärmes. Ihre Frauen antworteten, dass der Arii wohl zurückgekehrt sein würde, aber Taia kannte den Ton der *Pahu*[1]) zu gut, um getäuscht werden zu

[1]) *Pahu:* Trommel; es gab mehrere Arten von Pahu, jede einzelne wurde nur für genau bestimmte Feierlichkeiten benutzt.

können. »Nicht für die Ankunft eines Arii wird diese Trommel geschlagen«, rief sie, »das gilt einem Toten! Wer ist tot? Tau kann es nicht sein, denn man würde mich benachrichtigen! Warum verschweigt man mir etwas?«

Da eine nach Erkundigung ausgesandte Dienerin nichts zu erfahren vermochte, schickte sie nach ihrem Mann; Tau aber liess ihr sagen, dass er drei Tage im Marae bleiben müsse, ohne sie sehen zu dürfen. Dies war genügend, um Taia's Verdacht zu erregen: die plötzliche Abreise des Häuptlings, seine Rückkehr, bei der er gemieden, ihr nahe zu kommen und das Fest um einen toten Arii liessen sie nicht zur Ruhe kommen. Sie befahl einer ihrer Frauen, am Weg Wache zu halten und den ersten von Papenoo Kommenden über Vainaa auszufragen. Zwei Tage vergingen, ehe sie erfuhr, dass dieser ihren Gatten nach Pare begleitet habe; nun wusste sie, dass der Tote ihr eigener Bruder war. Sie liess den Papenoomann vor sich führen und befahl ihm, sofort nach seinem Distrikt zurückzukehren, um dem Volk zu melden, dass sein Arii erschlagen sei und sie selbst Boote für ihre Rettung verlange. Noch an demselben Abend trafen diese in Pare ein und Taia flüchtete in ihnen mit ihren beiden Kindern.

Papenoo liegt zwischen Haapape und Tiarei; mit diesen, sowie mit den weiter östlich gelegenen Bezirken Mahaena und Hitiaa war es damals eng verbunden; unter dem Namen Te Aharoa bildeten

die fünf Distrikte eine geschlossene Gruppe, welche bei weitem mächtiger war, als die von Tau beherrschten Kreise Pare-Arue. Durch den Papenoo zugefügten Schimpf hatte Tau auch alle Verbündeten beleidigt, tahitische Sitte verlangte aber, dass von diesen jeder einzeln von Taia um Hülfe gebeten wurde, falls sie einen Rachezug plante. Deshalb hielt sie auf ihrer Flucht zuerst in Haapape an, brachte ihre Klage vor und bat, ihr beizustehen. Als ihr dies zugesichert war, fuhr sie nach Papenoo, ohne jedoch hier zu landen; nur ihre Befehle, »die beiden Spassmacher zu binden, den Krieg vorzubereiten, Niemand den Durchzug durchs Land zu gestatten und ihre Rückkehr abzuwarten«, liess sie dem Volk zukommen, dann eilte sie, die Arii der übrigen Bezirke für ihre Sache zu gewinnen. Ueberall wurde sie mit offenen Armen empfangen, überall wurde ihr die Theilnahme am Krieg versprochen. Nunmehr kehrte sie nach Papenoo zurück, liess die beiden Spassmacher töten, ihre Leichname nach dem Marae tragen und wartete auf die Ankunft ihrer Bundesgenossen. Es kam jedoch nicht zum Kampf. Als Tau nach Beendigung seines dreitägigen Festes von der Flucht seiner Frau und seiner Kinder hörte, wusste er, was ihm bevorstand. Er sah ein, dass er der vereinten Macht der Te Aharoa nicht gewachsen war und zog deshalb vor, ehe die Feinde nahten, nach Moorea zu fliehen. Mit ihm starb seine Linie in Pare-Arue aus. Taia kehrte nicht dahin zurück,

sie blieb in ihrem Geburtsort und wurde durch ihre Kinder die Stammmutter des noch heute lebenden Geschlechtes der Arii von Papenoo.

Niuhi.

Nicht lange nachdem Tau aus Pare-Arue geflohen war, herrschte daselbst Niuhi. Aus einem nicht näher bezeichneten Grund liess er die Söhne eines in Faaa wohnenden Mannes Namens Tetohu erschlagen und, wie üblich, ihre Leichname im Marae Raianaunau niederlegen.

Tetohu hatte kaum den Tod seiner Söhne erfahren, als er seine Tochter Terero rufen liess, ihr denselben kundgab und erklärte, nach dem Marae gehen und dort um seine Kinder trauern zu wollen. Trotz der Bitten des Mädchens, das ihn vor der Gefahr warnte, da es furchtete, dass auch er nicht lebend wiederkehren würde, blieb er fest und ging. Vorher aber befahl er Terero, drei Tage ruhig zu warten; sei er nach Ablauf dieser Frist nicht zurückgekehrt, so solle sie sich aufmachen und nach Hitiaa gehen; dort würde sie Teriimana, einen Arii von Moorea, finden, der gerade in Hitiaa bei Teriitua zu Besuch war; diesem möchte sie seine Bitte überbringen, seinen und seiner Söhne Tod zu rächen. Nachdem er so seine letzten Anordnungen getroffen, sagte er Tetohu Lebewohl und schlug den Weg zum Marae ein, das er noch an demselben Abend erreichte. Hier fand er die Leichen seiner Söhne mit einem Strick zusammengebunden und mit

einem Stück Tapa bedeckt. Er hob dasselbe ein wenig, zerschnitt den Strick, legte sich zwischen seine Kinder, indem er ihre Köpfe mit seinen Armen umschlang, und blieb so ruhig bis zum nächsten Morgen liegen.

Als der Priester bei Sonnenaufgang im Marae erschien, um das Opfer vorzubereiten, war er nicht wenig erstaunt, statt vier Beine deren sechs aus der Umhüllung hervorschauen zu sehen. Vorsichtig zog er die Decke zurück und erblickte Tetohu mit einem so traurigen Gesicht, dass er Mitleid mit ihm fühlte. Anstatt seine Leute zu rufen und die Entweihung des Marae am Leben des Uebelthäters zu strafen, befahl er diesem zu fliehen, solange es noch Zeit sei, denn unweigerlicher Tod stünde Jedem bevor, der das Marae Raianaunau betrete oder sich in Niuhi's Rache mische. Ruhig antwortete Tetohu, dass er das Schicksal seiner Söhne theilen wolle, da sicher die Vergeltung nicht lange auf sich warten lassen würde. Dem Priester blieb hierauf keine Wahl; er musste den Fall zur Kenntnis des Häuptlings bringen, der sogleich auch Tetohu töten liess.

Geduldig wartete inzwischen Terero drei Tage auf die Rückkehr des Vaters. Als diese Frist verflossen, wusste sie, dass sie ihn niemals wiedersehen würde; sie eilte nach Hitiaa und warf sich Teriimana zu Füssen. »Räche den Tod meines Vaters und meiner Brüder,« bat sie ihn. »An wem?« frug der Häuptling. »An Niuhi, Arii von Pare.« »Warum wurden sie getötet?« »Niemand kennt den Grund,« antwortete sie.

Es war Sitte auf Tahiti, dass, wer nicht selbst Macht genug hatte, ihm zugefügte Beleidigungen zu rächen, sich mit der Bitte um Beistand an einen Arii wandte, der nur selten den Bittsteller abschläglich beschied, die einmal angenommene Klage aber dann auch wie seine eigene vertrat und oft Vermögen, Ehre und Leben dabei einsetzte. Teriimana versprach Terero Hülfe; er befahl ihr, ruhig nach Haus zu gehen, während er selbst sogleich nach Moorea aufbrach, um Namiro von Tefana i Ahurai, Teruru von Pereaitu und Tevavahiiteraa von Mahaena um Gefolgschaft zu bitten. Sie sagten zu und gemeinsam fuhren Alle nach Tahiti zurück, wo sie Niuhi umzingelten. Während Namiro und Teruru von Faaa aus vordrangen und Tevavahiiteraa auf der anderen Seite den Weg verlegte, griff Teriimana von der See aus mit den Booten an. Niuhi wurde überrumpelt, gefangen genommen und gebunden.

Der grösste Schimpf, den der Sieger einem Arii zufügen konnte, war der, ihn mit dem Speer auf den Rücken zu schlagen, solange er gebunden war. Um ihrem Hass gegen Niuhi Ausdruck zu geben, thaten dies die Verbündeten und Namiro führte den ersten Streich gegen den am Boden Liegenden. »Ich bin ein Gefangener«, rief Niuhi, der mit zur Erde gewandtem Gesicht Niemand sehen konnte und nicht wusste, wer seine Gegner waren, »ich bin entehrt durch Jeden, der mich auf den Rücken schlägt, aber mir bleibt das Recht,

zu fragen, wer mich schlägt.« »Ich bin Namiro, der Krieger von Ahurai und schlage Dich mit meiner Lanze Tuahinearamarama«, war die Antwort. Niuhi schwieg. Dann kam Teruru und schlug; Niuhi wiederholte seine Frage. »Ich bin Teruru von Pereaitu; ich schlage Dich mit meiner Lanze Teaho.« Wiederum schwieg Niuhi. Nun kam Tevavahiiteraa an die Reihe. »Wer ist das?« frug Niuhi, »aus welchem Holz ist Deine Lanze gemacht?« »Es ist der *Apiri* von Tamahue,« antwortete Tevavahiiteraa mit einer neuen Beleidigung, denn mit Apiri, einem kleinen, in grosser Höhe wachsenden Baum wollte er eine Gerte bezeichnen. »Nein«, ruft Niuhi, »der Apiri würde in der Luft singen und der Schlag würde schmerzen, während dieses Holz nur mit einem dumpfen Ton auf meinen Rücken fällt.« »Wisse denn«, antwortet nunmehr Tevavahiiteraa, dass es der *Teae* von Mouoe ist.« Teae war ein hartes Holz, das nur auf den Bergen Mahaena's wuchs. »Jetzt weiss ich, dass ich verloren bin, denn ich bin umringt«, gestand Niuhi.

Niuhi verlor sein Land, aber es gelang ihm, zu entfliehen, denn noch später hörte man von ihm, bis er in Papara ums Leben kam.

Tahitische Genealogien.

Teriinui o Tahiti war ein Titel, der seinem Träger höchstes Ansehen auf ganz Tahiti verlieh, überall wohin Teriinui kam, wurde er ehrfurchtsvollst empfangen. Ausser Ehre brachte ihm aber der Name nichts ein, Häuptlingsgewalt besass er nur über sein eigenes Land Vaiari und diese kam ihm wohl mehr als Maheanuu denn als Teriinui zu, denn merkwürdigerweise trug er den *Maro ura* nicht als Teriinui o Tahiti, sondern als Maheanuu i Farepua, ebenso durften auch die anderen Häuptlinge der Teva, als sie später die Macht an sich gerissen, den Arii nicht als Teriinui sondern nur als Maheanuu zur Heeresfolge rufen lassen. Der Chef des Marae Tahiti scheint demnach als solcher eine exceptionelle Stellung eingenommen zu haben, die sich vielleicht in etwas mit der des Tui Tonga auf Tonga vergleichen lässt.

Als Häuptling von Vaiari war seine Macht auf seinen Bezirk beschränkt, seine Obergewalt aber erstreckte sich über den südlichen Theil von Grosstahiti und über

ganz Kleintahiti. Die Bewohner aller dieser Bezirke nannten sich Teva nach ihrem Stammvater Teva und zerfielen in die inneren und in die äusseren, in: Te Teva iuta und Te Teva itai. Die inneren bewohnten Vaiari und die westlich davon liegenden Distrikte Mataiea, Atimaono und Papara, die äusseren sämmtliche Bezirke von Kleintahiti, nämlich Taiarapu mit den beiden Unterbezirken Toahutu und Vairao, Tautira, Pueu und Afaahiti.

Die erblichen Namen, welche die Häuptlinge dieser Distrikte führten, waren für die inneren Teva:

Maheanuu von Vaiari
Teihotua von Mataiea
Teriifaataa von Atimaono
Teriirere von Papara

für die äusseren Teva:

Vehiatua von Taiarapu
Teahahurifena von Vairao
Moeterauri von Toahutu
Tetuanui Haamarurai von Tautira
Tetuanui Maraetata von Pueu
Tetuanui Moearu von Afaahiti.

Diesen Häuptlingen zunächst standen die Iatoai, Unterhäuptlinge, die beim Ausbruch eines Krieges die obengenannten Arii zusammenzurufen und beim Kampf die Krieger in die Schlacht zu führen hatten; zusammen bildeten sie in jedem Distrikt eine Korporation Hiva genannt, die über wichtige Angelegenheiten zu berathen

hatte und deren Macht so gross war, dass sie sogar Häuptlinge ab- und einsetzen konnte, wie die Geschichte von Aromaiterai und Tuiterai zeigt. Die Iatoai theilten sich in solche, die bestimmt waren, die heimathlichen Krieger zusammenzurufen, in andere, die vom Oberhaupt zu den Häuptlingen der inneren Teva, und in dritte, die zu Vehiatua gesandt wurden, der seinerseits dann die äusseren Teva versammelte, über die er von Anfang an eine Art Führerschaft gehabt zu haben scheint, bis er später die Hegemonie über sämmtliche Tevabezirke zeitweise an sich riss. Die Würde eines Iatoai war, wie die eines Arii, in der Familie erblich und im Verhinderungsfall des Unterhäuptlings konnte ein anderes Familienmitglied diesen vertreten.

Der Schlachtruf der Teva war:

Teva te ua, Teva te matai,

Teva te mamari, e mamari iti au na Ahurei.

»Teva der Regen, Teva der Wind, Teva der Rogen, der Rogen den Ahurei liebt«, was wohl so viel heissen soll wie: »Teva ist stark und schnell wie Regen und Wind und zahlreich wie Rogen«, wobei jedoch der Schluss unaufgeklärt bleibt, weil über Ahurei nichts Näheres mehr zu erfahren ist.

Nachdem zuerst Maheanuu seine Obergewalt an Papara verloren hatte, musste dieses sie später an den Häuptling von Tautira abgeben, von dem sie Vehiatua eroberte, um sie abermals an Papara abzutreten, bis der

Bund der Teva kurz vor Cook's Erscheinen auf Tahiti für immer gesprengt wurde. —

An Papara grenzte Te Oropaa, die beiden jetzigen Distrikte Paea und Punaauia. Die Häuptlinge von Punaauia nahmen den zweithöchsten Rang auf Tahiti ein, den sie von ihrer Verbindung mit Vaiari herleiteten.

Schmal war der nächste Distrikt Faaa oder Tefana i Ahurai, dann kamen die Bezirke Pare und Arue, die später zusammen unter einem Häuptling standen und gemeinsam den Namen Purionuu führten. Ihr östlicher Nachbar bildete ein Staatenbund, bekannt unter dem Namen Te Aharoa und gebildet von Haapape, Papenoo, Tiarei, Mahaena und Hitiaa. —

Wie Vaiari von Papara besiegt wurde, ist schon in der Oro betitelten Legende mitgetheilt worden; in der Erzählung Taurua muss sich Papara unter Tautira beugen, wobei Tavi so an Ansehen gewinnt, dass er der mächtigste Häuptling der Insel wird. Hierdurch verleitet erstrebt er eine Art Obergewalt über Tahiti und belegt die ganze Insel mit einem *Rahui* für seinen Sohn Tavihauroa, den ihm Taurua geschenkt hatte. Dies aber wollen die übrigen Arii nicht dulden.

Der Häuptling von Pare-Arue Taaroa manahune war verheirathet mit Tetuaehuri, Tochter von Vehiatua, und wurde sein Name auch noch nicht unter den ersten Arii genannt, so war doch seine Frau um so angesehener als das Kind ihres Vaters, der Tavi's südlicher Nachbar und zugleich sein Nebenbuhler war.

Tetuaehuri befand sich gerade in gesegneten Umständen und ihre ärztlichen Berather hatten ihr dringend Schweinefleisch empfohlen, dessen Genuss das Rahui augenblicklich verbot. Sie folgte ihren Weisungen und brach damit das Rahui, worauf Tavi, der dies als eine Kriegserklärung von Seiten ihres Vaters auffasste, sofort in dessen Land einfiel, aber gänzlich geschlagen wurde. Vehiatua besass nicht solche Grossmuth, wie sie einst Tavi gegenüber Tuiterai geübt hatte, sondern vertrieb den Häuptling, und eignete sich sein Land an. Was aus Tavi geworden, darüber geben uns die Lieder keine Auskunft, wohin er geflohen, wo er starb, darüber ist nichts berichtet. Sein Sohn Tavihauroa kam später in seine Heimath zurück und stellte sich unter den Schutz seiner Verwandten, der Arii von Hitiaa, Vaiari und Mataoae. Von diesen trat Jeder ein Stück Land ab; so bildeten sie den kleinen Distrikt, der unter dem Namen Afaahiti bekannt ist und setzten Tavihauroa darüber, der auch in Hitiaa und Vaiari als Arii anerkannt wurde und dort die Namen Teriitua und Terii oiterai führte.

Eines Tages liess der junge Häuptling einen Drachen steigen: ein schon damals beliebtes Spiel, an dem oft viele Männer theilnahmen, indem sie mehrere davon gleichzeitig fliegen liessen und auf dieselben Wetten eingingen. Unglücklicher Weise war an jenem Tag der Wind sehr stark und entführte den Drachen nach dem südwestlich gelegenen Vaiari, wo er in den Zweigen eines Baumes

hängen blieb, der inmitten des Marae Farepua stand. Unüberlegt eilt der Jüngling seinem Spielzeug nach, klettert den Baum hinauf, wird aber von den Wächtern heruntergeholt und augenblicklich getötet, da der Oberpriester gerade mit der Vornahme einer heiligen Handlung beschäftigt war, während welcher Zeit Jeder, der den geweihten Ort betrat, dem Tod verfiel. Mit Tavihauroa starb das alte Häuptlingsgeschlecht in Tautira aus. —

Glücklicher war Taurua's zweiter Sohn, dem sie Tuiterai in Papara geboren hatte und der neben Tuiterai auch den Namen Teriitahia i marama führte. Er heirathete Tetuau meritini von Vairao und hatte vier Kinder, zwei Mädchen Teeva, die sich nach Raiatea verheirathete, und Teeva Pirioi, die einen Vehiatua ehelichte, und zwei Söhne Aromaiterai und Tuiterai, die schon auf Seite 77 erwähnt worden sind.

Ob Aromaiterai später aus der Verbannung zurückkehrte, ist ungewiss, überliefert aber ist, dass er mit Teraha i tetua i matauua verheirathet war und zwei Kinder hatte, Aromaiterai und Tetuanui, die in ihrer Heimath das Erbe ihres Vaters beanspruchten und es auch soweit erhielten, als man ihnen ihre Ländereien zurückgab, ihre Sitze im Marae neben denen der Nachkommen des Tuiterai stehen liess und ihnen denselben Rang zuerkannte wie ihren Verwandten; nur die Hoheitsrechte, die Tuiterai sich angemasst, wussten auch dessen Erben festzuhalten, weshalb seitdem der Streit zwischen der älteren und der jüngeren

Linie nie aufhörte, bis beide in ihren letzten Gliedern noch einmal vereinigt werden sollten.

Tuiterai heirathete Teroroera i Fararoi, Tochter des Häuptlings von Haapape. Sein ältester Sohn war Tevahitua i Patea, durch Cook unter dem Namen Amo bekannt; seine übrigen Kinder hiessen Tetuanurau, die ihren Vetter, einen jüngeren Aromaiterai, heirathete, Tauraatua, von der nichts mehr zu erfahren ist, und Manea.

Tevahitua beanspruchte die Führung in Papara und über alle Tevastämme und wusste die Ansprüche seines Vetters und Schwagers Aromaiterai zu unterdrücken. Zum Weibe erkor er Te vahine Airorotua i Ahurai i Farepua, Tochter von Terii vaetua, Arii von Faaa oder Tefana i Ahurai und von Te vahine Airoro anaa te arii o te maevarau von Vaiari, weshalb Purea, so wurde Airorotua gewöhnlich genannt, ihrem Namen die Titel i Ahurai und i Farepua hinzufügen konnte. Purea hatte sechs Geschwister, drei ältere, Tepau i Ahurai, Terai mateata, Hitutera, und drei jüngere Teihotu, Auri und Mare iti. Teihotu heirathete Vavea Tetuanui rei aite Raiatea Auri Tetuaraenui i Fararoi, Tochter des Häuptlings Toeraupuu von Punaauia und der Tupuetefa i Fararoi, einer Arii von Vaiari.

Amo und Purea hatten einen Sohn Terriirere i Tooarai und diesen wollte die ehrgeizige Mutter als Herrscher über die ganze Insel stellen. War er doch

als Chef der Familie bei seiner Geburt schon das Haupt der Teva, eine Stellung, die sie noch durch ihre Verwandtschaft mit Vaiari befestigt wähnte, während sie selbst aus dem Nordwesten der Insel und ihr Gatte mütterlicherseits aus dem Norden stammte, sodass sie glaubte, mit diesen Verbindungen leicht einen Druck auf Tahiti ausüben zu können. Sie belegte daher, wie dies schon Tavi einst gethan, das ganze Land mit einem Rahui für ihren Sohn, aber es erging ihr genau so, wie es jenem ergangen war, sie wurde bekriegt und vertrieben und ihr Sohn starb ebenso unberühmt wie Tavihauroa, wenn auch nicht so kläglich wie jener. Die Vertreibung der Herrscherin aus Papara geschah nach Cook im December 1768; Wallis sah die stolze Airorotua noch in ihrer ganzen Macht, als sie ihren Verwandten im Norden einen Besuch abstattete, Cook lernte Purea als Flüchtling kennen und bei seinem Besuch von Papara sah er noch überall die Erschlagenen längs des Weges liegen, die im Kampfe für sie gefallen waren.

Zum Krieg gegen Purea hatten sich vereinigt Ahurai, ihr Geburtsland, Te Purionuu, Vehiatua und Tutaha von Attahuru oder Paea. Ahurai war direkt von Purea beleidigt worden, als sie sich dem Besuch ihrer Verwandten widersetzte, die gekommen waren, das Rahui zu brechen; über Te Purionuu herrschte Tunuieaite atua, der sein Ansehen durch einen siegreichen Krieg erhöhen wollte, nachdem er die Tochter von Terii vaetua von Ahurai geheirathet hatte;

Vehiatua, der als alter Mann zwar nichts mehr für sich selbst beanspruchte, strebte um so mehr, die Macht seines Verwandten in Pare-Arue zu stärken; Tutaha, dessen Schwester Tetuaraenui Purea's Bruder Auri geheirathet hatte, begehrte den Besitz des *Maro ura*, mit dem Purea ihren Sohn im Ahu Mahaiatea schmücken wollte. In der That wurde dieser nach dem Krieg im Marae Maraetaata in Attahuru niedergelegt, sodass Teriirere, als er später nach Papara zurückkehrte und in seine Hauptlingswürde wieder eingesetzt worden war, sich weiter mit dem *Maro tea* begnügen musste, den schon seine Vorfahren getragen, während Tunuieaite atua — dessen Urgrossvater Fetefeteui, der Sohn von Tevarua hoiatua, einer Arii von Ahurai und Punaauia, gewesen war — nunmehr den ihm dadurch zukommenden Sitz im Marae Maraetaata und mit ihm das Recht forderte, dort den *Maro ura* zu tragen. Nach längerem Widerspruch musste ihm dieses auch zuerkannt werden, wodurch Pare-Arue denselben Rang erhielt, den bisher nur Vaiari und Punaauia besessen hatten.

Mit Teriirere starb der älteste Zweig der ältesten Linie der Tuiterai aus. Er hatte noch einen Halbbruder Temarii Arrifaataia, da Amo, nachdem er sich von Purea geschieden, zum zweiten Mal mit Taurua i Ahurai eine Ehe eingegangen war. Aber auch dieser starb kinderlos und nur Amo's Bruder Manea führte in seinen Nachkommen die Linie weiter fort, die es einzig einer glücklichen Handlung dieses Stammvaters

verdankte, dass sie später in einem Krieg gegen Pare-Arue bei einer allgemeinen Metzelei verschont blieb.

Als nämlich Tetuanui nach Papara kam, um das Rahui zu sprengen und von Purea mit blutigem Kopf heimgeschickt wurde (Seite 134), war Manea Oberpriester und suchte Purea von diesem Schritt zurückzuhalten. Als ihm dies nicht gelang, wischte er für sich und die Seinen das Blut weg, somit andeutend, dass er nichts mit dem Streit zu thun haben wolle. Tetuanui heirathete den Häuptling von Pare-Arue und deshalb verschonten ihre Nachkommen vierzig Jahre später die Enkel des Mannes, der nicht mit gegen ihre Vorfahren hatte kämpfen wollen.

Manea war verheirathet mit Faaratua, sein Sohn Teuraiterai mit Teteau i Ravea i Teahupoo. Der Ehe entsprossen zwei Söhne Opuhara und Tauraatu i Patea, bekannt unter dem Namen Tati. Opuhara starb in der Schlacht; Tati heirathete Tehea i Barabora und beider Sohn war Tapuataaroa i te Raimarou, der seine Cousine Marama zur Frau nahm. Diese war das letzte Glied der Aromaiterai, der älteren Linie der Arii von Papara. Der Seite 77 erwähnte Aromaiterai hatte zwei Kinder; sein Sohn Aromaiterai ehelichte Teraha, deren Ehe Tetuanui i Tetua i matauua entspross. Tetuanui heirathete Motuaria i Maruia, deren Kind Tetuanui i Maruia später Hamau i Ativavao und deren Sprössling Teraifa i Maruia wiederum Terii evao i te rai i Marae Tefano. Aus

dieser Ehe stammte Marama, sodass die beiden so lange feindlichen Linien sich in ihren letzten Gliedern wieder vereinigten. Ihre Tochter Ariitaimai war die letzte Vollbluttahitierin aus diesem alten Geschlecht; da sie einen Engländer ehelichte, hatten ihre Kinder gemischtes Blut. Von diesen sind nur zwei bekannter, ihr schon erwähnter Sohn Tati, der jetzige Chef von Papara, und eine Tochter Marau Taaroa, die mit Pomare V verheirathet war, eine Ehe, die jedoch bald wieder gelöst wurde. —

Der älteste Häuptling von Pare, von dem die Sage berichtet, war Taua i taata, dessen Kampf mit Papenoo bereits erzählt wurde, dann folgte Teuiraarii, der eine Schlacht und damit auch sein Reich verlor, ohne dass der Name des Siegers überliefert wird, worauf Niuhi die Häuptlingswürde erlangte, der sich in einem Lied zwar den Führer der Kämpfer von Pare, Arue, Mahine, Haururu, Eve, Mehiti, Ahuare und Taero nennt, aber doch nicht verhindern konnte, dass er von seinen Feinden besiegt in Papara starb (Seite 165). Von den folgenden Häuptlingen werden nur die beiden Namen Te Huritaua o te Mauu und Taihia gemeldet, dann soll später ein Arii Mauaihiti gelebt haben, der einen Fremden Namens Tu von Faarava, der jetzigen Insel Fakarava, als Gast freundlich aufnahm, als dieser auf einem Boot von den Paumotu-Inseln kommend, durch den Taunoa-Pass in den heutigen Hafen von Papeete eingelaufen war. So lieb gewann

er den Fremdling, dass er ihn als *Hoa,* Freund, adoptirte und ihm bei einem grossen Fest alle Rechte und Ehren, die einem solchen zukamen, im Beisein aller Verwandten anbot. Tu nahm an, verzichtete auf eine Rückkehr in seine Heimath und wurde bei dem Tod von Mauaihiti Häuptling von Pare.

Die Tahitier, die behaupten, nie Menschenfleisch gegessen zu haben, halten sich für die Ersten der Polynesier und sehen auf Andere, wie auf die Bewohner der Paumotu - Inseln, als auf einer niedrigeren Stufe stehende Wilde herab. Ebenso behandelten natürlich die Arii von Tahiti auch den Eindringling anfangs sehr kühl, später, als seine Nachkommen zu Macht und Ansehen gelangt waren, sprachen sie zwar heimlich von einem durch Missionare und *Trader* emporgekommenen *Parvenu régime* im Gegensatz zu dem *Ancien régime,* das sie repräsentirten, aber laut wagte sich Niemand mehr damit heraus und auf die Abstammung von Fakarava wies man auch nicht hin, denn es hätte als Beleidigung aufgefasst werden und dem Sprecher leicht den Kopf kosten können.

Ob Tu wirklich von Fakarava abstammte, ist nicht erwiesen, sicher ist nur, dass seine Nachkommen Besitzungen auf der Insel hatten und diese reklamirten, als Frankreich die Paumotu-Inseln, die unter tahitischer Herrschaft standen, annektirte. Die Letzten seines Geschlechtes wurden von den Franzosen als Könige anerkannt und mit *Rois* titulirt; vordem hatte es deren

keine gegeben und weder Teriinui o Tahiti, noch die zeitweisen Oberhäuptlinge der Teva waren solche gewesen. Es gab wohl Arii verschiedenen Ranges, aber dennoch hatte sich der höhere auch vor einem niederen zu beugen, wenn dieser die Macht an sich gerissen hatte. Dies zeigt am besten Tavi, der im günstigsten Fall doch nur ein Häuptling dritter Klasse sein konnte und der nach seinem Sieg über Papara seine Befehle auf ganz Tahiti befolgt wissen wollte. Dessen und Purea's Anmassung sind die beiden einzigen bekannten Versuche, in denen eine Obergewalt über die Insel erstrebt wurde, beidemal misslangen sie und beidemal unter Führung von Pare-Arue.

Tu heirathete eine Arii von Arue und verband damit diesen Bezirk für immer mit Pare. Sein Enkel oder Urenkel Taaroa manahune erhielt Tetuaehuri, die Tochter von Vehiatua von Taiarapu, zur Frau, die das von Tavi auferlegte Rahui sprengte. Durch die Verwandtschaft mit einem so mächtigen Häuptling, wie Vehiatua damals war, wuchs natürlich auch Tu's Ansehen und Einfluss. Sein Sohn, Enkel oder Urenkel Teu, auch Hapai genannt, heirathete Tetupaia i Hauiri eine Tochter aus dem edelsten Geschlecht von Raiatea, das zu dem Marae Taputapuatea gehörte, von dem das Marae Tahiti abstammen soll. Teu's Sohn Tunuieaite atua erlangte damit das Recht, den *Maro ura* in dem Marae auf Raiatea zu tragen, ebenso seinen Stein von Raiatea nach Tahiti zu versetzen. Dies that

er und gründete damit sein eigenes Marae Tapuatea in der Nähe von Tarahoi in Pare, in dem er den *Maro ura* trug und somit eigentlich schon den gleichen Rang wie die Arii von Vairai beanspruchen konnte, bevor er das Recht erlangte, sich auch im Marae Maraetaata mit diesem Abzeichen höchster Würde zu schmücken. —

Die einst gegen Papara Verbündeten (Seite 176) entzweiten sich bald wieder; Tutaha zog gegen Vehiatua und Tu, der unter einer Art Vormundschaft unter diesem stand, musste ihn begleiten. Nachdem zuerst Tutaha's Flotte vernichtet worden war, wurde er auch auf dem Land geschlagen und im Kampf getötet. Tu floh vor dem den ganzen südlichen Theil der Insel verwüstenden Vehitua in die Berge, bekam aber so günstige Friedensbedingungen, dass er bald wieder in sein Land zurückkehren konnte. Ja, er gewann sogar noch durch die Niederlage, weil sie Tutaha's Tod verschuldete, dessen Obergewalt er ledig wurde, und dessen Einfluss in Haapape nunmehr auf ihn überging. Dadurch kam er nach der Bucht von Matavai, wo ihn Cook sich zum Freund erkor. Dies wurde entscheidend für ihn und für Tahiti.

Durch Cook's Geschenke an eisernen Aexten und Geräthen bekam Tu eine ungeheure Macht. Allerdings sahen alle Anderen neidisch auf ihn und ein Aufstand zwang ihn sogar, aus seinem Stammland Pare-Arue nach der Matavai-Bai zu fliehen, dennoch wusste er

sich zu halten. Als jedoch die Arii von Ahurai und Paea gegen Mahine, den Häuptling von Opunohu auf Moorea einen Kriegszug unternahmen und er eine Theilnahme daran ablehnte, wodurch der Plan scheiterte, wandte sich der Zorn der Tahitier, die gegen die Nachbarinsel nichts ausrichten konnten, natürlich wiederum gegen den, der den unglücklichen Ausgang verschuldet. Durch Cook's Dazwischentreten wurde ein Rachezug der gereizten Häuptlinge damals noch zurückgehalten, als aber die Engländer die Insel verlassen hatten und man während fünf Jahren nichts von ihnen hörte, glaubte man nicht mehr an ihre Rückkehr; die einstigen Gegner wurden Verbündete, fielen über Pare-Arue her, verwüsteten das Land und brachen Tu's Macht vollständig. Er war nahe daran, die Insel für immer zu verlassen, als Kapitän Bligh in dem Schiff The Bounty erschien und seine Macht wieder befestigte. Später, nachdem auf hoher See Meuterei auf dem englischen Schiff ausgebrochen war, kehrten einige der Meuterer nach Tahiti zurück, schlugen sich auf Tu's Seite und halfen ihm mit ihren Feuerwaffen und denen, die Kapitän Bligh Tu bereits gegeben, seine Feinde zu besiegen und zu vernichten. Mahine, der von Moorea herübergekommen war, fiel in der Schlacht und Tu nahm Opunohu in Besitz. Damit dehnte er seine Herrschaft auf Moorea aus, wo er später zeitweilig residirte, als sein Sohn, der, wie üblich, bei seiner Geburt der Chef der Familie geworden war, nicht nur dem

Namen nach Häuptling sein wollte, sondern auf Tahiti noch bei Lebzeiten seines Vaters die Häuptlingsmacht beanspruchte. Nach diesen Erfolgen erkannte Papara Tu als obersten Häuptling an. Als Vehiatua von Taiarapu starb und nur einen entfernten Verwandten als Nachfolger hinterliess, zwang Tu diesen, auf seine Ansprüche zu verzichten und liess seinen jüngsten Sohn, unter Vormundschaft seines ältesten, zum Arii von Taiarapu wählen. So war auch Kleintahiti in seine Hand gekommen und Tu besass in der That über ganz Tahiti und Moorea nunmehr eine Art Obergewalt.

Tu hatte drei Kinder, eine Tochter Teriinavahoroa, die jung starb, und zwei Söhne, Tunuieaite atua und Teriinavahoroa i Taiarapu; bei der Geburt seines ersten Sohnes nahm er den Namen Taina, bei der seines zweiten den Namen Pomare an, weil das Kind in der Nacht viel hustete (vergl. Seite 122), später wechselte er nochmals seinen Namen und hiess dann Vairatoa. Der Name Pomare ist aber für ihn und seine Nachkommen geblieben und als Pomare I. ist er der Begründer der Pomare-Dynastie, deren letzter Spross als Fomare V., Roi de Tahiti, sein Land an Frankreich abtrat.

Obgleich Tu wie gesagt eine Art Obergewalt über Tahiti errungen hatte, so hatte er doch nicht in allen Distrikten auch die Häuptlingsmacht. Der wirklich Befehlende war er in Pare-Arue und in Distrikten, in denen er Chef war, wie in Opunohu, oder die ihm

durch Familienbande oder Bundnisse näher standen, und die je nach den Umständen wechselten. Die übrigen Distrikte erkannten immer nur zeitweise gezwungen seine Oberhoheit an und es bedurfte noch vieler blutiger Kämpfe, besonders gegen den südlichen Theil der Insel, ehe der Arii Tu ein Roi Pomare wurde. Dass der letzte der *Rois* nicht unbeschränkter Machthaber auf der ganzen Insel war, beweist das Abtretungsdokument, das von allen Häuptlingen mit unterschrieben werden musste, was der französische *Commissaire* bei der Annahme besonders betont und ausdrücklich erklärt anzunehmen *au nom du Gouvernement de la République française les droits et pouvoirs qui nous sont conférés par* S. M. Pomare V., *auquel se sont joints tous les chefs de* Tahiti *et* Moorea.

Die Geschichte Tahiti's in diesem Jahrhundert ist bekannt. Tu's Nachfolger war sein ältester Sohn Tunuieaite atua, bekannt als Pomare II., der 1812 zum Christenthum übertrat; er hatte von seiner zweiten Frau Terito i te rai drei Kinder Aimata, Teinaiti und Teriitaria, von denen letzterer als Pomare III. 1827 starb, worauf dessen Schwester Aimata als Pomare IV. bis 1877 regierte.

Da sie auf Rath ihrer englischen protestantischen Geistlichen nach der Insel gekommene französische katholische Missionare vertrieb, so kam es zu Streitigkeiten mit Frankreich und Aimata sah sich 1842 gezwungen, das französische Protektorat anzuerkennen. Ihr

Sohn Ariiaue trat als Pomare V. 1880 seine Hoheitsrechte ganz an Frankreich ab, wofür er bis zu seinem 1891 erfolgten Tod eine jährliche Pension von 60000 Franc erhielt. Das Dokument, mit dem er die *Iles de la Société et dépendances* Frankreich überantwortete, hat folgenden Wortlaut:

Nous, Pomare V., *Roi des Iles de la Société et dépendances,*

Parce que nous apprécions le bon gouvernement que la France a donné aujourd'hui à nos Etats, et parce que nous connaissons les bonnes intentions de la République française à l'égard de notre peuple et de notre pays dont elle veut augmenter le bonheur et la prospérité;

Voulant donner au Gouvernement de la République française une preuve éclatante de notre confiance et de notre amitié,

Déclarons par les présentes, en notre nom personnel et au nom de nos descendants et successeurs,

Remettre complètement et pour toujours entre les mains de la France le gouvernement et l'administration de nos Etats, comme aussi tous nos droits et pouvoirs sur les Iles de la Société et dépendances.

Nos Etats sont ainsi réunis à la France; mais nous demandons à ce grand pays de continuer à gouverner notre peuple en tenant compte des lois et coutumes tahitiennes.

Nous demandons aussi de faire juger toutes les petites affaires par nos conseils de district, afin d'éviter pour les habitants des déplacementes et des frais très onéreux.

Nous désirons enfin que l'on continue à laisser toutes les affaires relatives aux terres entre les mains des tribunaux indigènes.

Quant à nous, nous conservons pour nous-mêmes le titre de roi, et tous les honneurs et préséances attachés à ce titre : le pavillon tahitien avce le yacht français pourra, quand nous le voudrons, continuer à flotter sur notre palais.

Nous désirons aussi conserver personnellement le droit de grâce qui nous a été accordé par la loi tahitienne du 28 mars 1866.

Nous faisons cette déclaration à la famille royale, aux chefs et au peuple pour qu'elle soit écoutée et respectée.

Papeete, le 29. juin 1880.

Pomare V.

Maheanuu	Teriitapunui
Aitao	Maraiauriauria
Hitoti Manua	Ariipeu
Tere a Patia	Tuahu a Rehia
Marurai a Tauhiro	Toni a Puohutoe
Teriinohorai	Matamao Teihoarii

Roometua
Maihau Tavana
Terai a Faaroau
Tarii Vehiatua

Opuhara
Matahiapo
Raihauti
Tiihiva.

Ein Streifzug durch die Marquesas-Inseln.

Allmonatlich einmal wird die Insel Nukuhiva von den Segelschiffen angelaufen, die die Post von San Francisco nach Tahiti befördern. Die Fahrt vom Goldenen Thor bis nach Taiohae dauert je nach Wind und Wetter gewöhnlich drei bis vier Wochen. Viel Abwechslung gewährt die Reise nicht; einige Tropikvögel, einige fliegende Fische und die an windstillen Tagen gefangenen Meeresbewohner, hie und da ein um das Schiff herumlungernder Hai, dann und wann ein spielender Delphin oder ein das Wasser emporschleudernder Wal ist alles, was man zu sehen bekommt. Das erste Land, das vom Ausguck gemeldet wird, ist gewöhnlich Uahuka und bald darauf tauchen dann aus dem Meer auch die höchsten Spitzen von Nukuhiva auf, die schnell an Grösse zunehmen, bis die ganze Nordküste dieser Insel sich dem Auge erschliesst. Da die einzige zum Landen geeignete Stelle im Süden des Eilandes gelegen ist, so dauert es gewöhnlich noch lange, ehe man sich dem breiten,

weissen Strich aus hellem Gestein gegenüber befindet, den die Natur als weithin sichtbare Marke, vielleicht während eines Erdbebens, bei dem ein Stück des Gebirges versank, an der östlichen Seite des Einganges der Bucht von Taiohae angebracht hat, um dann auf eine Brise zu warten, die das Schiff zwischen den *Sentinelles* hindurch in den Haupthafen der Marquesas-Inseln führt.

Der Archipel wird gewöhnlich in eine Südost- und eine Nordwest-Gruppe getheilt, von letzterer werden neuerdings aber wieder die drei nordwestlich gelegenen unbewohnten Inseln als besonderes Glied abgetrennt. Er besteht aus zwölf Inseln, bewohnt sind davon Nukuhiva, Uahuka und Uapou im Nordwesten, Hivaoa, Tahuata und Fatuiva im Südosten. Obgleich beide Gruppen durch einen weiten Kanal geschieden sind, so ist dieser doch nicht so breit, dass man, bis auf das entferntere Fatuiva, nicht beider Inseln sehen könnte, wenn man sich an einem klaren Tag in der Mitte desselben befindet; um so wunderbarer ist es, dass der südöstliche Theil kurz hintereinander mehrmals aufgefunden wurde, ehe man zufällig auch den nordwestlichen entdeckte.

Die Inseln sind gebirgig; die vulkanischen Berge beginnen unmittelbar an der See, ohne etwas Flachland zu gewähren, bebauungsfähiger Boden ist nur in den Thälern, in denen die Gewässer aus dem Innern des Landes nach dem Meer fliessen; hier sind deshalb



EINGEBORENE DER MARQUESAS-INSELN.

auch die Wohnungen der Eingeborenen. Die Berge sind ziemlich steil; an ihrem Fuss von Palmen eingesäumt, tragen sie nur bis zu einer gewissen Höhe Bäume und tropisches Dickicht, dann noch etwas hohes Gras und endigen als kahle, wildgezackte Felsen in einer Höhe von ungefähr 1200 *m.*

Die Thäler waren einst stark bevölkert, ein jedes wurde von einem besonderen, unter einem Häuptling stehenden Stamm bewohnt, der mit seinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken in beständiger Fehde lag. Da die dabei erschlagenen und gefangenen Feinde beliebte Leckerbissen für die Sieger bildeten, auch bei allen feierlichen Handlungen grosse Menschenopfer dargebracht wurden, so galten die Marquesaner für einen der wildesten Zweige der Polynesier.

Das Wilde zeigt sich auch heute noch in den Gesichtszügen, die Zügellosigkeit und Begierden verrathen und nur selten schön sind, selbst nicht bei den Frauen, wodurch sich diese von den übrigen Polynesierinnen nicht 'zu ihrem Vortheil unterscheiden. Wenn die Mädchen lächeln und dabei ihre schönen, weissen Zähne zeigen, haben sie wohl etwas verführerisch Anziehendes, aber das Liebliche, Anmuthsvolle der Tahitierin besitzen sie nicht; die dunklen Augen blicken verlangend aus, begierig nach Lust, aber zugleich auch eine Härte verrathend, die schon für Manchen verhängnisvoll wurde. Jede Untreue des Mannes rächt die Gattin durch Untreue und es bereitet ihr, wenn sie sich vernachlässigt

glaubt, einen wahren Genuss, sich unter Beihülfe aller ihrer Freundinnen dem Tod zu weihen, um als aus dem Jenseits zurückkehrender Geist den Wittwer ohne Unterlass plagen zu können, während die jungen Mädchen stolz darauf sind, recht viele Liebhaber auf einmal zu haben, und mit Verachtung auf die herabsehen, die nur eine geringere Anzahl als sie aufzuweisen vermögen.

Die Männer (Tafel XIV) sind durchschnittlich grosse, gut gewachsene Menschen; die Gesichtszüge der meisten sind grob, nur ausnahmsweise angenehm. Die Breite der Nase und des Mundes, die Dicke der Lippen, die öfters nicht haarscharf gerade stehenden Augen und eine eingedrückte Nasenwurzel lassen, selbst bei einer mehr oder weniger geraden Stirn, keine Schönheit aufkommen. Das schwarze Kopfhaar wird kurz geschnitten getragen, längeres erweist sich als grosslockig; Schnurr- und Kinnbart, oft auch etwas Backenbart sieht man häufig, doch rasiren sich auch Viele, während früher die Jünglinge ihre Barthaare mittelst zweier kleinen Muscheln herausrissen und die Greise den Bart wachsen liessen, um ihn als hochgeschätztes Erbe ihren Kindern zu hinterlassen, die die dem Toten abgeschnittenen Haare als grössten Schmuck bei Festen trugen. Arme und Beine sind proportionirt,Hände und Füsse, der Grösse der Gestalten angemessen, fallen weder durch besondere Kleinheit noch durch Unförmigkeit in die Augen.

Aehnliches gilt von den Frauen, doch fällt das Grobe ihrer Gesichtszüge mehr auf als bei den Männern,

weil wir im allgemeinen gewöhnt sind, beim weiblichen Geschlecht feinere Züge zu erwarten. Neben den gedrungenen, starken Gestalten giebt es aber auch schlankere und ich bin auf manche gestossen, die ich, wenn sie mir im Halbdunkel auf Java begegnet wäre, wohl für eine Malayin angesprochen haben möchte. Das lange, leicht gewellte Haar tragen sie jetzt auf dem Hinterkopf in einem Knoten zusammengebunden, früher aber schnitten sie es nach polynesischer Sitte ab, wie das auf Tafel XV abgebildete Mädchen zeigt, das zu den hübscheren der Marquesanerinnen zählte.

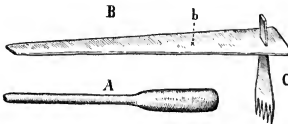
Die Tracht ist, seitdem die Inseln unter Frankreich stehen, dieselbe wie auf Tahiti. Der Hüftenschurz aus Tapa, *Kaeu,* ist verboten und die Männer haben in Rock und Hose, oder in Hemd und Hose, die Frauen in dem weiten, taillenlosen Südseekleid zu erscheinen. Der Befehl wird aber nur dort eingehalten, wo ein französischer Gendarm thront oder ein Missionar herrscht, und da, Nukuhiva und Hivaoa ausgenommen, auf jede Insel immer nur ein Wächter kommt, so wird dieses Gebot, wie manches andere auch, oft übertreten. Auf Nukuhiva allerdings, wo in Taiohae mehrere französische Beamte, ein Brigadier und ein Gendarm residiren, ein Gendarm auch in Hatiheu im Norden der Insel stationirt ist und sich an beiden Orten Missionsstationen befinden, ist der Kaeu ziemlich verdrängt, auf Hivaoa aber habe ich selbst unweit der Residenz des Bischofs und der Wohnung des

Brigadiers noch Leute gesehen, deren Bekleidung das Auge so gut wie gar nicht hinderte, das Interessanteste eines marquesanischen Körpers zu studiren: seine wunderbare Tätowirung.

Die Kunst des Tätowirens hatte auf den Marquesas-Inseln die höchste Vollkommenheit erreicht. Auf Hivaoa in einem Thal, um dessen theilweise erhaltenen, einst für Zwecke des Kultus errichteten Steinterrassen die Leute noch nach alter Sitte lebten, soweit dies jetzt überhaupt möglich ist, sah ich Menschen, auf deren Körper es mir schwer geworden wäre, einige Quadratcentimeter reine Haut zu finden. Finger- und Fussspitzen, sowie die Ohrmuscheln ausgenommen, war die ganze Haut entweder mit den prachtvollsten Zeichnungen bedeckt oder so mit nahe an einander gereihten, blauen Punkten besäet, dass man glaubte, einen Menschen von einer prachtvoll glänzenden, tief dunkelblauen Hautfarbe vor sich zu haben.

Die Tätowirung wurde in bestimmten etwas abseits gelegenen Häusern vorgenommen; während die zu Tätowirenden sich dahin zurückzogen, hinderte man ihre Freunde und Verwandte durch allerhand Hokuspokus am Betreten derselben. Es geschah dies nicht allein, um gewisse dabei vorzunehmende Ceremonien geheimnisvoller zu gestalten, sondern auch um den von der schmerzhaften Operation Ermatteten Ruhe zu verschaffen, damit das Fieber, das sich meist einzustellen pflegte, einen ruhigen Verlauf nehmen konnte.

Die Instrumente bestanden und bestehen noch heute aus zwei Theilen, die die nachstehende Zeichnung in halber Grösse zeigt. A ist eine kleine runde Holzkeule mit dünnem Griff, B ein länglich - flacher, elastischer Knochen, in dem der vielzackige Kamm C sitzt, von dem es verschiedene Grössen giebt. Letzterer muss womöglich aus einem Menschenknochen geschnitzt sein, nur ungern stellt man ihn aus einem anderen Material her.



Zuerst werden die Muster auf dem Körper vorgezeichnet, dann ergreift der Künstler mit der rechten Hand A, mit der linken B, hält C an der zu tätowirenden Stelle über den Körper und schlägt mit A auf B an der Stelle b, sodass C die Haut durchdringt und eine Reihe feiner Löcher entsteht. Der zweite Schlag setzt die nächste Reihe dicht an die erste, der dritte an die zweite und so fort, sodass man später nicht mehr die einzelnen Punkte unterscheiden kann, sondern nur Linien und Flächen sieht. Das hervorquillende Blut

wird weggewischt und in die Wunden eine Masse gerieben, die aus dem Russ von verbrannten Kokosnussschalen besteht, den man mit heissem Kokosnussöl gemengt hat. Entzündungen, Geschwulst und Eiter, oft auch starkes Wundfieber entstehen häufig, es können daher immer nur kleinere Flächen auf einmal tätowirt werden; öfters muss man die Arbeit unterbrechen und zeitweise sogar ganz einstellen, will man den Patienten nicht gefährden. Die Tätowirung eines ganzen Körpers nimmt daher viel Zeit in Anspruch. Ist die Heilung beendet, so entfernt man den Schorf, worauf das Muster schön blau hervortritt, um nie wieder vom Körper zu verschwinden.

Die französische Regierung hat das Tätowiren verboten, weil dadurch Krankheiten, besonders Lepra, häufig übertragen wurden. Eine Zeit lang fügte man sich dem Gebot, neuerdings aber tauchen, da nur ein Gendarm auf einer Insel auch über keine Allmacht verfügt, hie und da schon wieder jüngere Leute mit frischen Tätowirungen auf. Bald erscheint einer mit einem halbfertigen Gesicht, bald trägt ein anderer eine noch nicht vollendete Brust oder ein erst angefangenes Bein zur Schau, sodass man anfangs leicht in die Lage kommen kann, die blauen Flecke für die Folgen eines Kampfes zu halten, in dem der Betreffende nicht einseitig Schläge ausgetheilt hat.

Den schönsten Schmuck für einen Marquesaner bildet, wie gesagt, ein möglichst grosser Busch langer,

weisser Barthaare seiner Vorfahren, *Pavahina* genannt. Hundert oder mehrere Hundert Haare werden zusammen durch eine fein gedrehte Bastschnur, *Puukaha*, gefasst und funfzig, hundert oder mehr dieser Schnuren durch grössere Bastgeflechte vereinigt, die schliesslich in einem Knoten zusammenlaufen. Dieser Busch wird bei Festen in eine Krone, *Paekea*, gesteckt, die aus grossen, reichverzierten Schildpattstücken hergestellt ist, welche an einen Kranz von Bastgeflecht befestigt sind. Das Schnitzwerk dieser Stücke stellt stets ein Götzenbild, ein *Tiki* oder ein Doppeltiki, dar, der geflochtene Theil wird durch kleinere Schildpattstücken verziert, die den Haken, an denen die Menschen im *Me'ae* aufgehängt wurden, *en miniature* zeigen. Dieselbe Verzierung brachte man auch auf grossen, rund abgeschliffenen Perlmutterschalen an, die man einzeln am Kopf an einem Bastgeflecht trug, das mit kleineren Stückchen der Schildkrötenschale besetzt war, deren Verzierungen Eidechsen, Schildkröten, menschliche Figuren oder Ornamente zeigten; dieser Schmuck heisst *Uhikana*. Kränze aus Fischzähnen, *Peue Koio*, wurden auf dem Kopf, grössere Zähne, *Niho peata*, einzeln oder in Ketten um den Hals getragen, um die Hüften schlang man einen Gürtel aus langen schwarzen Menschenhaaren, an Armen und Beinen trug man etwas kleinere, aus ebensolchem aber kürzerem Material, *Poeouoho*.

Ein eigenthümlicher Schmuck war ein 4 bis 8 *cm* langes Götzenbild, das man aus Menschenknochen

schnitzte und an einer Strähne des Kopfhaares so lange trug, bis der Tod eines Freundes oder eines Verwandten, auf den es sich bezog, gerächt war.

Mit einem äusserst reich verzierten Lochbohrer aus Menschenknochen oder aus Schildpatt wurden den Kindern, bei Abkömmlingen von Häuptlingen unter besonderen Feierlichkeiten, Ohrlöcher gestochen. In diesen trug man kunstvoll geschnitzte Menschenknochen, die durch Aufsetzen eines grösseren Stückes an der Rückseite am Herausfallen verhindert waren, *Taiana*. Ein Kranz von grossen rothen Beeren um den Hals getragen, Muschelketten, Federn, bunte Blumen und wohlriechende Gräser vervollständigten den täglichen wie den festtäglichen Schmuck, und sind ziemlich das Einzige, was wie in früherer Zeit auch jetzt noch unverändert getragen wird. Die anderen Schmuckstücke sind schon vielfach in den Besitz von europäischen Museen übergegangen und nur in einzelnen Familien findet man sie noch als alte Erbstücke, von denen sich die Besitzer unter keinen Umständen trennen wollen, weil sie sie bei Festen noch ebenso stolz tragen, wie ihre Vorfahren. Europäischer Tand hat den alten Schmuck zumeist schon verdrängt, und statt der *Taiana* trägt man z. B. jetzt *Tavea,* d. h. Ohrringe, die je aus einer goldnen Platte in der Grösse eines Zehn- oder Zwanzigmarkstückes bestehen. —

Die Häuser, in denen die Leute wohnen, sind von verschiedener Form. Die einfachste ist die, bei der



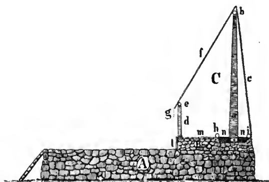
MÄDCHEN VON DEN MARQUESAS-INSELN.

ein Windschirm, die primitivste Art einer Wohnung, wie ich sie nur noch bei den Negrito auf den Philippinen und bei den Australnegern vorgefunden habe, als Vorbild gedient hat. Steht ein solches Haus auf einem *Paepae*, so heisst es *Hae;* das Paepae ist hier eine aus grossen Steinen errichtete viereckige Terrasse von 1 bis 2 *m* Höhe und von verschiedener, je nach der Länge des Gebäudes wechselnder Grösse. Die grössten und schönsten davon waren natürlich die, welche in heiligen Hainen errichtet waren, um auf ihnen die Opferfeste zu feiern. Für besonders werthvoll galten solche, bei denen ein röthlicher Stein, *Ketu* genannt, Verwendung gefunden hatte, doch durften nur Häuptlinge ihr Paepae damit bedecken, da der Stein für gewöhnliche Leute *Tapu* war, auch durfte die Terrasse nicht ganz damit erbaut, sondern nur damit belegt sein, was seinen guten Grund hatte, da der Stein selten war; gern verwendete man ihn bei der Front der Hausplattform, weil dies dem Bau ein hübsches Aussehen gab.

An dem einen Ende des Paepae A wird das Hae C errichtet, wozu man den Boden B durch Steinplatten noch um 25 bis 50 *cm* über die Plattform erhöht; die vorderen, aufrecht stehenden Platten l ragen dabei ein klein wenig über die anderen liegenden empor.

Das *Hae* (Tafel XVI) besteht in der Hauptsache aus einer schrägen Rückwand und einer zum Theil offenen Frontseite; die beiden Seitenwände verwandeln den Windschirm in ein Haus. Zwei breite und im Ver-

hältnis hierzu schmale, rechteckige, nach oben sich verjüngende hölzerne Pfeiler a mit einem auf ihnen in einer Aushöhlung ruhenden runden Querbalken b bilden im Verein mit einer Reihe kaum mannshoher, 4 bis 5 *m* weiter vorn errichteter Pfosten d und dem sie verbindenden Querbalken e das Hausgerüst, an das sich die Hinterwand c lehnt und das die Vorderwand f



Riss eines Hae, Marquesas-Inseln.

trägt. Die Rückseite besteht aus dicht nebeneinander gelegten dünnen Baum- oder Bambusstämmen, die mit geflochtenen Palmblättern überdeckt sind, die Frontseite aus einem gitterartigen, ebenfalls mit Blättern bedeckten Gerüst, das auf e endet, sodass der untere Theil des Hauses offen bleibt. Da von den Blättern immer noch ein loser Theil g frei herabhängt, so muss man sich beim Betreten des Hauses, auch wenn Niemand

zugegen ist, meist höflich verneigen. Die Seitenwände bilden ein Trapezoid von vier ungleichen Seiten mit einem rechten Winkel, über sie ragen Hinter- und Vorderwand ein Stück hinaus. Das Innere des Hauses besteht aus zwei durch einen auf der Erde ruhenden Balken h getrennten Theilen; der vordere m ist mit grossen flachen Steinen ausgelegt, der hintere n mit Matten bedeckt, unter denen sich eine Schicht getrockneter Blätter oder kleiner schwarzer abgerundeter Steine s befindet, denen ähnlich, die man in den Häusern auf Samoa findet[1]). Er dient zum Ruhen und Schlafen, ist aber nicht so breit, dass ein Mann ausgestreckt darin liegen könnte, wenn er seinen Kopf auf den an der Rückwand hinlaufenden Baumstamm i stützt. Hauspfeiler und Querbalken bestehen in guten Häusern aus je einem mit der Steinaxt schön glatt behauenen Brodfruchtbaum, der das beste und haltbarste Holz auf den Inseln liefert; unter einander sind sie mit geflochtenem Kokospalmbast verfestigt, mit dem auch die Palmblätter an die Stangengerüste der Wände gebunden werden.

Die Häuser sind natürlich verschieden gross; ein zu meiner Zeit wieder hergestelltes von mittlerer Grösse war das der *Grande cheffesse* Vaekehu in Taiohae. Es stand auf einer ungefähr 0,70 *m* hohen Terrasse von einer Länge von 12,25 *m*

---

[1]) Vergl. Südsee-Bilder, Seite 9.

und einer Breite von 16,70 *m*. Die ganze Breitseite wurde von dem Haus eingenommen, das zwar nur 16 *m* gross war, dessen Rückwand und Dach aber auf beiden Seiten 0,35 *m* über die Seitenwände hinausragten. Die Tiefe des Hauses betrug 4,10 *m*, der mit Matten bedeckte Raum, die Kokospalmstämme nicht mitgerechnet, 1,16 *m*, der mit schönen, glatten, schwarzen Steinen ausgelegte Vorderraum 2,05 *m*. Die ganz aus rothen Steinen hergestellte Hausplattform hatte eine Höhe von 0,50 *m*, von dieser bis zum unteren Rand des Dachquerbalkens gemessen war die Entfernung 5,25 *m*, während die Dachspitze noch um 0,50 *m* darüber hinausragte. Die beiden mächtigen, wenn auch verhältnismässig schmalen Hauspfeiler hatten eine Breite von 0,50 *m* und liefen nach oben so spitz zu, dass der auf ihnen ruhende Balken genau mit ihnen abschnitt. Die vier an der Hausfront stehenden viereckigen Pfosten waren 1,57 *m* hoch, doch standen 1 *m* weiter zurück noch drei starke runde Pfeiler von 1,70 *m* Höhe, die die eigentlichen Träger des Daches waren, das hier ausnahmsweise in zwei Theile zerfiel. Auf ihnen lag der Querbalken, der eine Reihe Dachlatten stützte, an denen erst die Palmblätter befestigt waren; dieser Theil des Daches bestand, ebenso wie die Rückwand und die Seitenwände, aus weissen, von der Rinde befreiten Stämmen, die je von drei Querbalken von derselben Beschaffenheit zusammen gehalten wurden. Die Rückwand, der



HAE.



HAE.

MARQUESAS-INSELN.

obere Dachtheil und 0,65 *m* der Seitenwände, vom Boden aus gemessen, waren mit Pandanusblättern, die übrigen Seitentheile mit Blättern des Brodfruchtbaumes, die untere Hälfte des Daches mit solchen der Fächerpalme belegt. Da letztere noch ein Stück lose herunterhingen, so war die Vorderwand eigentlich nur 0,75 *m* offen, weil unten noch ein mächtiger Baumstamm vorlag, der den ganzen Wohnraum begrenzte.

In einem viel grösseren Massstab waren natürlich die Häuser errichtet, die zur Aufnahme der Gäste bei den Festplätzen dienten und oft eine Länge von 30 *m* und darüber hatten.

Einzelne Wohnungen haben auch die Vorderseite geschlossen; diese besteht dann aus senkrechtstehenden, bis an das Dach reichenden, geschälten, dünnen, an einander gebundenen Baumstämmen; in das Innere führt eine durch Palmblätter oder Bretter zu schliessende Thür, Fenster fehlen.

Auf Hivaoa fand ich unter herrlichen Feigenbäumen ein Paepae, das einst das Haus des Häuptlings trug. Es war an der einen Seite nur 0,5 *m* hoch und hier mit vier Figuren geschmückt, die aus grossen Steinen herausgehauen waren; zum Theil in die Terrasse eingelassen, ragten diese etwa noch 0,25 *m* darüber hervor. Drei davon schnitten in der Höhe des Paepae ab und stellten grosse, Kronen tragende Köpfe mit nur angedeutetem Körperansatz dar, die vierte war eine wenig kunstvoll ausgehauene menschliche Figur,

deren Schultern mit den Steinen der Terrasse abschnitten, während der roh geformte Kopf frei darüber hinwegsah; sie hatte eine Höhe von 1,05 *m*.

Unweit dieser Terrasse lag auf einem Hügel ein alter befestigter Platz. Das Fort war eine viereckige, durch eine Steinmauer eingefasste kleine Bastion, an die sich eine Plattform für ein Haus schloss. Auch diese war mit Figuren verziert und zwar mit dreien, die unregelmässig über den Wall hervorragten. Bei zweien, bei denen der menschliche Körper als Modell gedient hatte, fehlte das Haupt, die dritte war nur ein gekrönter Kopf mit Körperansatz, und über den Leib gefalteten Händen, doch besser ausgeführt als die anderen und leidlich erhalten, wie Tafel XVII zeigt. Das eine von den halb zerstörten Monumenten zeichnete sich dadurch aus, dass es ein Paar korrekt gemeisselte Füsse aufwies, was man bei allen übrigen vermisste.

Von den *Hae* verschieden sind die *Hataa*, die aber oft weiter nichts sind als Häuser von der beschriebenen Form, die statt auf einem Paepae auf Pfeilern ruhen. Eine einfache Leiter führt empor zu dem einen Raum, in dem die Menschen wohnen, während unten sich die Schweine tummeln. Der dem Hae charakteristische Styl wird aber bei solchen Bauten nicht immer eingehalten; bald ähnelt die Wohnung mehr einem Zelt, bald mehr einem viereckigen Haus mit geraden Wänden und regelmässigem Dach. Das Haus ruht auf 2 bis 5 *m* hohen Pfeilern, den Boden

bilden hölzerne Planken, drei Seiten sind geschlossen, die vierte ist stets offen. Das auf Tafel XVIII abgebildete Hataa zeigt nicht nur das auf Pfeiler gesetzte Hae, sondern lässt dadurch, dass ausnahmsweise eine zweite Seite offen ist, auch das Hausgerüst deutlich erkennen. Es diente als Wohnung für ein junges Paar und als Aufbewahrungsort für die Särge der Eltern. Der Marquesaner liebt es, seinen Sarg eigenhändig herzustellen. Ueberkommt ihn eines Tages die Lust dazu, so geht er in den Wald, sucht sich einen Baumstamm aus, fällt denselben, höhlt ihn aus und verziert ihn mit kunstvollem Schnitzwerk. Erst nachdem er ihn fertig zum Gebrauch über seine Schlafstelle aufgehängt hat, fühlt er sich zufrieden.

Die Hataa sind nicht so häufig wie die Hae; auf Nukuhiva habe ich nicht ein einziges gesehen, dagegen waren auf Hivaoa im Dorf Papuvae die meisten Wohnungen auf Pfeilern erbaut, und zwar manche so, dass auch die Pfosten erst wieder auf einem Paepae standen; dies war aber dann nicht grösser, als das Haus selbst. Um alte Paepae zu benutzen, wird das Hataa manchmal dicht an ein solches gebaut, so dass die Plattform eine Vorterrasse des Hauses bildet. Früher soll das Hataa das Männerhaus gebildet haben, das von Frauen nicht betreten werden durfte, jetzt wird es von der Familie gemeinsam bewohnt.

Die dritte Hausform (Tafel XVIII) ist moderner. Es ist ein viereckiges, fensterloses Haus mit regelmässigem

Dach aus geflochtenen Palmblättern. Auch hier sind die Wände aus aneinandergebundenen Baumstämmen von möglichst gleicher Stärke hergestellt, eine Thür führt in das Innere, das zumeist aus einem Raum besteht, der jedoch manchmal durch Verschläge in mehrere Abtheilungen getheilt ist. Noch moderner sind gewöhnliche Bretterbuden, wie sie die Weissen eingeführt haben, und die nach und nach leider auch hier die alten Formen verdrängen werden.

Eine Feuerstelle findet sich in allen diesen Häusern nicht; ein in der Nähe stehendes meist recht primitives Kochhaus, das oft nur aus einem auf einigen Stangen ruhendem, auf der Windseite bis zur Erde reichendem Dach besteht, dient zur Herstellung der Speisen.

Das Essen unterscheidet sich sehr wesentlich von den schon beschriebenen äusserst schmackhaften tahitischen Gerichten. Der Marquesaner liebt alles *haut-goût* zu verzehren. Frische Fische und eben gereifte Früchte versteht er nicht zu schätzen; wenn aber verendete Thiere längere Zeit am Strand gelegen und die in der Erde vergrabenen Brodfrüchte bereits einen Gährungsprozess durchgemacht haben, dann stellt er seinen Mann. Neben den Paepae findet man Löcher von oft 2 *m* Durchmesser und bis zu 3 *m* Tiefe; diese werden bei guten Ernten mit Brodfrüchten gefüllt, um dann jahrelang als Vorrathskammern zu dienen. Wie lange man die Früchte darin aufbewahrt, lässt sich daraus berechnen, dass man bei der Geburt eines vornehmen



TIKI.

MARQUESAS-INSELN.

Kindes ein solches Loch mit Früchten füllt, um es erst bei der Hochzeit desselben wieder zu öffnen und den Inhalt zu verzehren.

Das Nationalgericht ist die aus Brodfrüchten hergestellte *Popoi.* Die Bereitung ist folgende: In die vom Baum genommene Frucht treibt man ein Holzstückchen oder vergräbt sie für einen Tag in die Erde, damit sie vollständig reife, kratzt dann die Schale mit einer besonders dazu hergerichteten Muschel ab und theilt sie, indem man den Kern wegwirft, in Stücke, die nunmehr in das erwähnte, entweder aus Steinen hergestellte oder einfach mit Blättern ausgelegte, Loch geworfen werden, um hier, nachdem die Oeffnung mit Blättern und Steinen geschlossen ist, eine Gährung durchzumachen. Je nach Bedarf entnimmt man diesem Depot nach Tagen, Wochen, Monaten oder Jahren eine gewünschte Menge, knetet sie mit Wasser zu einer Art Brodteig, wickelt diesen, in kleineren Portionen, in grüne Blätter, kocht dieselben und stampft dann den gekochten Brei unter neuem Zusatz von Wasser mit steinernen, oft kunstvoll verzierten Mörsern in grossen hölzernen Schüsseln so lange, bis das Mus dünn genug ist, um von der Schüssel mit der Hand bequem zum Mund gefuhrt werden zu können. Die so bereitete Popoi riecht und schmeckt zu säuerlich, um für einen Europäer eine Delikatesse zu sein; gemildert wird der Sauerteig etwas, wenn man unter die gegohrene Masse frische Früchte mischt;

stellt man den Brei allein aus solchen her, so ist er noch am ersten geniessbar, doch wird der Weisse nur bei grossem Hunger nach diesem Essen Verlangen tragen.

Eine andere ebenfalls sehr beliebte mit Brodfrucht bereitete Speise ist die *Poke*, die als Pudding zum Schluss des Mahles gereicht wird; sie schmeckt ähnlich der Quittenmarmelade und wird aus gekochten mit Kokosnussmilch und Kokosnussöl gemengten Früchten hergestellt.

Den Fischfang betreibt zwar der Marquesaner, doch ist es ihm lieber, wenn er diese Arbeit sparen kann und die Wellen einige Seethiere weit genug aufs Land werfen, um bei eintretender Ebbe am Ufer liegen zu bleiben. Er braucht sie dann nur so zu legen, dass die Fluth sie später nicht wieder wegträgt und zu warten, bis sie pikant genug sind, um bequem ein gutes Essen zu haben.

Schweine liefern jetzt als Ersatz für den Menschen das Fleisch; wie er bei seiner Liebe zum Prahlen damit umgeht, konnte ich auf Uapou beobachten. Kurz vor meiner Ankunft hatte daselbst eine Hochzeit stattgefunden; dabei war nicht nur der Festplatz, sondern der ganze Ort Hakahetau in einen Schlachtplatz verwandelt worden. Der Flecken zählte 75 Einwohner, die ganze Insel mit Frauen und Kindern ungefähr 320 Seelen. Alle waren zum Fest erschienen und für diese 320 Menschen wurden 394 Schweine geschlachtet. Nur ein kleiner

Theil davon konnte schnell genug bewältigt werden, der übrige ging in dem tropischen Klima bald in Fäulnis über und verpestete die ganze Insel derart, dass, obgleich der Gendarm grosse Feuer anzünden liess, um so viele Kadaver wie möglich zu verbrennen, und die anderen zu vergraben befahl, der Gestank des Festes noch lange über dem ganzen Eiland schwebte.

Ausser Brodfrüchten, Fischen und Schweinen isst der Eingeborene noch alles andere, was seine Insel und das Meer ihm an Früchten und Gethier liefern, doch ist die Nahrung überwiegend eine vegetabile und er verzehrt mehr rohe als gekochte Speisen.

Dass dies Einfluss auf die gesundheitlichen Verhältnisse hat, ist selbstverständlich, und die weite Verbreitung der Lepra auf den Inseln ist wohl daraufhin mit zurückzuführen. Ein Körper, der sich in der Hauptsache von der Fäulnis nahen Speisen nährt, kann unmöglich den Keimen einer Krankheit soviel Widerstand entgegensetzen, wie ein in gesunder Kost erwachsener, um so mehr wenn man sich in keiner Weise um die Ansteckungsgefahr kümmert. Ist diese gemeiniglich beim Aussatz auch nicht so gross, als man früher annahm, so überträgt sich die Krankheit doch bei fortwährendem Zusammenleben und besonders bei gemeinsamer Schlafstelle. Trotzdem wird ein schönes, von der Krankheit behaftetes, aber noch nicht entstelltes Mädchen ebenso viele Liebhaber finden wie ein gesundes. Oft kneten Frauen mit nur noch halben

Fingern die Popoi, von der die ganze Familie gemeinsam speist. Kranke und Gesunde leben einträchtig bei einander und niemals würde es Jemand in den Sinn kommen, erstere abzusondern.

Die französische Regierung hatte vor Jahren ein Sanatorium auf Hivaoa eingerichtet, das unter der Aufsicht des auf Nukuhiva stationirten Militärarztes stand. Da beide Inseln soweit auseinander liegen, dass man bei konträrem Wind oft viele Tage braucht, um von der einen zur anderen zu kommen, so mag die ärztliche Aufsicht zu wünschen übrig gelassen haben, um so mehr als sich Reisegelegenheiten überhaupt nicht häufig finden. Aber nicht daran scheiterte das Unternehmen, sondern an der Verpflegungsfrage. Die verschiedenen Ortschaften auf Hivaoa erhielten Auftrag, abwechselnd das Sanatorium mit Proviant zu versehen; da sich dies aber mit der Trägheit der Eingeborenen nicht in Einklang bringen liess, so bekamen die Kranken oft nichts zu essen. Als sie lange genug gehungert hatten, überkletterten sie eines Tages die Umfassungsmauern und zogen zurück nach ihren Heimathsorten, wo sie von ihren Verwandten freundlich aufgenommen wurden.

Der ganze Archipel hat augenblicklich nur noch eine Einwohnerzahl von rund 4000 Eingeborenen aufzuweisen, hierunter sind ungefähr 250 Leprakranke, also etwa 6 %. Im Jahr 1884 gab ein französischer Arzt als Durchschnitt 10 % an; die jetzige niedrigere Zahl

ist aber nicht auf eine Besserung der Verhältnisse zurückzuführen, sondern hängt mit der Abnahme der Einwohnerzahl zusammen. Nach Ansicht des französischen Residenten hat sich diese in der letzten Zeit so schnell vermindert, dass er annimmt, dass bereits im Jahre 1930 keine Polynesier mehr auf den Marquesas-Inseln zu finden sein werden. Wenn ich dies auch nicht unterschreiben möchte, so ist es doch sicher, dass die Tage der Eingeborenen gezählt sind.

Als Getränk erlaubt die Civilisation dem Marquesaner nur Wasser, das aber auf dem regenarmen Archipel nicht in allzugrossem Ueberfluss vorhanden ist. Einzelne Inseln sind im Besitz von recht schmackhaften und gesunden Mineralquellen, doch fliessen auch diese spärlich und werden von den Eingeborenen wenig beachtet. Die Kawa ist ihnen von den Missionaren, der Palmwein von der für ihr Wohlbefinden besorgten Regierung verboten worden: 100 Franc Strafe hat der in französischem Gold zu zahlen, der sich vom Gendarmen bei der Bereitung desselben erwischen lässt, und dieser kennt keine grössere Freude, als wenn er Jemand dabei ertappen kann. Ebenso hohe Strafe trifft den, der einem Eingeborenen einen Schluck eines spirituösen Getränkes verabreicht: und doch hat der arme Wilde den Rum erst lieben gelernt, nachdem Weisse ihn auf Tahiti bereitet hatten und ihm so lange davon zu trinken gaben, bis er von selbst nach mehr verlangte.

Im Gegensatz zu anderen Inseln wurde hier nicht die getrocknete, sondern die frische Kawawurzel verbraucht und zwar so, dass man sie wie auf den Tonga-Inseln zwischen Steinen zerstampfte. Sie soll berauschender wirken als jene und Weisse erzählten mir, dass sie davon bei häufigem Genuss nervös geworden seien, ein Zustand, den der Eingeborene natürlich nicht kennt.

Ungemein kräftiger Tabak wird von beiden Geschlechtern viel geraucht, sowohl in Pandanusblattstreifen gewickelt als Cigaretten, als auch in Pfeifen. Sehr beliebt war einst das von Chinesen eingeführte Opium, es wurde so gern geraucht, dass man dafür sogar arbeitete; jede Thätigkeit war den Eingeborenen recht, die mit Opium bezahlt wurde. Als dann ein Regierungsbefehl die Einfuhr verbot, suchte man sich zuerst durch List und Gewalt der geschmuggelten Ware zu bemächtigen und verfiel, als dies nicht mehr gelang, in die frühere Trägheit zurück, die nochmals abzulegen Niemand gewillt ist, weil er nach seiner Meinung doch nichts Besseres dafür eintauschen kann. Denn die Flasche *Perry Davis' Painkiller*, eine in der Südsee bekannte amerikanische Arznei mit etwas Alkoholgehalt, die er vielleicht einmal erringen kann und die er dann, ohne erst auf eine Krankheit zu warten, ebenso schnell in seinen Magen entleert wie eine Flasche *Eau de Lavande,* die ihm als Parfüm gegeben wurde, vermögen ihn nicht so zu reizen, dass er sich ihretwegen

das Müssiggehen abgewöhnen möchte. Auf was für Getränke er bei den vielen Verboten schliesslich verfällt, zeigt eine Bowle, die sich einige Leute aus vier Liter altem, bereits fermentirtem Kokosnusswasser, drei Flaschen Eau de Lavande und einer Flasche Painkiller brauten! Der Zweck wurde erreicht: die Theilnehmer waren nach kurzer Zeit betrunken.

Von den früheren Festen haben sich wenige und diese auch bereits in Anpassung an die jetzigen Verhältnisse nur in sehr gemässigter Form erhalten; die Missionare suchen alle nach Möglichkeit zu unterdrücken und dafür lieber Kapellen und Gotteshäuser mit kirchlichen Feierlichkeiten einzuweihen. Da es auch dabei ohne Schmaus nicht abgehen kann, so folgen die Eingeborenen ganz gern ihrer Einladung, bedauern aber doch im Stillen, dass die alten Gebräuche geschwunden sind und sie die Tänze, mit denen sie sich früher bei solchen Gelegenheiten die Zeit vertrieben, nicht mehr aufführen dürfen. Ich habe nur einen von diesen gesehen, *Tapiriata* nannte er sich und wurde von acht Männern und vier Frauen einstudirt, die ihn am Nationalfest dem französischen Residenten vortanzen wollten. Er erinnerte mich sehr an die *Haka* der Maori[1]), nur war er minder ausdrucksvoll, weil die Tänzer eher theilnahmslos als erregt waren. Eine Tour, die aus einem Chassiren nach vorwärts und

[1]) Vergl. Südsee-Bilder, Seite 285 u. ff.

seitwärts und einem Umgehen der Frauen seitens der Männer bestand, hätte man für eine Quadrille halten können, wären nicht die gelenkigen Hüften- und Beinbewegungen der Damen gewesen, bei denen endlich die Männer ihre phegmatische Ruhe etwas abwarfen und mit den Armen fuchtelten, als ob sie wirklich nach alter Sitte zu tanzen beginnen wollten. Sie unterliessen es aber und sparten sich dies wohl bis zur wirklichen Vorführung auf.

Die Einfahrt in die Bucht von Taiohae beschützen die *Sentinelles,* zwei freistehende Felsen, von denen je einer an jeder Seite der Bai Wache hält; ist man durch sie hindurchgeschlüpft, so eröffnet sich dem Auge ein hübsches Panorama. Der kleine Meerbusen hat die Gestalt eines Hufeisens; der offnen Seite gegenüber liegt Taiohae am Fuss hoher, steil abfallender Berge, die in zwei Vorgebirge auslaufen, sodass sie den Hafen vollständig umschliessen. Eine am Ausgang des Ortes vorspringende Landzunge trägt einen Hügel mit dem ehemaligen, jetzt in Ruinen liegenden Fort, die übrigen Häuser stehen einzeln an dem am Strand entlang laufenden, schmalen Weg. Unmittelbar hinter ihnen beginnen die Berge, sodass schon Kochhäuser und Schuppen die aus importirten Brettern hergestellten Wohnungen überragen, die von französischen Beamten, weissen Händlern und anderen nicht zur Insel gehörigen Menschen bewohnt werden. Die Häuser der



HAUS MODERNEN STYLES.



HATAA.

MARQUESAS-INSELN.

Eingeborenen liegen weiter zurück im Thal Pakiu, nur das bereits erwähnte Haus der alten Vaekehu ist jetzt am Meeresufer und zwar an dem, dem Fort entgegengesetzten Ende des Ortes erbaut. Am Strand zu wohnen hätte früher kein Eingeborener gewagt, weil vom Meer aus ein nächtlicher Ueberfall viel leichter zu bewerkstelligen gewesen wäre, als zu Land. Rückschläglich hat dies auf die Schiffsbaukunst gewirkt, sodass verhältnismässig wenige Kanus auf den Inseln zu finden sind. Augenblicklich werden statt der alten Einbäume lieber von Weissen hergestellte Boote verwendet, an die man aber der Sicherheit halber noch einen Ausleger befestigt.

Bei der Landzunge steht eine Landungsbrücke und wie die Feste ist auch sie bereits arg beschädigt; es ist lebensgefährlich, dieselbe zu betreten, aber doch bietet sie die einzige Möglichkeit, vielleicht trocknen Fusses auf die Insel zu kommen. Taiohae liegt im Grünen, die Berge hinter dem Ort sind bis zu einer beträchtlichen Höhe dicht bewachsen, dafür aber die nach der Einfahrt laufenden Ketten ziemlich kahl; ihre Felsen springen soweit ins Wasser vor, dass am Ende der Häuser der Weg am Strand bald aufhört. Man muss daher ordentlich klettern, will man zu einigen interessanten Felsformationen kommen, die der Kamm der westlichen trägt: die eine ähnelt einer Sphinx, die andere einem aufgefahrenen Schiffswrack ohne Masten; mehrere Sagen haben sich um sie gebildet. Von hier oben hat

man nach Westen zu einen freien Blick in eine zweite Bucht, die zwar etwas kleiner ist, als die Bai von Taiohae, aber nicht minder schön.

Dicht beim ehemaligen Fort liegt die *Résidence,* die Wohnung des *Administrateur des Iles Marquises,* nicht weit davon auf einem Hügel das Gefängnis, in dem nicht nur Marquesaner Wohnung beziehen, sondern auch Leute von anderen Inseln Unterkunft finden. Am Tag müssen Alle arbeiten, um 5 Uhr nachmittags werden sie wieder eingeschlossen, ausgenommen die, die bei französischen Beamten Dienerstellen bekleiden und erst um $7^1/_2$ Uhr nach Haus zu kommen brauchen. Jeder Beamte kann zwei Gefangene beschäftigen und zahlt dafür 0,25 Franc pro Kopf und Tag an den Staat, der das Geld den Sträflingen gutschreibt. Der Eigenthümer kann darüber verfügen und erhält nach beendeter Strafzeit das etwaige Guthaben mit auf den Heimweg, doch ist gewöhnlich nichts mehr vorhanden. Nichtdiener arbeiten für den Staat ohne Entgelt. Dasselbe muss überhaupt jeder Inselbewohner für einige Tage im Jahr thun; wie auf Tahiti wird diese Art Abgabe auch hier nur zum Wegebauen verwendet und kann durch Zahlung einer festgesetzten Taxe abgelöst werden. Mehr als diese Arbeit verrichtet der Eingeborene nicht gern, nur wenn seine Hose kaum noch diesen Namen verdient, lässt er sich herbei, für eine neue zu arbeiten. Für eine Tagesarbeit von 6 bis 10 Uhr vormittags und von 12 Uhr mittags bis 5 Uhr nachmittags erhält er in Taiohae 1 Dollar in

chilenischem oder 2,50 Franc in französischem Geld, in allen andern Plätzen die Hälfte. Will er ein Kleid für seine Frau erwerben, das ungefähr 3 Dollar kostet, so muss er in Taiohae also drei, sonst aber sechs Tage arbeiten. Da ist es ihm bequemer, die Gattin gelegentlich für einige Zeit zu verborgen, was häufig genug vorkommt.

So kahl die Inseln überall da sind, wo Wasser mangelt, so üppige tropische Vegetation herrscht dort, wo dieses vorhanden ist. Deshalb darf man sich nicht wundern, sich in ihrer Mitte zu finden, sowie man den Fuss in das Thal Pakiu setzt, durch das ein Bach vom Hochplateau herabrieselt. Ein am Berg sich anlehnender Pfad führt durch dasselbe, dicht hinter dem Ufer beginnt die Steigung. Hier liegen die Häuser der Eingeborenen und etwas weiter den Berg hinauf stösst man auf ein altes *Me'ae*, den ehemaligen Opfer- und Festplatz des Stammes, der von herrlichen Banianen umgeben ist, an denen man einst die Opfer aufhängte, ehe man ihre Schädel in den Zweigen und Luftwurzeln dieser Bäume barg. Ein, wegen seines Verfalles bereits unentwirrbares Terrassengemenge lässt nur noch die Grösse der Stätte erkennen, ohne näheres von ihrer ehemaligen Anlage zu verrathen. Ganz in ihrer Nähe liegt ein umgeworfenes *Tiki*, eine Götterstatue, aus dem Stein *Ketu* gefertigt; auch an ihm sind die Jahre nicht spurlos vorübergegangen, die Arme fehlen, die Füsse sind zerbröckelt, sonst gleicht es dem auf Tafel XIX abgebildeten.

In einer Höhe von ungefähr 500 *m* erreicht man ein grosses Plateau, das sich über den grössten Theil der Insel erstreckt und mit dürrem, nicht sehr hohem Gestrüpp bewachsen ist. Von hier hat man einen herrlichen Blick über die Bucht von Taiohae, einen Theil der südlichen Küste und weit über das Meer bis zu der ungefähr 30 Meilen entfernten Insel Uapou, deren aus dem niedrigen tropischen Vegetationsgürtel frei hervorragende pittoreske Felsenspitzen sich von hieraus wie eine Sammlung von Zuckerhüten und Bischofsmützen ausnehmen, während sie mehr in der Nähe gesehen an indische Pagoden erinnern.

Auf dem Plateau theilt sich der Weg; schlägt man eine östliche Richtung ein, so steht man nach einstündiger Wanderung am Rand des schönsten Thales der Insel; auf steilem, öfters sogar gefährlichem Pfad kommt man zu dessen Sohle. Hier wird das Auge zuerst durch die hübsche, durch Landzungen in drei Arme getheilte Bucht gefesselt, deren vorgelagerte Felsen die Einfahrt nur in dem mittleren, und auch da nur mit kleinen Schiffen, gestatten. So gefährlich die Felsen für den Schiffer sind, so sehr erhöhen sie den Reiz der Bai für den Beschauer, weil der hochaufspritzende Gischt der sich an ihnen brechenden Wellen das Bild ungemein belebt, während sonst eine unheimliche Ruhe über der Gegend schwebt. Früher war dies anders: reges Leben herrschte in dem dicht bewohnten Thal, dessen Stamm für den wildesten auf Nukuhiva galt und der nicht nur seine

Nachbarn auf der Insel befehdete, sondern auch anderen Inseln feindlich gegenüberstand.

Besonderen Hass hegten die Bewohner von Taipivai gegen die Eingeborenen von Fatuiva. Entstanden war er auf folgende Weise: Einst kamen Fische von Fatuiva in die Bucht geschwommen und fanden dort einen Süsswasserfisch, der ihnen nicht genug von den guten Sachen erzählen konnte, die er in seinem Bach zu essen hätte. Vor Neid berstend, lockten sie ihn durch das Versprechen, auf Fatuiva noch viel, viel Besseres zu finden, nach ihrer Insel. Hier führten sie ihn an eine Spalte zwischen zwei Felsen mit dem Bemerken, dass dies der Eingang zu den Herrlichkeiten sei. Der Gast blieb zaudernd stehen und wollte nicht weiter, als aber die anderen immer mehr und mehr Leckerbissen aufzählten, versuchte er den Durchgang und zwängte sich so ein, dass er schliesslich weder vor- noch rückwärts konnte und elendiglich umkommen musste. Seitdem herrscht Feindschaft zwischen Fatuiva und Taipivai, und wenn sich die Bewohner jetzt nicht mehr gegenseitig erschlagen, so hat das nicht seinen Grund in dem Aufhören des Hasses, sondern kommt daher, dass von dem ehemaligen nach Tausenden zählenden Stamm des Taipithales augenblicklich nur noch 41 Menschen übrig sind! Statt der Polynesier findet man heutigen Tages neue Ansiedler, einen seit vierzig Jahren dort lebenden Amerikaner und zwei Chinesen, alle drei mit Marquesanerinnen nach Landessitte verheirathet.

Eine Schattenseite des Thales ist die übergrosse Zahl von *Nono*, eine Art sehr kleiner Stechfliegen, die besonders stark auf Nukuhiva vertreten ist und am lästigsten im Taipithal wird. Wo nur immer eine unbedeckte Hautstelle sich zeigt, nimmt das Thier Platz und sticht so geschickt, dass man kaum davon etwas gewahr wird. Bald aber lernt man die Folgen an kleinen, harten, stark juckenden Buckeln kennen; kann man es über sich gewinnen, diese nicht zu berühren, so schwindet der Reiz nach einiger und die Beule nach längerer Zeit wieder, lässt man sich aber verleiten, die Stelle zu reiben und zu kratzen, so schwellen die Buckel an, füllen sich mit einer gelblichen Flüssigkeit, platzen auf und heilen nur sehr schwer. So kommt es, dass Neuankommende oft über und über mit recht unangenehmen Wunden bedeckt sind, bis sie inficirt genug sind, um nicht mehr unter den Stichen zu leiden. Die Nono treibt ihr Unwesen nur am Tag, sowie es dunkel wird, übergiebt sie ihre Opfer dem Mosquito zur weiteren Behandlung. Ein Bad im klaren Wasser des kühlen Taipibaches ist dieser Stechfliege wegen unmöglich; ich habe es nur einmal versucht und büsste dies damit, dass ich mich tagelang nicht setzen konnte, so war ich schon beim Entkleiden zerstochen worden.

Das Thal läuft von Süden nach Norden und ist ziemlich eng, Giessbäche stürzen von den Bergen in wasserreichen Jahren herab. Allerdings sind letztere nicht allzu häufig, oft regnet es auf den nördlichen

Inseln für Jahre nicht; dann siechen Pflanzen und Thiere dahin, bis ein neuer Wolkenbruch frisches Grün in kaum wahrnehmbarer Zeit hervorzaubert. Als ich nach Nukuhiva kam, hatte es dort über zwei Jahre nicht geregnet, während meiner ganzen Anwesenheit aber ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht mehrmals nass geworden wäre, unaufhörlich strömte der Regen nieder, um vielleicht dann für Jahre wieder auszubleiben.

Das Thal schliesst mit einem grossartigen Wasserfall ab; der Bach, der es durchfliesst, kommt vom Hochplateau und sturzt sich hier in mehreren Kaskaden in die Niederung. Abseits von ihm führt der Weg über das Gebirge nach der Nordküste hinüber. Der Blick von der Passhöhe aus ist fast noch schöner als der von der Höhe hinter dem Pakiuthal. In einem langsam abfallenden, dicht bewachsenen Kessel sieht man den Weg sich nach Hatiheu hinabschlängeln, einem an gleichnamiger schöner Bai gelegenen Ort, während man über die östlichen, etwas niedrigeren Berge hinweg in die Buchten von Anaho und Haatuatua blickt. Ueber eine Stunde dauert der Abstieg, dann erreicht man ein Dorf, das den polynesischen Charakter bereits vollkommen verloren hat. Das versteht man, sowie man die Mission besucht, deren Hof eine Nachbildung der Grotte von Lourdes birgt, in der die Statue der Jungfrau Maria und die wunderthätige Quelle nicht fehlen, während einem gleichzeitig auf der Spitze einer der höchsten,

kaum erklimmbaren Felsenzacken eine mehrere Meter hohe Statue der Jungfrau gezeigt wird, die auf die Rechtgläubigen herabblickt. Zur Einweihung der Grotte waren viele Hundert Marquesaner geladen und von allen Inseln auf Kosten der Mission nach Hatiheu gebracht worden. Es war ein Leben im Thal wie zu den besten alten Zeiten, nur dass die Herren statt der schönen Tätowirung jetzt einen schwarzen Rock trugen und die Frauen heimlich mit dem sündigten, was sie früher, als natürlich, arglos gethan hatten. Dass sich aber die Leute nicht Einen aus ihrer Mitte langten und verzehrten, war nicht der wunderthätigen Quelle, sondern der Furcht vor der hohen Strafe zuzuschreiben, ohne die sie es trotz Gehrockes und Jungfrau Maria sicherlich gethan hätten.

Um in die östlich gelegene Bai von Anaho zu kommen, muss man ein Vorgebirge überschreiten, dessen höchster Punkt wieder einen herrlichen Rundblick über die drei Buchten gewährt, deren dritte, die von Haatuatua, sich an der Nordostspitze der Insel befindet. In Anaho stehen noch einige wenige Häuser, in Haatuatua leben nur noch zwei alte Frauen. Mir war es ganz lieb, dass hier keine Eingeborenen mich beobachten konnten, denn ich stieg in die Berge hinauf, wo in einer Höhe von etwa 165 *m* neben alten Steinterrassen sich heilige *Aoa*, *(Ficus religiosa)*, befanden, zwischen deren Luftwurzeln die Schädel von längst Verstorbenen hingen.

Nicht jedem Marquesaner war es beschieden, in einem Sarg, einem *Papa tupapa'u,* bestattet zu werden, auch wurde der Sarg nicht wie bei uns verschlossen in die Erde gesenkt, sondern er wurde mit Tapa überdeckt in ein eigens hierzu errichtetes Totenhaus gestellt, in dessen Paepae die Knochen beigesetzt wurden, wenn das Fleisch verwest war. Das Totenhaus war ein richtiges *Hae,* nur kleiner als ein Wohnhaus und wurde nach der Beisetzung zu einem Grabmonument des Verstorbenen. Die Masse eines noch vollständig erhalten vorgefundenen sind folgende: für das Paepae: Höhe 1,25 *m,* Breite 2,90 *m,* Länge 3,25 *m*; für die Plattform des Hae: Länge auf der Breitseite des Paepae 2,70 *m,* Breite auf der Längsseite des Paepae 1,65 *m*; für das Hae: die Hauspfeiler waren 2,00 *m,* die vorderen Tragbalken 0,60 *m* hoch.

Die meisten Hae dieser Bauten sind längst zerfallen, von den Steinwällen sind aber noch viele vorhanden, besonders die Thäler von Hivaoa sind voll davon.

Eine solche Bestattung war natürlich nur bei Vornehmen und Reichen möglich, die Uebrigen barg man entweder in schwer zugänglichen Höhlen, oder in Klüften an fast unerreichbaren Abgründen, oder man legte die Schädel zwischen die Zweige der an geweihten Plätzen stehenden Feigenbäume. Da sie mit dem Baum in die Höhe wuchsen, während unten immer neue deponirt wurden, so gewährt eine solche Baniane einen eigenthümlichen Anblick.

Die Schädel aus dem Gewirr der Zweige und Luftwurzeln, die sie umsponnen haben und festhalten, zu lösen, ist oft nicht leicht. So gern ich für die Wissenschaft alle gerettet hätte, so gelang es mir hier nur bei zehn; für die übrigen hätte es einer tagelangen Arbeit mit Beil und Säge unter Beihülfe von mehreren Leuten bedurft. Diese Hülfe war mir aber versagt: kein Eingeborener hätte mich zu einem nach seiner Meinung von Geistern bewohnten Platz begleitet oder mir gar bei meinem Werk geholfen. Im Gegentheil durfte Niemand auf der Insel mein Vorhaben auch nur ahnen, da ich dann auf alle Fälle an der Ausführung desselben verhindert worden wäre. Wie alle Südsee-Insulaner sind auch die Marquesaner sehr abergläubisch: jahrelang hätten sie sich gefürchtet, wenn sie gewusst hätten, dass ein *Tapu*-ort von einem Fremden betreten worden sei, und dem Fremden selbst hätten sie sicherlich übel mitgespielt.

Es war daher nicht leicht, die Schädel in Sicherheit zu bringen. In einen Sack waren sie schnell gethan, aber diesen bei der Neugierde der Eingeborenen durch Anaho und Hatiheu selbst im Dunkeln durchzuschmuggeln, war schwieriger, um so mehr, als der Missionar, der mir versprochen hatte, dass ich die Schädel in seinem Zimmer unbemerkt in eine Kiste packen könnte, mich mit Sack und Pack sofort wieder an die Luft setzte, als ich mit zehn Stück ankam, während er nur auf einen gerechnet hatte, und für sich

böse Folgen befürchtete, wenn die Eingeborenen von meiner That erführen. Im Bett des Gendarmen, unter einer Decke verborgen, habe ich sie schliesslich im verdunkelten, von allen Seiten fest verschlossenen Zimmer in eine Kiste gestaut, die mir ein Chinese nach endlosem Handeln verkaufte und die ich dann nächtlicher Weile unter der Angabe, dass sie Bücher der Mission enthalte, an Bord der Irene gepascht habe. —

Irene! Herrliches Schiff, das sich schon zweimal vom Meeresgrund wieder stolz zur Oberfläche emporgehoben, um mich durch diese Inselwelt zu tragen, wie danke ich Dir, dass Du nicht zum dritten Mal mit mir hinabgesunken bist. Viel fehlte oft nicht daran und Deine oder Deines Führers Schuld war es nicht, dass wir alle Fährlichkeiten glücklich bestanden. Wie oft hörte ich auf Deinem Rücken die ominösen Worte: *„Docteur, préparez-vous à nager“*, wenn der Kapitän die hohen Wellen ankommen sah, und wie habe ich in Deinem eigenthümlich, aber nicht wohlriechenden Innern den ganzen Zauber eines *Trade*bootes geniessen können, wenn oben der Regen prasselte und unten die süssliche, erstickende, Kopfschmerz und Uebelkeit erzeugende Kopraluft einem den Athem benahm und Tausende von Kakerlaken über den armen Reisenden herfielen!

Die Irene war ein kleiner Schoner mit zwei Masten und gehörte dem Hamburger Handelshaus »Société Commerciale de l'Océanie«. Da nur Schiffe mit

französischer Flagge unter einem französischen Kapitän die Inselgruppe befahren dürfen, so war der Leiter ein junger Pariser, der, nachdem er sein Vermögen auf den Boulevards verloren hatte, in der Südsee Kapitän geworden war. Glücklicherweise kannte die Irene bereits ihren Weg; er konnte sie daher sich meistens selbst überlassen und unterhielt sich dafür entweder mit seiner marquesanischen Frau, oder prügelte den schwächlichen Koch, weil dieser effektiv nichts von der Küche verstand, und er sich nicht an die beiden kräftigen Matrosen wagte, oder gab Tom einige Befehle, einem Mischblut von den Cook-Inseln, der das Amt des Steuermannes versah, während Koch und Matrosen von den Marquesas-Inseln stammten. Dann und wann warfen Kapitän und Steuermann auch verständnisvolle Blicke in einen Kasten, dessen Inhalt mir anfangs räthselhaft blieb; es schien eine Sammlung von Siegellackklecksen zu sein, die auf einem Gegenstand ausgestellt war, der sich etwas bewegte, wenn man stark genug daran stiess. Erst später erkannte ich, dass es der Schiffskompass war, dessen frühere leichte Zerbrechlichkeit den vielen Klebstoff bedingt hatte. Besonderen Nutzen leistete er jedenfalls nachts, wo die einzige an Bord befindliche Laterne neben ihn gestellt wurde. Dann leuchtete der Lack so hell, dass der am Steuer Stehende seinen Glanz nicht zu ertragen vermochte, denn kaum hatte sich der Kapitän mit dem Befehl, ihn zu wecken, wenn etwas vorfiele, zurückgezogen

und Tom dem Steuernden die einzuhaltende Richtung mit dem Bemerken angegeben, dass er nach vorn gehe, um Ausguck zu halten, was er so eifrig betrieb, dass er dabei stets laute Schnarchtöne von sich stiess, so zog der Matrose ein Bastseil aus der Tasche, band das Ruder fest, legte sich daneben und begleitete Tom in derselben Tonart.

Die Irene sollte 26 Tonnen gross sein und 23 Tonnen laden können; als wir aber unsere Reise mit 15 Tonnen eingetauschter Kopra und Baumwolle beendeten, ging sie schon so tief, dass eine Mehrbelastung unrathsam gewesen wäre. Von dem Laderaum, der eigentlich den ganzen Schiffskörper einnahm, war hinten ein kleiner Theil als Kabine abgeschlagen, aber so mit Tauschwaren vollgepfropft, dass man sich kaum darin bewegen konnte. Nur wenn nachts das alte Segel, in das ich mich bei losbrechendem Regen zu hüllen pflegte, anfing, Wasser durchzulassen, konnte ich mich gesundheitshalber dazu entschliessen, in dieses Loch zu kriechen, was ich ubrigens auch manchmal abends that, wenn ich meine Uhr reguliren wollte: Schlag acht nämlich füllte sich der Raum plötzlich mit Kakerlaken in solcher Weise, dass man wegen des von den Thieren verursachten Lärmes nicht mehr die Stimme eines neben einem stehenden, lautsprechenden Mannes verstehen konnte. Auf dem etwas erhöhten Dach der Kabine sitzend, einen Stuhl hatte ich mitgebracht, doch war kein Platz, ihn aufzustellen, nahmen

wir das Undefinirbare ein, was uns Tehiki gekocht hatte, nachts breitete ich auf derselben Stelle eine dünne Matratze aus, die ich nur ungern beim Regen mit einem dann unten über die Waren gelegten Brett vertauschte.

Die Entfernung von Nukuhiva nach Uahuka beträgt kaum 30 Meilen, tritt aber unterwegs Windstille ein, so kann es vorkommen, dass man mit einem Segelschiff auf freiem Meer hier so ruhig liegen bleibt, als ob man fest verankert wäre, und man mehrere Tage für eine Strecke braucht, die ein Ruderboot in weniger denn 24 Stunden zurücklegen würde. Uns war solche leider vorbehalten und einen ganzen Sonntag verbrachten wir damit, stillliegend Haifische zu fangen, während wir uns abwechselnd nassregnen oder von der tropischen Sonne, gegen die es auf der Irene keinen Schutz gab, braten liessen. Zum Glück lagen wir ziemlich in der Mitte der Gruppe auf einem Fleck, von dem aus man, wenn es klar war, alle bewohnten Inseln, Fatuiva ausgenommen, erblicken konnte. Endlich gelang es uns, von Süden her der Insel nahe zu kommen und in der Bucht von Hane vor Anker zu gehen, einer von steilen Bergen eingeschlossenen Bai, in deren Mitte ein mächtiger Felskegel liegt. Das vorspringende Gebirge ist felsig und kahl, die hinteren Berge aber sind zumeist bis zum Gipfel grün, trotzdem sie fast senkrecht abfallen, die Schluchten tragen dichten Busch. So schön die Bucht ist, so wenig

Interessantes bietet der Ort Hane mit seinen 40 Einwohnern, — die ganze Insel zählt 171, — mehr dagegen das einige Kilometer östlich gelegene Dorf Hokatu, das noch in vielem seinen ursprünglichen Charakter beibehalten hat.

Es liegt an einem klaren Bächlein im tief dunklen Schatten mächtiger Brodfruchtbäume, die auch die kleine Bucht überspannen, deren vorgelagerte Felsen nur an einer Stelle einem Kanu, *Vaa*, den Durchgang gewähren. Die Häuser alten Styles stehen bald hier, bald da, der felsige Boden zwischen ihnen, der einen Weg unnöthig macht, ist mit Palmblättern und Kokosnussschalen bedeckt, an denen die Schweine nagen. Nackte Kinder wälzen sich mit den Ferkeln auf der Erde, Filzhut und Gehrock haben bei den Erwachsenen noch nicht den Kaeu zu verdrängen vermocht. Auch die nothwendige Portion Unreinlichkeit fehlt nicht, um das Ganze höchst malerisch zu gestalten. Auf einem niedrigen am Ende des Fleckens gelegenen Hügel hatte früher eine kleine Feste gestanden, die übrig gebliebene, viereckige, steinerne Plattform ist in eine Begräbnisstätte umgewandelt worden. Drei Grüfte hatte man hergestellt, zwei davon waren schon wieder eingestürzt, die dritte war mit Brettern ausgeschlagen und mit Brettern überdeckt, ein Sarg stand darin, er barg einen Schädel, aber keine weiteren Skeletttheile; der Schädel hatte einer Frau gehört, deren Mutter jetzt noch im Dorf lebte.

Auf der dem Meer zugekehrten Seite des Hügels lagen noch einige bessere, aus fest aneinander gefügten Steinen hergestellte und auch mit Steinen bedeckte Grüfte, von deren Inhalt ich jedoch keine Kenntnis nehmen konnte. Daneben stand ein alter, hohler *Puatea*-baum, aus dem ich *Kaeu*, *Koka*, Schüsseln, *Hue*, aus Kokosnüssen gefertigte Trinkbecher, Hemden, Baumwolle, blecherne Petroleumkisten, einen Kindersarg und anderes mehr zu Tag förderte; ebensolche Dinge lagen auch in Mengen innerhalb der Umfassungsmauern der Begräbnisstätten; alles was einmal durch Zufall *Tapu* geworden war, sodass es Niemand mehr anfassen durfte, wurde auf diese, ebenfalls für *Tapu* erklärten Plätze geworfen.

Auf halber Höhe der hinter Hokatu liegenden, dicht bewaldeten Berge ragt ein Baum über alle anderen hervor und ist seines hellgrünen Laubes wegen weithin sichtbar, es ist ein Aoa, der auf einem kleinen Plateau steht, das voller Paepae ist. Bis weit hinauf trägt er die Schädel der Leute, die vielleicht einst an seinem Fuss verspeist worden waren.

Etwa fünf Kilometer westlich von Hane liegt Vaipaee. Der Weg dahin führt, ebenso wie der nach Hokatu, über die Strandhügel und lässt so recht erkennen, wie vollständig kahl der Boden hier wie auf allen anderen Inseln, bis auf die von Wasser durchflossenen Thäler, ist. Früher soll er allerdings einmal mit einem Gras bewachsen gewesen sein, das



TIKI TAKAII, HIVAOA.

MARQUESAS-INSELN.

sich sogar als Viehfutter eignete, wodurch einige unternehmende Franzosen in Papeete sich veranlasst fühlten, Rindvieh herzubringen. Die vielen herumliegenden Skelette und einige wilde oder vielmehr verwilderte Büffel, die sich gern auf den einsamen Wanderer stürzen, sodass es gerathen ist, diese Gegend reitend zu passiren, ist alles, was davon übrig blieb. Der Schaden, den die Thiere angerichtet haben, ist ziemlich gross, denn als in den trockenen Jahren kein Gras mehr wuchs, waren sie nicht wählerisch, sondern griffen zu, wo sie etwas fanden und hatten alles geniessbare Grüne auf der Insel, die Bananen-, Mais- und Baumwollplantagen mit eingeschlossen, verzehrt.

Der Ritt über diese öde Gegend ist trotzdem schön, weil der Strand wildzerklüftet ist und die rothe Farbe der Berge sich auf das effektvollste von dem grünen Meer und dem tropisch blauen Himmel abhebt. Wie eine Oase in der Wüste liegt Vaipaee als kleiner grüner Flecken in dem kahlen Land; an seinem Bach stehen Kokospalmen, um die Häuser herum Brodfruchtbäume.

An den steilen Felswänden wurden mir mehrere Höhlen gezeigt, in denen früher Schädel verborgen worden waren. In der letzten Zeit hatten die Eingeborenen dieselben aber entfernt und an unbekannten Plätzen im Wald vergraben, damit sie nicht ausgeführt werden möchten. Diese Höhlen sind so schwer zugänglich, dass sie entweder nur auf thurmhohen Leitern oder an, von dem oberen Rand der Felsen herabgelassenen Tauen erreicht werden

können. Manches alte ethnographisch interessante Stück mag hier noch neben den Knochen liegen, sein Erwerb wäre aber nur möglich, wenn man eine Anzahl Weisser, vielleicht die Matrosen eines grösseren Schiffes zur Verfügung hätte. Auch am Ufer gelegene schwer zugängliche und vom Meer gehütete Grotten werden gern zur Bestattung gewählt, und da sie angeblich stets von Geistern umschwebt sind, so stört kein Eingeborener die Ruhe der Toten, möchten neben ihnen auch die reichsten Schätze liegen. Haben sie doch vor dem Tod solche Angst, dass Niemand in einem Haus wohnen würde, in dem Jemand gestorben ist; jede derartige Wohnung wird sofort verbrannt. Für Totkranke werden deshalb neben ihren Häusern kleine primitive Hütten errichtet, in die die Sterbenden getragen werden, um darin die Augen für immer zu schliessen. Sowie dies geschehen, wird Feuer an die Stätte gelegt. —

Da wir günstigen Wind hatten, trug uns Irene in einer Nacht von Uahuka hinüber nach dem südlich gelegenen Hivaoa. Kühne, felsenumgürtete Küsten begrüssten uns beim Tagesgrauen, einige grosse, von beträchtlicher Höhe frei ins Meer stürzende Wasserfälle erfreuten das Auge; die kleine unbewohnte Felseninsel Fatu uku zu unserer Linken vervollständigte das schöne Bild.

Hivaoa ist die grösste der Marquesas-Inseln, im Nordosten und im Südwesten besitzt sie zwei grössere Buchten: Puamau und Atuona; dass diese sich aber

als Häfen nicht so gut eignen, wie Taiohae, zeigt schon der von den Franzosen der letzteren mit Bezug auf Wind und Wellen beigelegte Name Baie des Traitres, den die englischen Händler als Trader-Bay aufgefasst haben. Beide Buchten sind untereinander durch einen über das Gebirge führenden Weg verbunden, ein ebensolcher Weg verbindet das südliche Atuona mit dem nördlichen Hanaiapa. Derselbe läuft dann von hier am Ufer entlang in oft schwindelnder Höhe östlich nach Hanapaaoa und Hanahi, um schliesslich wieder in Puamau zu endigen.

Hanaiapa liegt ungefähr in der Mitte der Nordküste von Hivaoa. Von weitem ist die Bucht dadurch kenntlich, dass ein Felsblock vor ihrem Eingang liegt, der einem Mohrenkopf nicht unähnlich sieht, etwas Moos auf der Oberfläche bildet die Locken, ein kleiner Busch den Haarschmuck. Die Bucht ist schön, sie wird von hohen steilen Wänden eingeschlossen, an ihrem Ende beginnt das Thal, in dem die Ortschaft liegt. Ebenso schön gelegen sind auch die anderen Plätze der Insel; die Thäler streben in ziemlich paralleler Richtung der Mitte des langgestreckten Eilandes zu, von wo aus das Gebirge nach Süden und Norden gleichmässig abfällt. Die Thäler von Puamau und Atuona sind die beiden interessantesten durch die in ihnen erhaltenen Ueberreste aus ältester Zeit.

Hinter Puamau befindet sich auf einem Hügel der Götterhain Jipona. Augenblicklich von Kaffeebäumen

beschattet, die ein aus Hawaii stammender protestantischer Missionar angepflanzt hat, pflegen die *Tiki* hier ungestörter Ruhe. Freilich haben die steinernen Statuen schon sehr gelitten, der einen fehlt der Kopf, der anderen ein Arm oder ein Bein, auch durch willkürliche, von den Missionaren herrührende Verstümmelungen haben sie nicht gewonnen, immerhin zeigen sie noch deutlich die charakteristische, wenig künstlerischen Sinn verrathende marquesanische Kunst. Auf einer roh ausgeführten, proportionslosen Figur sitzt ein grosser embryoartiger Kopf mit unglaublichen Augen, breiter Nase, breiten Lippen und geringem Ohransatz, wie Tafel XIX ihn zeigt, die ein Tiki Namens Takaii wiedergiebt. Es besitzt eine Höhe von 2,70 *m*, — wovon der Kopf 0,80 *m*, das Stück vom Schulterblatt bis zu den Leisten 1,05 *m*, das Bein 0,85 *m* misst, — eine vordere Breite von 1,25 *m* und eine Seitenbreite von 0,80 *m*. Die interessanteste Figur ist ein liegendes, gebärendes Weib Makiitauapepe, die Frau von Manuiotaa; sie ist 1,75 *m* lang, liegt gerade ausgestreckt, mit zurückgebogenem von den Händen gehaltenem Kopf, und trägt auf dem Leib das Kind als einen 0,48 *m* hohen Block, von 2,20 *m* Umfang, (Tafel XX), der schon so verstümmelt ist, dass man aus der Nase ein christliches Kreuz gemacht hat!

Unter den Füssen der Statuen setzt sich der Block gewöhnlich noch unbehauen ein Stück fort, um mit diesem Theil in die Erde eingelassen werden zu können;



TIKI MAKIIT AUAPEPE, HIVAOA.

MARQUESAS-INSELN.

unter der der Frau fehlt dies, ein Zeichen, dass sie stets gelegen hat, nicht etwa aus Altersschwäche umgefallen ist.

Hinter Atuona bei den Dörfern Papuvae und Pekia waren die besterhaltenen Terrassenbauten der Insel; da konnte man noch, ziemlich hoch im Wald verborgen, die *Taha-tapu* finden, jene Orte wo die Menschen geopfert und ihre Knochen in grossen Löchern aufbewahrt wurden, daneben die Häuser der Priester, in denen diese nach dem Opfer fünf Tage weilen mussten, ehe sie in ein etwas tiefer gelegenes Haus übersiedelten, für das ein neuntägiger Aufenthalt vorgeschrieben war, bevor sie sich wieder unter die andern Menschen mischen durften. Da war noch das Chaos von Terrassen und Mauern eines früheren *Me'ae* (Tafel XXI): grosse Plattformen für das Volk, auf einer Seite für die Männer, auf der andern für die Frauen, erhöhte Paepae für ältere Männer, Steinsitze für Häuptlinge und ein kleiner Platz mit zwei grossen thronartigen Sitzen für die obersten Würdenträger, daneben zwei niedrigere Steine für deren Diener und ihnen gegenüber zwei ähnliche, aber etwas kleinere Sitze; dann Plätze für die Priester, eine erhöhte Stelle, auf der die Opfer niedergelegt wurden, eine andere, wo die grosse Trommel, *Pahu me'ae*, stand, bei derem Schlagen das schwatzhafte Volk sofort verstummte, an der Seite das von geopferten Menschenknochen fast noch volle Loch, weiter hinten Paepae für Priesterwohnungen und endlich ein herrlicher Aoabaum.

Von der Trommel lagen noch einige Bruchstücke herum, ich konnte mir ihre Grösse vorstellen, nachdem ich unweit von diesem Platz eine *Pahu vanana*, die bei festlichen Vereinigungen geschlagen wurde, gesehen hatte. Diese stand auf einem besonderen Paepae, in einem eignen mit Dach versehenen Bau, denn da sie 2,45 *m* lang war, so konnte man sie nicht ohne weiteres rühren, sondern hatte eine 1,90 *m* hohe, auf Pfeilern ruhende Terrasse um das etwas geneigte Instrument gebaut, von wo aus man das Fell, oder richtiger die Fischhaut, schlagen konnte, die mit Kokosbastschnüren an das Gestell befestigt war; ihr Durchmesser betrug 0,40 *m*.

In Atuona ist eine grosse Missionsstation und der Sitz eines Bischofs. Dennoch haben sich gerade in den Thälern hinter dem neuentstandenen christlichen Ort die alten Gebräuche noch am besten erhalten, wie auch hier der Kaeu das eigentliche Bekleidungsstück bis heute geblieben ist. Der Golf von Atuona liegt an der Südwestseite von Hivaoa, ist ziemlich gross, zerfällt in die Buchten von Tahauku, Atuona und Taaoa und umschliesst noch die kleine Felseninsel Hanake.

Die südlichste Insel der Gruppe ist Fatuiva; dass es auch hier tief einschneidende Thäler giebt, merkt man schon, wenn man bei Ostwind den Kurs auf Hanavave und Omoa, zwei an der Westküste gelegenen Ortschaften nimmt. So lange man hinter den

schützenden Bergen fährt, ist die Fahrt an der wildzerklüfteten Küste entlang sehr schön, sowie man aber an die Bai von Hanavave kommt, fällt der Wind so plötzlich und mit solcher Macht über das Schiff her, dass alle Hände zugreifen müssen, um ein Kentern zu verhüten.

Das Thal von Hanavave wird zu beiden Seiten von Felsformationen eingeschlossen, die man mit einem guten Theil Phantasie für sitzende Kolossalfiguren halten kann, die Franzosen haben es daher das Thal *des vierges* getauft; es ist sehr pittoresk und eins der schönsten der Gruppe, während das von Omoa sich wiederum durch grössere Fruchtbarkeit auszeichnet. Es regnet auf Fatuiva viel häufiger als auf den nördlicheren Inseln und manches würde hier gedeihen, wenn man es nur anpflanzen wollte. Ein mit Kaffee angestellter Versuch war vollkommen gelungen, obgleich man den Pflanzen weder, wie sonst gebräuchlich, Schattenbäume gegeben, noch sich viel um sie bekümmert hatte. Da aber die Leute sich zum Theil noch mit einem kleinen Hüftenschurz aus Tapa als Bekleidung begnügen und Kokospalmen und Brodfruchtbäume in Hülle und Fülle herumstehen, so wird es noch lange dauern, ehe sie sich bewegen lassen, ihnen unbequeme mit Arbeit verbundene Neuerungen einzuführen.

Nur durch den Canal du Bordelais von Hivaoa getrennt liegt Tahuata, eine Insel, die an Grösse ungefähr Fatuiva gleichkommt. Die beiden schönsten

Punkte Vaitahu und Hanamiai werden an der Westküste von einer einzigen grossartigen Bucht eingeschlossen, sind aber von einander durch ein vorspringendes felsiges Kap getrennt, auf dem sich die Ruinen eines Forts befinden, in dem einst die ganze französische Besatzung von Marquesanern niedergemetzelt wurde.

Die Scenerie ist ähnlich wie auf den anderen Inseln, das Leben aber ist hier ein regeres. Wohin auch bisher die Irene gekommen war, überall wurde sie mit grosser Gleichgültigkeit empfangen; ausser bei dem *Trader* und dem Chinesen, die an keinem Anlegeplatz fehlen, erweckte sie bei Niemand Interesse. Hatte ein Eingeborener Kopra oder Baumwolle besessen, so war sie gewöhnlich schon längst in die Hände eines dieser Beiden übergegangen, die sie nun wieder gegen Waren und Geld bei uns loszuwerden versuchten. Da die Baumwolle damals gerade sehr niedrig im Preis stand, so tauschten wir diese nur gegen Waren, während wir die Kopra mit chilenischen Dollars bezahlten. Meistens war der Chinese dem weissen Trader überlegen, letzterer versprach oft, Waren herbeizuschaffen, ersterer hatte sie stets schon in abgewogenen Säcken bereit liegen und hätte man diese nicht nachsehen und nachwiegen müssen, um die manchmal, natürlich nur aus Versehen, hineingekommenen Steine zu entfernen, so hätte man sich gar keinen besseren Handelsmann am Platz wünschen können. Die Eingeborenen thauten erst dann auf,



ME'AE, HIVAOA.



ME'AE, HIVAOA.

MARQUESAS-INSELN.

wenn wir unsere Arbeit beendet hatten und der Händler die neuen Waren in seiner Bretterbude auslegte; dann drängten auch sie sich hinein, um alles zu begaffen, zu befühlen und manches womöglich auf Kredit zu entnehmen.

In Vaitahu fiel schon beim Einfahren die Menge zum Theil recht guter, am Strand liegender Boote auf, die grösser war, als die auf allen übrigen Inseln zusammen gesehene. Wir kamen ziemlich spät in die Bucht und es dunkelte bereits, als ich mit dem Kapitän das Land betrat. Kaum aber hatten wir die ersten Häuser passirt, als wir schon von dem grössten Theil der Dorfschönen umringt waren, die uns auf das freudigste willkommen hiessen und uns ihre Zuneigung so sichtlich verriethen, dass wir uns schleunigst unter die inzwischen angekommenen Männer retteten, was uns aber auch nicht viel nützte, denn sofort begann jeder Mann die Vorzüge seiner Frau, jeder Bruder die seiner Schwester zu preisen. Fast wäre es zu einer Schlägerei unter den Frauen gekommen, denn jede schien anzunehmen, dass wir eigens hierher gekommen seien, um gerade sie kennen zu lernen und mochte uns nun keiner anderen überlassen. Ja selbst als wir, ohne eine Wahl getroffen zu haben, uns auf die Irene zurückzogen, wurden wir sie nicht los. Sie folgten uns in ihren Booten und blieben, da wir nichts von ihnen wissen wollten, die ganze Nacht bei den Matrosen sitzen.

Aehnlich, wenn auch viel freier, beschreiben frühere Reisende ihre Ankunft auf den Marquesas-Inseln; dass die Frauen den Schiffen entgegenschwammen und die Besatzung im Sturm eroberten, ist öfters erzählt worden. Unser Empfang auf Tahuata erinnerte noch in etwas an jene Zeiten, aber doch in sehr abgeschwächter, wenn auch nicht verbesserter Form: noch wenige Jahre und auch diese wird verschwunden sein.

Die Cook-Inseln.



RAROTONGA, COOK-INSELN.

Die Cook-Inseln[1]) sind sämmtlich von gefährlichen Riffen umgeben, die eine Landung erschweren. Dennoch wurden sie dadurch nicht vor der Einwanderung der weissen Rasse bewahrt, wenn diese auch für längere Zeit auf englische Missionare beschränkt blieb, die es verstanden, Handelsleute durch drakonische Gesetze fern zu halten, nachdem sie sich selbst hier so häuslich eingerichtet hatten, wie kaum anderswo in der Südsee. Da die Bekehrung bereits in den zwanziger Jahren dieses

[1]) Cook entdeckte auf seiner zweiten und dritten Reise die Inseln Atin, Mangaia und die beiden, von einem gemeinsamen Riff umzogenen, kleinen Eilande Auotu und Manuai; den beiden letzten gab er den Namen Hervey Isles, *in honour of the Honorable Captain* Hervey *of the Navy, one of the Lords of the Admirality.* Als dann später Rarotonga und die übrigen Inseln des Archipels entdeckt wurden, hat man die ganze Gruppe öfters als Hervey-Inseln bezeichnet, ohne dass der Name überall angenommen worden wäre. Krusenstern schlug statt seiner die Bezeichnung Cook-Archipel vor. Diese ist von England bei der Protektoratserklärung in Anwendung gebracht worden und der officielle Name ist jetzt Cook Islands. Deshalb schreibe ich Cook-Inseln, weil dieses Kapitel die Eingeborenen des Archipels in ihrem augenblicklichen Zustand (1898) schildert.

Jahrhunderts begann, so ist es nicht zu verwundern, dass heutigen Tages auf den Inseln, die England 1888 unter seinen speciellen Schutz stellte, fast nichts Ursprüngliches mehr zu finden ist. Seither sind auch die *Trader* eingezogen; auf jeder Insel giebt es mindestens einen und auf Rarotonga wohnen eine ganze Anzahl. Sie sind heute noch den Gesetzen unterworfen, die die Eingeborenen unter dem Druck der Missionare für sich und Andere erliessen. Von diesen haben manche allerdings schon Umänderungen erfahren und manche sehen solchen entgegen, wenn erst der Einfluss des jetzt auf Rarotonga wohnenden englischen Residenten, ohne dessen Genehmigung kein Parlamentsbeschluss mehr Geltung hat, fühlbar werden wird.

Jede Insel hat ihre eigenen Gesetze, steht aber unter dem gemeinsamen in Rarotonga tagenden Parlament, zu dem Rarotonga, Mangaia und Aitutaki je drei Mitglieder, Atiu, Mitiaro und Mauke je ein Mitglied entsenden; was dieser hohe Rath unter Aufsicht des Residenten beschliesst, ist für alle Inseln bindend. Ein Theil seiner Arbeit besteht darin, den jährlichen Ueberschuss der durch die Zölle erworbenen Einkünfte nach Recht zu vertheilen. Um die Händler fern zu halten, war früher beschlossen worden, dass kein Stück Land, und sei es noch so klein, an einen Weissen verkauft werden durfte, — für Kirchen und Missionsgebäude hatten sich die Missionare vorher auf allen Inseln Ländereien schenken lassen, — und ebenso

waren alle eingeführten Waren mit hohen Zöllen belegt, sowie das Landen derselben durch grosse Kosten erschwert worden. Dies ist bei dem Verkehr, der sich trotz solcher Abgaben nicht mehr fern halten lässt, den Inseln zu statten gekommen; murren auch die Händler über die abnormen Spesen und hat darunter der Käufer wieder zu leiden, so ist doch die Staatskasse immer gut gefüllt und die Eingeborenen haben das gewiss ebenso angenehme wie seltene Privileg, statt Steuern zu bezahlen, jährlich vom Staat noch etwas zu erhalten. Nur einmal hat Rarotonga eine Wegtaxe ausgeschrieben, zu der die Eingeborenen je nach der Länge ihrer an der Strasse liegenden Grundstücke beisteuern sollten; wurde sie auch schliesslich eingetrieben, so war der Widerstand doch so gross, dass eine Wiederholung so bald nicht stattfinden wird. Mancher Dollar bleibt wohl in der Kasse kleben, immerhin ist dieser Zuschuss in baarem Geld in jenen Gegenden von nicht zu unterschätzender Bedeutung; erhielt doch Mangaia während meiner Anwesenheit 500 Dollar chilenisch, soviel wie 1000 Mark, als einjährigen Reichszuschuss; dabei erhob die Insel noch selbständig Abgaben, wie z. B. 3 Dollar von jeder Tonne, die nach der Insel kam und denselben Betrag von jeder, die ausgeführt wurde, wofür die Eingeborenen allerdings die Waren über das Riff zu befördern hatten.

Die Ländereien, auf denen die Häuser und Plantagen der Weissen stehen, sind nur gepachtet und zwar gewöhnlich auf 30 Jahre. Das Verbot des Landverkaufes

wird so streng gehandhabt, dass selbst die Königin Victoria von England, der von Makea Takau, *Ariki vahine* von Avarua[1]), Grund und Boden geschenkt worden war, auf dem die Eingeborenen ihrem Residenten ein schönes Haus erbauten, ein Stück des Landes wieder herausgeben musste, als sich herausstellte, dass dieses nicht Makea sondern einem Eingeborenen gehörte, der nicht daran dachte, sich ohne Entschädigung von seinem Besitz zu trennen.

Was die Eingeborenen durch die Zölle, die ja nur die Händler entrichteten, und durch das Verpachten ihres Landes, wodurch sie eine jährliche Revenue, statt einer einmaligen Abfindung erhielten, gewannen, das zahlten sie zumeist wieder zurück in Gestalt von Strafen, mit denen die vorsorgliche Mission alles das belegte, woran sie früher Freude gehabt hatten. Denn von Jugend auf gewöhnt, das zu thun, was ihnen gerade behagte, konnten sie sich nicht so schnell für das direkte Gegentheil begeistern, das ihnen plötzlich vorgeschrieben wurde. Auf Rarotonga sind die Gesetze bereits etwas gemildert worden, auf allen andern Inseln bestehen sie aber noch in voller Strenge. Die höchsten Strafen liegen auf Liebe und Alkohol. Beim Landen untersteht jeder Reisende einer körperlichen Durchsuchung, und jedes Gepäck- und Frachtstück wird genau revidirt. Wird ein Fingerhut voll eines alkoholischen Getränkes gefunden, so hat der

[1]) *Ariki* gleich *Arii* auf Tahiti; *Vahine:* Frau.



EINGEBORENE VON MANGAIA.

COOK-INSELN.

Eigenthümer auf Mangaia z. B. unweigerlich 30 Dollar zu zahlen, und zwar 15 Dollar baar und 15 Dollar in Waren, auch wenn er es in einem kleinen Flacon einer Reiseapotheke mit sich führt. Wer ein Glas Kawa braut, zahlt 30 Dollar, wer sich einige Orangen oder Ananas auspresst und den Saft nicht sofort trinkt, sondern ein bis zwei Tage wartet, bis er gährt, zahlt 30 Dollar, wer einem Anderen einen Tropfen Alkohol zu trinken giebt, zahlt 30 Dollar: und trotzdem habe ich auch auf dieser Insel sinnlos Betrunkene gesehen!

In Rarotonga hat man neuerdings einen Unterschied zwischen Weissen und Eingeborenen machen müssen. Das frühere Verbot jedes alkoholischen Getränkes ist überhaupt aufgehoben — man steckt lieber den hohen Zoll dafür ein. Anfangs erlaubte man nur den Weissen den Genuss, der Verkauf geschah flaschenweise und drei Flaschen Schnaps oder einige Flaschen mehr in Bier durfte Jeder wöchentlich vertilgen, niemals aber bei hoher Strafe einem Anderen etwas aus seiner Flasche geben. Lud man sich Jemand zu Gast, so musste der Gast sein Getränk selbst mitbringen. Wer einem Eingeborenen Spirituosen zu trinken gab zahlte 150 Dollar.

Auch jetzt ist dem Rarotonganer bei 15 Dollar Strafe verboten, Kawa oder gegorenen Orangensaft herzustellen, aber importirten Schnaps darf er erstehen, allerdings nur flaschenweise und mit einer mit 0,50 Dollar per Flasche zu erkaufenden Erlaubnis des ein-

geborenen Oberrichters. Ist dieser schlecht aufgelegt, so verweigert er diese, hat er gute Laune, so giebt er einem und demselben Mann an einem Tag ungezählte Male den Schein und steckt das Geld, da er der hohen Regierung angehört, in seine Tasche. Einem Eingeborenen ohne seine Erlaubnis eine Flasche zu verkaufen oder auch nur einen Schluck zu schenken, kostet auch jetzt noch 150 Dollar.

Die Weissen dürfen trinken so viel sie wollen, falls es ihnen die Regierung giebt. Diese behält nämlich alle Spirituosen unter Verschluss, und kaufe ich eine Flasche in einem Laden, so erhalte ich statt derselben nur einen Schein über den Kauf. Mit diesem habe ich mich zu dem in rarotonganischen Diensten stehenden Engländer zu begeben, der mir die Flasche verabfolgt. Komme ich in einer Woche nach seiner Ansicht zu oft, so kann er mir die Herausgabe verweigern; Trinker lassen sich deshalb dann die Getränke von ihren Freunden besorgen, da man sich jetzt gegenseitig dazu einladen, jedoch niemals die Flaschen verkaufen darf. Gegen Säufer erlässt der Oberrichter besondere Verbote, ihnen irgendwelchen Alkohol zu verkaufen; haben sie sich eine Weile gut geführt, kann er die Verordnung wieder aufheben, aber jederzeit ohne weiteres ein neues Edikt erlassen. Der Verkauf aller Spirituosen ist nur flaschenweise, nie gläserweise gestattet, deshalb sieht man manche volle, manche leere, aber nie eine angebrochene Flasche!

Auf den anderen Inseln ist es ähnlich wie auf Mangaia; *Eau de Cologne* wurde daselbst früher viel getrunken, ist aber jetzt durch das billigere Florida-Wasser und durch *Perry Davis' Pain Killer* verdrängt worden.

Aehnlich wie dem Alkohol erging es der Liebe. Männer und Frauen, die ohne kirchlichen Segen auf einer der Inseln landeten, mussten sich sofort trauen lassen; wer das Standesamt zu umgehen suchte, musste in den Säckel greifen und wurde mit dem Bann der Kirche bedroht. Und doch habe ich auf Rarotonga eine Häuptlingstochter, die erste unter ihresgleichen, gekannt, die unverheirathet Mutter zweier Kinder war, ein ebenso freies Leben führte wie eine Tahitierin, aber noch niemals Strafe zu zahlen hatte und Sonntags hochgeehrt auf der ersten Bank in der Kirche sass!

Auf Mangaia ging nach Dunkelwerden ein Wächter herum, der eine Trommel schlug, ein ausgehöhltes Stück Holz, das mit einem hölzernen Klöppel bearbeitet wurde; später durfte Niemand mehr sein Haus verlassen, es sei denn, dass er einc helle Fackel trug, damit man sofort sehen konnte, wohin er sich begebe. Erst nachdem gegen Morgen die Trommel von neuem geschlagen war, durfte man sich wieder frei bewegen. Da aber der Wächter nicht immer zur selben Zeit aufwachte, so habe ich es erlebt, dass er diese Erlaubnis sowohl manchmal gab, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stand, als auch nachts 3 Uhr und einmal sogar schon um 11 Uhr abends. Zu jeder

Zeit bei Tag wie bei Nacht musste der Polizei der Zutritt ins Haus und das Untersuchen aller Winkel und Schlafstätten gestattet werden. Schon ein Zögern im Oeffnen der Thür wurde damals bestraft, jetzt aber kann man das Betreten verbieten. Hat Jemand Verdacht auf sich geladen, so wird sein Haus umstellt und so lange bewacht, bis er abgefasst ist. Früher wurden abgefasste Männer und Frauen je mit 15 Dollar das erste Mal, und zwar 1 Dollar baar und 14 Dollar in Waren, bestraft, das zweite Mal mit 30 Dollar, und zwar 3 Dollar baar und 27 Dollar in Waren, das dritte Mal mit 60 Dollar, das vierte Mal mit 90 Dollar, das fünfte und jedes weitere Mal im Jahr mit stets 100 Dollar. Zu Neujahr hörte die hohe Strafe auf und man fing wieder mit 15 Dollar an. Verheirathete begannen sogleich mit 30 Dollar, auch wenn nur eine Partei verheirathet war; Kirchenmitglieder mussten infolge eines Erlasses der Mission schon das erste Mal 7 Dollar baar und 23 Dollar in Waren zahlen, was die Strafe ungemein verschärfte. Jetzt sind diese Bestimmungen aufgehoben und die Strafe ist immer die gleiche: Unverheirathete zahlen 1 Dollar baar und 14 Dollar in Waren, Verheirathete 3 Dollar baar und 27 Dollar in Waren, ganz gleich wie oft sie fehlen und ob die eine Partei immer mit derselbén anderen oder mit verschiedenen anderen angetroffen wird.

Unter solchen Verhältnissen war es natürlich ausgeschlossen, dass ein unverheiratheter Mann sich weib-



STEIN DES ARIKI VON ARORANGI.



STEIN TAUMAKEVA.

RAROTONGA, COOK-INSELN.

liche Dienstboten halten konnte, und der weisse *Trader,* der ohne Frau ankam, musste eine Eingeborene ehelichen, um den unausgesetzten Belästigungen zu entgehen. Wenn man hört, dass es auf Mangaia für eine Sünde galt, wenn eine Frau einem Mann beim Willkommen die Hand reichte, so wird es glaubhaft, dass ein Haus in Oneroa eigens zu dem Zweck gebaut war, den Frauen und Mädchen darin so lange zuzusetzen, bis sie ihre Sünden bekannten, um dann die Strafen von ihnen und ihren Mitschuldigen einzuziehen; konnten sie nicht zahlen, so wurden sie gepfändet und ihnen ihre Habe bis auf das Nothwendigste weggenommen.

Auf den anderen Inseln herrschen ähnliche Zustände. Dennoch haben die Missionare zur Genüge erfahren müssen, dass sich das polynesische Blut nicht durch solche Strafen zügeln lässt. Ich selbst habe nur selten Jemand abends mit einer Leuchte auf der Strasse gehen sehen, höchstens mal einen Greis oder eine alte Frau, aber schattenhafte Gestalten, die vorsichtig in einem Graben oder an einer dunklen Mauer entlang huschten, waren so geschmeidig, dass sie jüngeren Alters zu sein schienen. Die traurigen Folgen derartiger für die Eingeborenen vollständig verkehrten Gesetze sind nicht ausgeblieben: die Leute wanderten einfach aus. Junges fröhliches Volk trifft man kaum noch an; wer sein Leben geniessen will, geht fort und amüsirt sich in Tahiti (vergl. Seite 9), statt in seinem Vaterland zu vermuckern. Kehren Manche auch später dahin zu-

rück, so geht doch durch die zeitweilige Auswanderung die Zahl der Bevölkerung auf den Inseln stetig zurück; augenblicklich ist die Einwohnerzahl des Archipels nicht mehr halb so gross wie damals, als der erste Missionar das Land betrat.

Als ich das zweite Mal Mangaia auf einem kleinen gecharterten Schoner verliess, hatten wir kaum Segel gesetzt, als ein Kanu uns noch einzuholen versuchte. Es dauerte auch nicht lange, so war es längsseits und ein mir gut bekannter junger Eingeborener kam an Bord, bat, ihn nach Rarotonga mitzunehmen, und bezahlte sogleich die vom Kapitän für die Passage geforderten zwei Dollar. Somit schien alles in schönster Ordnung zu sein. Plötzlich aber tauchte noch ein zweites grösseres Boot mit drei Leuten auf, von denen sich der eine als Polizist vorstellte und die Herausgabe des Mannes verlangte, weil er mit einem Mädchen abgefasst worden sei und ohne Zahlung der Strafe entwischen wolle. Da wir uns bereits auf der Fahrt befanden und der Jüngling durch Zahlung der zwei Dollar regelrecht Passagiersrechte erworben hatte, liessen wir uns auf nichts ein, und die Polizei musste unverrichteter Sache wieder abziehen. Wie erstaunten wir jedoch, als gegen Abend plötzlich auch die junge Schöne auftauchte, die schon am Morgen heimlich an Bord gekommen war und sich versteckt hatte, um gemeinsam mit dem Geliebten zu fliehen. Mein Kapitän, der noch öfters nach Mangaia zurück-

zukehren gedachte, fing darüber höllisch zu wettern an, denn er fürchtete wohl mit Recht, dass man auf der Insel glauben würde, er habe im Einverständnis mit dem jungen Paar gehandelt; da er das Geschehene aber nicht ändern konnte, strafte er den Jüngling damit, dass er ihm als Passage für seine Braut ausser zwei Dollar noch sein Kanu abforderte. Auf irgend einer Insel wird sich das Pärchen längst häuslich eingerichtet haben, Mangaia aber verlor durch sein Strafgeld Mann, Frau und deren Nachkommen. —

Die schönste Insel ist Rarotonga und ihr imposantester Theil ist die Nordküste. In der Mitte der letzteren liegt ein mächtiger Bergstock mit vorspringendem bastionartigen Felsen, an seinem Fuss ziehen sich im Osten und Westen, nach der Mitte des Eilandes zu, breite steil ansteigende Thäler, die seitwärts und rückwärts von einem hohen, halbkreisförmigen, dicht bewachsenen Gebirgskranz eingeschlossen werden. Zwischen See und Bergen liegt ein kleiner, im Süden der Insel etwas breiterer, Gürtel Flachland, der Raum genug gewährt für die am Strand liegenden Ortschaften und für die wenigen bisher angelegten Kaffee- und Baumwollplantagen, deren er noch viel mehr aufzunehmen vermöchte, wenn man sie nur anlegen wollte.

Rarotonga stand bis vor kurzem unter der Herrschaft dreier Frauen, Makea herrschte im Norden, Mere Pa im Osten und Tinomana im Südwesten. Pa ist im Jahre 1895 gestorben, ihr Reich erbte, da sie,

wie auch die beiden andern Häuptlinginnen, kinderlos war, ihr Neffe Maretu. Makea ist Ariki von Avarua, mit welcher Ortschaft Avatiu eng verbunden ist, und besitzt eine gewisse Oberhoheit über die ganze Insel, wenn auch ihre Machtbefugnis nicht über die beiden Dörfer hinausreicht. Maretu ist das Oberhaupt des Bezirkes Taketumu, zu dem der grössere Ort Ngatangiia und die kleineren Matavera und Muri, oder Mae, im Westen und Titikaveka im Süden gehören, und Tinomana schwingt in Gemeinschaft mit ihrem amerikanischen Gemahl das Scepter in Arorangi. Die Besichtigung dieser Reiche bietet keine grosse Schwierigkeiten, ein leidlicher Weg am Strand entlang verbindet sie untereinander und mit einem guten Pferd lassen sich alle drei bequem an einem Vormittag umreiten.

Das Riff ermöglicht ein Landen nur an drei Stellen. In Ngatangiia ist eine Ausbuchtung, die kleine Schoner aufnehmen kann. Die Einfahrt ist aber gefährlich und der Aufenthalt darin nur an windstillen Tagen anzurathen. Etwas geschützter liegen zwei Einschnitte im Norden in Avatiu und Avarua, doch musste man erst lange hölzerne Stege über das Riff bauen, um bis zu tieferem Wasser zu gelangen, aber auch so vermögen nur kleine Boote einzukehren. Grössere Schiffe können weder hier noch auf der Rhede ankern, sondern müssen während des Löschens und Ladens kreuzen. Dasselbe wiederholt sich an allen anderen Inseln des Archipels.



STEINSITZ VON PUERA.



STEINSITZ VON KAPOTOKA.
RAROTONGA, COOK-INSELN.

Von Häusern, wie sie die Eingeborenen früher bewohnten, findet man auf Rarotonga nur noch wenige; die grossen mit Kirchen versehenen Dörfer weisen fast keine mehr auf und bloss in den kleineren Ortschaften trifft man sie an. Nur arme Leute erbauen sich noch ihre Wohnungen aus Bambus, Rohr und Palmen, alle Uebrigen besitzen Häuser mit Wänden aus Korallensteinen, die mit einer Schicht weissen Kalkes überzogen sind; die Kirchen, die in keinem englischen Dorf auffallen würden, haben meterdicke Mauern. Die Häuser waren ehemals ähnlich denen auf Tahiti, die Wände aus Bambusstangen oder Rohr, die Dächer aus Palmblättern hergestellt; viereckige scheinen häufiger gewesen zu sein als ellipsenförmige, und viele standen nicht auf einem *Paepae*, sondern direkt aut dem Erdboden, da man wegen des gesunden Klimas keine üblen Folgen hiervon zu befürchten hatte (Tafel XXII). Der Fussboden in diesen Hütten besteht auch jetzt noch aus einer Schicht trockener Blätter, über die Matten ausgebreitet sind; in den Steinhäusern haben hölzerne Dielen das weiche Lager verdrängt, das überflüssig geworden ist, da man in Betten schläft. Neuerdings finden auch hier Häuser aus importirten Holzbrettern, die man auf niedrigen Steinpfeilern errichtet, eben solchen Anklang wie auf den Gesellschafts- und Marquesas-Inseln.

Wollte man die Bewohner des Archipels genau beschreiben, so müsste man fast jeden einzelnen Menschen besprechen, so verschieden scheinen sie auf

den ersten Augenblick zu sein: erinnert hier einer an einen Maori, dort ein anderer an einen Marquesaner, so giebt es auch Leute, die man leicht für Südeuropäer halten könnte. Tafel XXIII zeigt fünf Eingeborene von Oneroa auf Mangaia, die trotz ihres verschiedenen Aeusseren zusammengehören und noch mehr als untereinander von den Leuten abstechen, die auf Tafel XXII mit abgebildet sind. Durchschnittlich sind Männer und Frauen von mittlerer Grösse und gut gewachsen. Die Gesichtszüge sind nicht so angenehm wie die der Tahitier, nicht so grob wie die der Marquesaner, und trifft man auch nicht zu häufig auf wirkliche Schönheiten, so imponiren Einzelne beider Geschlechter doch durch schönen Wuchs. Teruarau, mein Führer auf Rarotonga aus altem Häuptlingsgeschlecht, war ein schön gewachsener grosser Mensch mit angenehmen Gesichtszügen und sehr hellbrauner Hautfarbe. Tauariki aus dem Geschlecht der Ariki galt auch auf Tahiti, wo ich sie später wiedertraf, für eine der hübschesten Frauen. Auf Atiu und Mauke war es schwer, ein hübsches Gesicht zu finden und doch war die zierliche Metua Tamati, die von Mauke stammte, eine so reizende Erscheinung, dass sie den Vergleich mit jeder Kreolin ausgehalten hätte, wenn sie im hellen duftigen Kleid und bunter Jokeymütze, die sie zur Regenzeit wie alle anderen Frauen anstatt eines Hutes trug, auf ihrem kleinen Pony angaloppirt kam.

Von den Männern tragen auf Rarotonga die meisten europäische Kleidung; auf den anderen Inseln findet

man aber noch genug Leute, die sich mit einem Lendenschurz begnügen. Die Mehrzahl der Frauen trägt über dem Hüftentuch noch ein Hemd, oder das lange, schon beschriebene Südseekleid; fast alle Bekleidungsstücke werden importirt. Nur der Hut wird auf den Inseln, wie auf Tahiti, geflochten, ebenso der hübsche, helmartige, oft ziemlich hohe Kopfputz, der für die Feste bestimmt ist. Die früheren Festlichkeiten sind natürlich schon längst in Fortfall gekommen; nur hier und da hat sich noch eine Legende erhalten, die dann in etwas modernisirter Form zu irgend einem Aufzug verwendet wird, — wobei sich etwas Absonderliches ereignet. In Oneroa auf Mangaia ist nämlich eine Vorbildungsschule und in Avarua eine Art Seminar von London aus errichtet worden, in denen Polynesier zu Lehrern und Missionaren herangebildet werden, um unter ihren etwas dunkelfarbigen Brüdern in der Südsee, besonders in Britisch Neu-Guinea, dessen gefährliches Klima Weisse selten vertragen, das Evangelium zu predigen. Die christliche Lehre und peinliche Moral. in der sie erzogen werden, finden aber manche dieser Sendlinge, sobald sie das ebenso wachsame wie strenge Auge des Missionars nicht mehr fühlen, so lästig und dafür die Sitten und Vergnügungen der an Bildung weit unter ihnen stehenden Wilden so anziehend, dass sie, statt zu lehren und zu bekehren, selbst mehr von diesen annehmen, als ihrer Würde entspricht, und schleunigst zurückberufen werden müssen. In

ihre Heimath zurückgekehrt, haben sie dann nichts Eiligeres zu thun, als das nachzuahmen und einzuführen, was sie in der Fremde sahen; deshalb gebrauchen die christlichen Cook-Insulaner bei ihren Festen heutigen Tages Embleme, die sie erst neuerdings den Papua abgesehen haben, und Masken, die man früher gar nicht kannte, erscheinen in den Aufzügen.

Von dem früheren Schmuck haben sich nur die reizenden, auch für unseren Geschmack schönen, langen Muschelketten und die aus unendlich vielen kleinen bunten Muscheln hergestellten Kopfkränze erhalten, die die Mädchen auch jetzt noch bei den Festen über dem lang herabhängenden oder in zwei Zöpfen geflochtenem Haar, sonst aber auf dem Hut tragen, wobei sie das Schöne mit dem Praktischen verbinden, indem die Kopfbedeckung durch den schweren Kranz festgehalten wird. Blumen sind natürlich auch jetzt noch hier ebenso beliebt wie auf anderen Inseln, doch ist es nicht erlaubt, auch nur mit einer einzigen Blüthe geschmückt die Kirche zu betreten.

Die Nahrung ist zumeist eine vegetabilische; man hat eine reiche Auswahl an Gerichten, da in dem herrlichen Klima alle Früchte gedeihen. Taro werden tagtäglich verzehrt; man baut sie auf immer bewässerten Plantagen, die auf Mangaia sehr den terrassenförmigen Anlagen ähneln, die die Malayen benutzen, um den Reis zu kultiviren. Fische und andere Meeresbewohner isst man so oft man welche gefangen hat, Hühner und



MERE PA ARIKI

NEBEN IHREM THRONSESSEL ATAMIRA

RAROTONGA, COOK-INSELN.

Schweine bilden das Mahl an Festtagen. Ratten gelten nicht mehr wie früher als Delikatesse, werden aber hie und da noch aufgetischt. Die Vorliebe für Sardinen in Oel und andere importirte Konserven theilen die Eingeborenen mit vielen anderen Insulanern.

Die Fahrzeuge, auf denen man den Fischfang betreibt, sind entweder kleine Einbäume mit Ausleger oder grössere Boote, die der Länge nach aus zwei oder drei Theilen bestehen. Gewöhnlich verwendet man *Tamanu*-Holz dazu, weil dieses nie splittert oder bricht. Zuerst wird der Stamm ausgehöhlt, dann werden die Theile mit Baststricken so fest zusammengenäht, dass ein Eindringen von Wasser ausgeschlossen ist. Die Eingeborenen verstanden das Holz ungemein geschickt zu bearbeiten, ihre Holzschnitzereien zählen zu den besten der Südsee. Die alten kunstvoll gearbeiteten Griffe der Steinbeile sind so schön, dass sie zu den Prachtstücken unserer Museen gehören. Runde Holzscheiben, *Pua*, aus Eisenholz, *Toa*, mit dem Steinbeil so gut hergestellt, dass sie ein Drechsler auf seiner Drehbank nicht besser arbeiten könnte, dienen auch heutigen Tages noch als Spiel. Mehrere Leute nehmen daran Theil; ein Bastfaden, *Kiriau*, des Puraubaumes wird um die Scheibe, das Ende desselben um Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand gewickelt, die die Scheibe fasst. Nach einem kurzen Anlauf wirft man diese rollend zur Erde; der Spieler, dessen Scheibe am weitesten läuft, gewinnt.

Auch ihre Waffen waren früher aus Holz gefertigt, wer jetzt eine gebraucht, schafft sich ein Gewehr an. Nur die alte, aus *Kiriau* gefertigte, Steinschleuder hat sich als circa 2 *m* langes Seil erhalten, wovon etwa 20 *cm* in der Mitte zur Aufnahme des Steines breit ausgearbeitet sind.

Wenn auch die Eingeborenen keine Abgaben zu zahlen haben, so sind sie doch nicht alle freie Menschen. Das Land ist zumeist in den Händen der *Ariki* und der *Mataiapo* oder Edlen; alle Uebrigen, die *Rangatira* und die *Unga*, die unterste zum Kochen, Schweinefüttern und ähnlichen Arbeiten verwandte Kaste, wohnen auf fremdem Grundbesitz. Zahlen sie hierfür auch keine Pacht, so müssen sie doch stets den Befehlen des Eigenthümers gehorchen, ganz gleich ob er eine Banane verlangt oder den Bau eines Hauses, andernfalls werden sie einfach weggejagt; hat er Plantagen, so ist es selbstverständlich, dass sie das Einsammeln der Früchte besorgen. Kaffee gedeiht sehr gut und wächst sogar wild, er bildet einen Hauptexportartikel neben Kopra, Orangen und Baumwolle. Orangen werden zu Millionen ausgeführt, ebenso viele verderben, seitdem es den Eingeborenen untersagt ist, den gegorenen Saft zu trinken. Baumwolle wurde früher angepflanzt, wird aber des heruntergegangenen Preises wegen jetzt vernachlässigt. Neuerdings wird auch Citronensaft exportirt: eine neuseeländische Firma liefert den Eingeborenen Fässer, die diese mit dem Saft der auch hier zwar kleinen,

aber sehr saftigen und scharfen, ausgepressten Früchte füllen; durch Filtriren von den Kernen befreit, wird die Flüssigkeit nach Neu-Seesand versandt. —

Makea ist verheirathet mit Ngamaru, Ariki von Atiu, einem der drei Häuptlinge von Atiu, der aber auf Rarotonga nur den Namen Makea tane, das heisst »Makea's Mann« führt. Obgleich er auf seiner Heimathsinsel »König« ist und dort ein schönes, zweistöckiges, auf steinerner Untermauer erbautes, grosses, hölzernes Haus mit breiten Veranden besitzt, — was allerdings bisher selten bewohnt wurde, weil er sowohl wie sein Vater den daneben liegenden kleinen Bambushütten den Vorzug gaben, — so verlässt er doch selten Rarotonga, wo er hinter seiner Gattin rangirt. Er ist ein guter braver Mann, der sich wenig um äussere Ehren kümmert, aber dafür auf Ordnung in seinen Angelegenheiten hält. Als ich zum ersten Mal den von einer Steinmauer umgebenen Besitz Makea's betrat, sah ich ihn in sehr einfachem Kostüm mit Hammer und Säge an einem Schuppen arbeiten, den der Wind in der vorhergehenden Nacht etwas mitgenommen hatte. Wer ihn nicht kannte, hätte nicht geahnt, dass die auf hohem Mast über seinem Haupt wehende Flagge ihm zu Ehren mit gehisst war. Die Fahne der Inseln war früher roth-weiss-roth mit drei blauen Sternen im Weiss; seit Englands Protektoratserklärung wurde in das obere linke Eck noch der *Union Jack en miniature* aufgenommen. —

Einige Kilometer von Avarua nach Osten zu liegt, nicht weit vom Fuss der Berge, der, jetzt mit Urwald dicht bewachsene, alte heilige Platz Araitetonga, wo früher die Wahl der Ariki vollzogen wurde. In der Mitte desselben steht der Stein Taumakeva (Tafel XXIV), der der Legende nach bei der Einwanderung von Hawaiki mitgebracht wurde; auf ihm stehend soll der neue Ariki dem Volk gezeigt worden sein, und ehe dies nicht geschehen war, galt er nicht als Häuptling. Der äusserlich braune, jetzt etwas geneigte Stein ist, soweit er aus der Erde ragt, 2,20 *m* hoch, sein Querschnitt bildet ein fast regelmässiges Viereck, dessen Seiten 50 *cm* lang sind, hie und da ist er bereits stark verwittert, daher nicht mehr überall an Umfang gleich. Neben ihm ist eine von Steinen eingefasste, für ein Grab ziemlich grosse Plattform, in der Takaia ruhen soll, der Mann, der dem Volk die Wünsche des Ariki kund zu geben pflegte. Nicht weit davon findet man unter dem Schatten eines mächtigen Utu-Baumes die Sitze der drei Ariki Kapotoka, Puera und Taumakeo, die jetzt von Makea, Maretu und Tinomana eingenommen werden würden, wenn noch alte Sitten herrschten. Die Steine heben sich so wenig vom Erdboden ab, dass der darauf Sitzende nicht viel über andere Umherkauernde hervorragt; alle haben steinerne Rückenlehnen, nur die von Kapotoka's, jetzt Makea's Sitz ist gross (Tafel XXV). Dieser Thron misst 46 *cm* in der Breite, 22 *cm* in der Tiefe und ist 17 *cm*



HAUS UND EINGEBORENER DER INSEL
MANIHIKI AUF RAROTONGA.

hoch, die Lehne ist am Boden 60 *cm* breit, läuft nach oben spitz zu und hat eine Höhe von 55 *cm*, der Stein hat unten eine Dicke von 18 *cm* oben von 9 *cm*. Puera's Sitz ist ziemlich unregelmässig, seine grösste Länge beträgt 41 *cm*, seine grösste Breite 30 *cm*, die Lehne ist nur 18 *cm* hoch; er soll früher auch als Platz für den Kopf der Menschenopfer gedient haben, die vor ihm hingelegt werden mussten. Nahe dabei und noch auf dem Araitetonga stand das Haus Arewananga, in dem der Ariki bei besonderer Veranlassung Wohnung nahm.

Die früheren Niederlassungen lagen nicht auf den Stellen der heutigen Dörfer, sie waren entweder dicht am Fuss des Gebirges oder bereits auf den Bergabhängen erbaut. Der damals mehr im Innern um die Insel führende Weg ist noch erkennbar; folgt man ihm, so findet man unschwer diese Plätze, deren steinerne Grundmauern noch vorhanden sind.

In Arorangi fand ich einen dem Taumakeva ähnlichen, auch braunen, 1,52 *m* hohen Stein, der ebenfalls von Hawaiki stammen und dem Ariki als Rückenlehne gedient haben soll (Tafel XXIV). Tinomana's Gatte hatte ihn leider aus dem Urwald in das Dorf vor sein brettemes Palais verpflanzt und bezeichnete ihn stolz als den ehemaligen „Krönungsstein“, der *Kings* von Arorangi; ein einfacher platter Stein als Sitz hatte nach seiner Angabe davor gelegen. Die Steine erinnern auffallend an die auf Seite 143 beschriebenen Steine in den Marae

der Gesellschafts - Inseln. Im Bezirk Taketumu fand ich keinen solchen Stein, dagegen besass der Ariki einen aus einem Stuck harten Holz geschnitzten Thronsessel, dessen Name Atamira war; seine Breite betrug 68 *cm*, seine Höhe 46 *cm* (Tafel XXVI). —

Ausser diesem ethnographisch interessanten Stück barg der Distrikt noch eine andere Sehenswürdigkeit: ein von einem Eingeborenen von Manihiki im Styl seiner Heimath erbautes Haus; Tafel XXVII zeigt das Haus und seinen Erbauer. Es ruht auf 2 *m* hohen Baumstammen, ist viereckig und besteht aus einem einzigen Raum; zwei Seiten haben eine Lange von 4.50 *m*, zwei von 3,40 *m*, die Höhe der Wände betragt nur 1 *m*. Der Boden ist aus Holzbrettern hergestellt, die auf hölzernen Querbalken liegen; die Wände sind schmale aus gesplittertem Bambus verfertigte Jalousien, vor zwei Fensteröffnungen hängen geflochtene Kokospalmblätter. Eine rohe Holzleiter führt an einer Ecke zur Wohnung, die mittelst einer Fallthür geschlossen werden kann. Das Dach ruht auf einem aus Holzstämmen verfertigten Gestell und setzt sich aus geflochtenen Pandanusblättern zusammen. Die Hauspfeiler sind in ungleichmässigen Abstanden errichtet, auf drei Seiten stehen 4, auf einer 5; ausserdem ist ein Mittelpfeiler vorhanden, der sich zwar im Haus nicht fortsetzt, dessen Ende aber anscheinend noch 50 *cm* über der Mitte des Daches herausragt, weil zur Stutze des Gestelles hier ein neuer runder Pfeiler eingesetzt werden muss. Der

Kochplatz befindet sich unter dem Haus, damit der von ihm ausgehende Rauch durch die Wohnung zieht und die — auf Manihiki zahlreichen — Mosquitos aus derselben vertreibt. —

Die Entfernung zwischen Rarotonga nach Mangaia ist in der Luftlinie nicht allzu gross. Zu Wasser ist es meistens leichter von Mangaia nach Rarotonga zu kommen als umgekehrt, weil für viele Monate im Jahr die Fahrt für kleine Boote, wie sie hier nur zu haben sind, des konträren Windes wegen, schwierig ist. Zweimal habe ich sie unternommen und zweimal bin ich abgetrieben worden, einmal nach Mauke und das andere Mal nach Atiu. Beide Inseln sind ebenso wie Aitutaki und Mangaia Koralleninseln, während das gebirgige Rarotonga vulkanischen Ursprunges ist. Schon dadurch von der Hauptinsel unterschieden, weichen sie auch in vielem anderen von ihr ab. Sie liegen abseits des Weges, den grössere Schiffe zu nehmen pflegen und sind deshalb noch nicht so civilisirt, wie das mit Kultur übertünchte Rarotonga; man trifft noch mehr Leute, die in altmodischen Häusern wohnen (Tafel XXIX), die den Pareu tragen und die Seife noch nicht kennen. Die Frauen klopfen Tapa, und wo sie das neumodische Südseekleid tragen, ist dieses oft so zerrissen, dass es mehr zum Enthüllen als zum Verhüllen dient. Kinder und Schweine balgen sich einträchtig mit einander und an Regentagen sind sie kaum von einander zu unterscheiden. Manches Neue hat schon vieles Alte verdrängt, aber sich

nicht immer als das Bessere erwiesen. Das Christenthum ist überall eingezogen, aber christliche Liebe und Duldsamkeit sind den Eingeborenen fremde Begriffe. Dafür liefert Mauke den schlagendsten Beweis.

Drei Dörfer unter drei Ariki sind in der Mitte der Insel um eine grosse steinerne Kirche gebaut. So arg ist aber der Hass unter den in zwei Parteien zerfallenden Bewohnern, dass die Kirche aus zwei vollständig von einander verschiedenen Hälften besteht; die Thüren, die Säulen, das Dach, die Bänke und die Ausschmückung — die eine Hälfte ist mit Holzschnitzerei überladen, die andere ist ganz kahl — sind so verschieden, dass dies störend auf den Besucher wirkt. Die Kanzel steht genau in der Mitte, zur Hälfte auf der einen, zur Hälfte auf der anderen Seite, und der Prediger muss Gottes Wort genau von ihrem Centrum aus verkündigen. Singt eine Partei, so schweigt die andere, setzt die erste aus, fängt die andere sofort zu singen an. Jede Hälfte hat ihr eigenes verschieden erbautes Portal, jede Partei ihren besonderen aus grossen Steinen errichteten Weg, ebenso einen besonderen Steg zum Schulhaus, in dem sie sich nach dem Gottesdienst versammeln, um, natürlich auch wieder getrennt, zu schwatzen. Nur eins haben sie hier gemeinsam: das Haus ist durchweg so morsch, wacklich und zerfallen, dass der Aufenthalt darin für Jedermann lebensgefährlich ist. Der Gefahr achten sie aber nicht, da sich ihre Wohnungen in einem kaum besseren Zustand befinden; von allen Häusern verdient kaum der zehnte Theil diesen



EINGEBORENE VON MAUKE.

COOK-INSELN.

Namen. Immer mehrere Hütten sind, so viel zu einer Familie gehören, von einer gemeinsamen starken Pallisade umgeben (Tafel XXIX).

Auch ihrem Aeusseren nach konnte man die Leute in zwei Gruppen theilen. Die Männer waren zwar durchweg von untersetzter, gedrungener Gestalt, aber die aus den vornehmen Familien hatten runde Gesichter, ziemlich gerade Stirn und trotz breiter Nasen und dicken Lippen kein unangenehmes Exterieur, während die übrigen mit schräger Stirn, vorstehendem Kinn, aufgeworfenen Lippen und dicken Nasen mit eingedrückter Wurzel ziemlich wild aussahen. Aehnliches galt von den Frauen, sie waren nicht hässlich, aber auch nicht hübsch und gewannen nicht an Anmuth durch ihr struppiges Haar, das vorn wild zu Berge stand und hinten in zwei Zöpfen herabfiel. Wirklich schön waren nur ihre prächtig weissen, gesunden Zähne, auffallend ihre grossen, festen, wenn auch hängenden Brüste, die sie unverhüllt trugen (Tafel XXVIII). Die Hautfarbe war dunkler als die der Rarotonganer; die Beschneidung ist auch heute noch allgemein gebräuchlich; Tätowirungen sieht man im ganzen Archipel nicht mehr.

Da es, wie auf allen Inseln der Gruppe, auch auf Mauke nur wenig gutes Trinkwasser giebt, so sieht man vor den Hütten oft alte Kanus aufgestellt, um das Regenwasser aufzufangen. Boote giebt es hier genug, da die Insel so reich an Tamanuholz ist, dass es vielfach exportirt wird. Gleich am Strand lagen noch

einige der alten Kriegsfahrzeuge, riesige Doppelkanus, unter einander mit starken Balken verbunden, auf denen Bretter eine Plattform bildeten.

Der Import ist auch hier schon ein ganz bedeutender. Auf der Insel wird dies allerdings durch nichts verrathen; ich habe aber keinen Grund, an der Angabe eines seit einigen Jahren dort lebenden deutschen Händlers zu zweifeln, dass er jährlich einen Umsatz von rund 10000 Dollar mit einem Gewinn von 5000 Dollar, oder 10000 Mark, hatte. Künftighin wird sein Verdienst wohl geringer sein, da sich kürzlich noch ein Schotte als Konkurrent am selben Ort niedergelassen hat.

Was von Mauke gesagt ist, gilt ungefähr auch für Atiu; wie jenes hat dieses drei Ariki und wie dort liegen auch hier die Dörfer, diesmal fünf an Zahl, in der Mitte der Insel um eine Kirche herum. Der Weg vom Strand bis zu den Wohnungen dauert über eine Stunde. Früher lagen die Ortschaften näher am Strand, aber nach der Erbauung der auf einem etwa 125 *m* hohen Hügel liegenden und weithin sichtbaren Kirche veranlasste der Missionar die Eingeborenen, sich um diese zu gruppiren. Eins hat Atiu vor Mauke voraus: prachtvolle Höhlen. Sie sollen früher als Begräbnisstätten gedient haben, doch habe ich keine Spuren davon entdecken können; ihre Gewölbe, zu deren Eingang man erst tief hinabsteigen musste, waren zum Theil grossartig, ihre Gänge von unendlicher Länge, ihre Stalaktiten

interessant, reichten aber doch nicht an die herrlichen Gebilde auf Mangaia heran.

Vor Arutunga auf Aitutaki öffnet sich im Riff ein hufeisenförmiger Kanal, der mit Booten bis zu einer Stelle befahren werden kann, von der aus noch ein über 150 *m* langer, hoher, aus Korallenblöcken erbauter Damm über das Ende des Riffes zur Insel führt. Auch hier giebt es wieder drei Dörfer: Arutunga an der Westküste, Waipi im Osten und Tautu im Südosten; ein ungeheuer ausgedehntes Riff, auf dem hie und da kleine bewachsene Stellen erscheinen, umschliesst eine grosse Lagune. Das grösste Dorf Arutunga hat nur steinerne Häuser mit unheimlich dicken Mauern; Kirche, Schule und Missionsgebäude geben dem Ort einen steifen Charakter; gemüthlicher und ursprünglicher geht es im Osten der Insel zu. Auf Schritt und Tritt stösst man überall auf riesige christliche Gräber, die aus Korallensteinen hergestellt und mit weissem Kalk dick überzogen sind; die auf einem Hügel liegenden sind das Erste, was man von der Insel zu sehen bekommt, da die weisse Fläche weithin leuchtet, und das Letzte, was sich der Einnerung des Reisenden einprägt.

Mangaia ist die interessanteste Insel des Archipels und eine der interessantesten der Südsee. Schon die Landung bei Oneroa ist eigenartig: die Schiffe finden wie auf allen vorgenannten Inseln keinen Ankergrund, und über das breite Riff kann man nur bei Hochwasser in einem kleinen Kanu der Eingeborenen gelangen,

während man ein grösseres und stärkeres benutzen muss, um das Riff hinaufzufahren. Man gebraucht also, da man in seinem eigenen Boot vom Schiff bis zum Riff fährt, wo erst die Eingeborenen warten, nicht weniger als drei verschiedene Fahrzeuge zum Landen. Es sieht gefährlich aus, wenn man im Kanu vor dem Riff liegt und die Schiffer eine passende Welle abwarten. Oft dauert dies ziemlich lange, bis zu zwanzig Minuten Wartezeit habe ich erlebt; dann wird man plötzlich hoch in die Höhe gehoben und in grossem Bogen auf das Riff geworfen, wo die Geschicklichkeit der Eingeborenen uns aus dem Bereiche der sich brechenden Wellen bringt.

Die Kunst des Landens besteht darin, eine allein kommende Welle abzupassen. Würde man sich von einer gewöhnlichen Welle aufs Riff werfen lassen, so hätte man keine Zeit, der nachfolgenden zu entrinnen, und Kahn und Insassen würden zerschmettert. Dank dem sicheren Auge und der Seetüchtigkeit der Eingeborenen kommen Unglücksfälle selten vor; allerdings ist bei hoher See eine Landung überhaupt ausgeschlossen.

Hinter dem Riff erhebt sich das felsige Ufer sofort zu einer Höhe von 14 *m*, um hier eine Terrasse zu bilden, breit genug für eine Strasse und einige Häuser, doch zu schmal, um einer ganzen Ortschaft Raum zu gewähren. Hinter dieser Plattform erhebt sich senkrecht eine 24 *m* hohe Felswand aus vulkanischem



HAUS AUF MAUKE.



HAUS AUF MANGAIA.

COOK-INSELN.

Gestein, die dann noch in verschiedenen Stufen bis zu einer Höhe von 61 *m* steigt. Dieser, Makatea genannte, Wall, der die ganze Insel ringförmig umschliesst, ist breit genug, um den grössten Dörfern Platz zu gewähren, und trägt an manchen Stellen noch über 10 *m* hohe Felsen.

Nach dem Innern der Insel fällt er wieder bis zu 40 *m* und darüber senkrecht steil ab. An seinem Fuss schliesst sich hier eine breite fruchtbare Niederung an, die die Eingeborenen benutzt haben, um die schon erwähnten Taroplantagen anzulegen. Nach der Mitte der Insel zu erheben sich mehrere Hügelketten, die zwar theilweise Eisenholz und Gebüsch tragen, aber von den Leuten als unfruchtbar bezeichnet wurden, während die zwischen ihnen liegenden Thäler ebenfalls zur Bebauung von Taro benutzt sind.

Die Eingeborenen wohnten früher zerstreut über die ganze Insel bei ihren Plantagen; auf Zureden der Missionare haben sie diese Plätze verlassen und sich in drei Dörfern in der Nähe des Meeres angesiedelt: Ivirua im Nordosten der Insel liegt theilweise, Tamarua im Südosten ganz auf dem Makatea, von Oneroa im Südwesten ein Theil auf dem Makatea und ein Theil am Strand.

Durch einen für den Missionar erbauten Fahrweg am Ufer entlang und durch einen von den Eingeborenen benutzten schmalen Pfad im Innern der Insel sind diese Orte untereinander verbunden. In

Tamarua ist ein Landen unmöglich, in Ivirua bei Westwind leichter als in Oneroa. Man kann dann bis zum Riff fahren, springt hinauf und watet durch das Wasser bis zum senkrecht abfallenden Makatea; in einem Spalt, den hier die Felswand bildet, haben die Eingeborenen auf Balken einen lebensgefährlichen Steg hergestellt.

Die terrassenförmige Bildung der Insel ist an der Ostküste deutlicher sichtbar, als im Westen, auch ist Ivirua, da der Missionar in Oneroa residirt, noch ursprünglicher als jener Ort. Das auf Tafel XXIX abgebildete Haus steht hier; Waipo, der älteste Häuptling im Archipel, seine Söhne und deren Familien (Tafel XXX und Tafel XXXI) wohnen hier. Weisse hausen weder in Ivirua noch in Tamarua, dagegen sind in Oneroa drei als Händler und einer als Missionar ansässig, und zwar wohnt letzterer mit Familie und Gefolge in einem Gebäude, das zu den schönsten Missionshäusern der Südsee gerechnet werden muss.

Das Makatea ist der Theil der Insel, der das Hauptinteresse erweckt: es birgt unzählige Höhlen von stellenweise grossartigen Dimensionen, theilweise angefüllt mit so schönen Stalaktiten, wie ich sie herrlicher kaum in den Grotten der Blauen Berge von Neu-Süd-Wales gesehen habe. Es ist gefährlich, sich allein hinein zu wagen; sie sind endlos, viele sollen bis weit unter das Meer reichen, und wehe dem, der sich in ihnen verläuft: er kann sicher sein, das Tageslicht nie



WAIPO UND SÖHNE.

MANGAIA.

COOK-INSELN.

wieder zu erblicken. Diese Höhlen wurden früher dazu benutzt, um die Toten zu bestatten, die man, entweder in Tapa oder in eine Matte gehüllt, einfach auf den Boden legte oder in einem ausgehöhlten Stamm beisetzte. Auch in christlicher Zeit dienten sie anfangs noch als Begräbnisplätze, doch wurden damals die Särge in der Erde vergraben. Nicht nur der Schädel wurde hier niedergelegt, sondern der ganze Leichnam und zwar so, dass man auch an diesen Orten versteckte Plätze noch bevorzugte, am liebsten wählte man solche, die sich über steilen Wänden befanden, die durch den schlüpfrig glatten Silicatüberzug so gut wie unerklimmbar waren.

Eine der Grotten Namens Ruanau wird mir nie aus der Erinnerung schwinden, nicht ihrer Schönheit, sondern ihres eigenthümlichen Aussehens wegen. Schon der Zugang war nicht alltäglich, er befand sich an einer senkrecht abfallenden Felswand in einer Höhe, für die auch ein sehr grosser, durch Einkerbungen zur Kletterstange hergerichteter Baumstamm nicht ausreichte. Von seiner Spitze aus musste man ein Seil über einen Felszacken werfen und so versuchen, zur Höhle zu gelangen. Sie war nicht gross, doch kaum war man einige Schritte gegangen, so kam man in eine hohe Seitenkammer, die von oben bis unten mit Särgen angefüllt war; auf dem Boden stand eine grössere Anzahl derselben, auf jedem Vorsprung mindestens einer, jede Kante war als Stütze für hölzerne Querbalken benutzt,

auf denen wiederum Särge Platz fanden. Und wie hübsch sahen diese aus: es waren kanuartig ausgehöhlte Baumstämme, in denen der Tote lag, und die ebensolche Stämme als Deckel verschlossen; sie waren vollständig in weissen Tapa eingeschlagen und mit Baststricken zusammengeschnürt. Einige fielen allerdings schon auseinander, aber die meisten sahen, obgleich sie doch schon mindestens achtzig Jahre am Ort standen, so sauber aus, als ob sie eben erst hingestellt worden wären. Es waren die reinen Weihnachtspackete, die hier aufgegeben waren, um ins Jenseits befördert zu werden, und mit diesem Schmuck war dies natürliche Mausoleum eins der schönsten der Welt. Licht und Luft war genügend vorhanden und die Ruhe störte Niemand, obgleich man sich in so grosser Gesellschaft befand. Unwillkürlich beneidete man die hier Gebetteten und wünschte sich, später auch einmal in so netter Form, an einem so schönen Ort, als ein so schmuckes Packet abgeschoben zu werden.



FRAU UND SCHWIEGERTÖCHTER VON WAIPO.

MANGAIA, COOK-INSELN.

Wilhelm Joest's

letzte Weltfahrt.

Die folgenden Blätter bringen Aufzeichnungen aus Wilhelm Joest's auf seiner letzten Reise geführtem Tagebuch. Ich schicke denselben einen kurzen Lebensabriss des Reisenden voraus, den ich einer von R. Andree im Globus 1898 veröffentlichten Biographie entnommen habe.

Wilhelm Joest

wurde am 15. März 1852 zu Köln als Sohn des Geheimen Kommerzienraths Eduard Joest geboren. Die ihn umgebenden denkbar günstigsten Verhältnisse liessen die geistigen Anlagen des strebsamen Knaben sich schon früh entwickeln; bereits mit achtzehn Jahren bestand der Primaner das Abiturientenexamen, worauf er als Freiwilliger in das Königs-Husaren-Regiment zu Bonn eintrat, um in diesem gegen Frankreich im siebziger Krieg zu kämpfen. Nach Beendigung desselben studirte Joest seinen Neigungen folgend in Bonn, Heidelberg und Berlin Naturwissenschaften und Sprachen, wobei sich schon damals die Vorliebe für Geographie und Ethnographie geltend machte.

So vorbereitet trat er 1874 seine erste Reise nach dem Orient an. Dann besuchte er 1876 bis 1878 Nordamerika, Kanada, Mexiko bis zum Stillen Ocean, Mittelamerika, Peru, Bolivien, die Atacamawüste, Chile, die Magelhaensstrasse, Buenos-Aires, ging über die Kordilleren nach Valparaiso und Santiago, wieder zurück nach Buenos-Aires, nach Uruguay, Paraguay und nach Rio Grande do Sul mit seinen deutschen Siedelungen. Ueber Rio de Janeiro kehrte er 1878 nach Europa zurück.

Kaum hatte er in der Heimath seine ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen geordnet und seine Gesundheit wieder gekräftigt, als er seine dritte Reise antrat und dem alten Märchenland Indien zustrebte. Von Ceylon bis zum Himalaja durchwanderte er diesen interessanten Theil der Welt, um sich dann 1879 den Engländern auf deren Feldzug nach Afghanistan anzuschliessen. Die in Birma ausbrechenden Unruhen führten Joest nach Mandalay in die Mordhöhle des Königs Thibo. Dank seiner Energie und seiner Mittel gelang es ihm, von dem blutgierigen Wütherich, der eben erst hundert Geschwister hingemordet hatte, empfangen zu werden, als der erste Europäer, dem der birmanische Tiger dies gewährte.

Ein volles Jahr wurde nun dem Studium der Naturvölker im malayischen Archipel gewidmet. Joest lebte unter den Alfuren Seram's, bestieg die Vulkane der Minahassa und wohnte dem Krieg der Holländer gegen

Atjeh bei. Ferner besuchte er China, die Philippinen, wagte sich unter die Wilden Formosa's, fortwährend ethnographisch sammelnd, linguistisch studirend und unermüdlich arbeitend. Ein Aufenthalt unter den Aino auf Yesso folgte, um dann auf dem längsten Landweg, den unsere Erde bietet, vom russischen Hafen Wladiwostok durch die Mandschurei, Mongolei und durch Sibirien nach Köln zurückzukehren.

Die Frucht dieser Reise war eine ganze Reihe von Abhandlungen: »Ein Besuch bei dem Maharadscha von Patiala«, »Beim König von Birma«, »Bei den Köpfejägern auf der Insel Seram«, »Die Minahassa«, »Malayische Lieder und Tänze aus Ambon und den Uliase«, »Unter Wilden und Chinesen auf der Insel Formosa«, »Bei den Aino«, »Sibirien«, das höchst spannend geschriebene Werk: »Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien«, in dem sein Humor und eine oft scharfe Kritik neben vorzüglicher Beobachtungsgabe hervortraten, und eine linguistische Arbeit: »Das Holontalo, Glossar und grammatische Skizze. Ein Beitrag zur Kenntnis der Sprachen von Celebes«, auf Grund derer ihm die Universität Leipzig den philosophischen Doktortitel verlieh.

Im Jahre 1883 brach Joest zu seiner vierten Reise auf, die ihn abermals in neue Länder führen sollte. Afrika und die Inseln der Südsee waren sein Ziel. Nachdem er aber ein Jahr lang das südliche und östliche Afrika bereist hatte, zwangen ihn starke Fieber-

anfalle, die vorbereitete polynesische Reise aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. »Um Afrika«, »Reise in Süd- und Ost-Afrika« und »Bei den Barolong« enthalten die Erlebnisse und Erfahrungen dieser Reise.

1885 siedelte Joest nach Berlin über, wo er sich ein Heim einrichtete, das den Neid Aller erregen musste, die es gesehen haben. Denn ausser den grossartigen Sammlungen, die er an Museen verschenkte, hatte er noch eine reiche Privatsammlung kunstgewerblicher Erzeugnisse aus den verschiedensten Ländern zusammengebracht und verwendete sie zur Ausschmückung seiner originellen Wohnung, deren Zimmerflucht auf das glücklichste eine anheimelnde, gemüthliche Einrichtung mit einem kleinen Museum verknüpfte. In den wissenschaftlichen Vereinen Berlins entfaltete er nunmehr eine überaus lebhafte Thätigkeit, die in erster Linie der Völkerkunde und Anthropologie galt; er brauchte nur in seine überreichen Erfahrungen hineinzugreifen, um stets, sei es in Vorträgen oder Schriften etwas Neues zu Tag zu fördern. Vor allem aber widmete er sich der wissenschaftlichen Ausarbeitung seiner eingeheimsten Schätze.

Unter den Büchern, die seitdem aus Joest's Feder flossen, ist zunächst das grosse Prachtwerk: »Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen« zu erwähnen, das durch die Summe der darin niedergelegten Thatsachen zu dem Besten gehört, was Joest geschrieben hat. Die erste Veranlassung dazu lag darin, dass er sich selbst

in Japan hatte tätowiren lassen; die Ausstattung des mit prächtigen Farbentafeln geschmückten Werkes ist mustergültig zu nennen. Bald darauf erschien eine äusserst mühevolle Arbeit, die seinen Sammelfleiss in ein glänzendes Licht stellte, gleichfalls ein Ergebnis seiner weltumspannenden Reisen und seiner ausgebreiteten Beziehungen zu Männern in allen Erdtheilen — Joest sprach alle Kultursprachen und kannte Jedermann —, wiewohl der Gegenstand selbst der eigentlichen Disciplin des Verfassers fern lag. Es war dieses: »Die aussereuropäische Deutsche Presse, nebst einem Verzeichnis sämmtlicher ausserhalb Europas erscheinenden deutschen Zeitungen und Zeitschriften«.

Es folgte, als Ergebnis einer Studienreise nach Spanien, das Aufsehen erregende Buch »Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze«, das, Spanien ausgenommen, sich wohlverdienten Beifalles erfreute. Nach dem 1892, im Anschluss an die Vierhundertjahrfeier der Entdeckung Amerikas, in Huelva abgehaltenen Amerikanisten-Kongress machte Joest einen Ausflug nach Nordafrika; »Ein Tag in Melilla, dem spanischen Sibirien an der Nordküste Afrikas« schildert denselben. Ebendieser Reise verdanken wir: »Besuch einiger Schulen der Alliance israélite universelle in Marokko und Kleinasien«, eine Abhandlung, die ihm wegen seines unparteiischen Urtheiles in allen Kreisen Anerkennung einbrachte. Eine grössere Reihe von wissenschaftlichen Aufsätzen, meist ethnographischen

Inhaltes, erschien ausserdem in wissenschaftlichen Fachblättern. Diese Arbeiten mit einigen der bereits angeführten hat Joest zum Theil in dem dreibändigen Werk »Weltfahrten« vereinigt.

In allen diesen durch eine klare, schöne Sprache ausgezeichneten Schriften, denen es auch an einer scharfen, wohlberechtigten Kritik nicht fehlt, zeigt sich eine grosse Unabhängigkeit, eine wohlthuende, vorurtheilsfreie Art, sowie freundliche Anerkennung der Verdienste anderer Mitarbeiter an dem Aufbau einer induktiven Lehre vom Menschen. Die vielseitigen Kenntnisse und reichen Erfahrungen, eine vornehme Auffassung, eine fein durchgebildete Weltanschauung, ein treffendes, nie schwankendes Urtheil lassen Joest sich stets auf sicherem Boden bewegen, sodass alle seine Arbeiten dauernden Werth besitzen werden.

Zu Beginn des Jahres 1889 unternahm er abermals eine grössere Reise, die ihn nach einem übel berufenen Theil Südamerikas führen sollte, nach Guayana. Er besuchte Surinam, die britischen und französischen Theile des Landes, und kehrte durch Venezuela und über Westindien nach Deutschland zurück, nicht ohne dem Klima seinen Tribut gezahlt zu haben. Die reichen Sammlungen, die er auch diesmal zurückbrachte und wie alle früheren an Museen verschenkte, erregten wiederum Aufsehen, da an ihnen in einer auch für den Laien verständlichen Weise sich der Umwandlungsprozess darstellte, den die Neger unter dem Einfluss der

weissen Rasse in Amerika, wohin sie als Sklaven kamen, durchmachten. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise legte er nieder in der Schrift: »Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana«, der noch die Aufsätze »Guayana«, »Am Maroni. Bei den Sträflingen in Französisch Guayana«, »Ein angebliches Mittel gegen Schlangengift aus Surinam« folgten. Der ihm hierauf im Jahr 1890 verliehene Professortitel war eine für seine bisherigen Arbeiten wohlverdiente Auszeichnung. Um so mehr als die Wissenschaft ihm nicht allein seine eigenen Arbeiten und Sammlungen verdankt, sondern Joest sie auch in jeder anderen ihm nur möglichen Art und Weise unterstützte: er betrachtete es als seine vornehmste Pflicht, mit den reichen Mitteln, die ihm das Geschick gegeben, im Interesse geistiger Bestrebungen zu nützen.

Zu den letzten Arbeiten Joest's gehören: »Die einbeinige Ruhestellung der Naturvölker« und »Eine Holzfigur von der Loangoküste und ein Anitobild aus Luzon«, letztere als ein Beitrag für eine Festschrift zu Ehren seines berühmten Lehrers Adolf Bastian.

Mit Ausnahme eines Theiles der Südsee kannte Joest die ganze Welt. Dem Stillen Ocean hatte schon seine vierte Reise gegolten, die er krankheitshalber nicht hatte zu Ende führen können, doch zog es ihn wiederholt dahin, um so mehr, als er zur Vervollständigung seines Werkes über das Tätowiren die Südsee-Insulaner auf ihren heimathlichen Inseln persönlich aufzusuchen,

für nothwendig hielt. So entschloss er sich im Jahr 1896 zu einer grossen mehrjährigen Reise, die ganz Oceanien umfassen sollte.

Nur einen kleinen Theil derselben war ihm auszuführen vergönnt, nur elf Monate haben seine Kräfte diesmal den Strapazen, Entbehrungen und dem tropischen, fieberreichen Klima standhalten können: im besten Mannesalter ist er, von dem man noch hervorragende Leistungen erwartete, am 25. November 1897 aus dieser Welt geschieden. Auf einer kleinen, vom grossen Weltmeer umspülten Insel ruht der rastlose Wanderer in der Heimath der Naturvölker, deren Studium er sein Leben geweiht hatte bis zum letzten Athemzug!



Aufnahme von W. Joest.

WILHELM JOEST
AUF
SANTA CRUZ.

Am 29. Dezember 1896 schiffte sich Wilhelm Joest auf dem dem Norddeutschen Lloyd gehörigen Dampfer Prinz-Regent Luitpold in Genua ein und erreichte am 3. Februar des darauf folgenden Jahres über Suez-Colombo-Albany Melbourne. Die Hauptstadt von Victoria gefällt ihm sehr gut, als er aber später die von Neu-Süd-Wales kennen lernt, gesteht er, dass im Vergleich zu dieser erstere doch nur eine Kleinstadt sei.

Der erste Ausflug in Australien führt ihn nach Coranderrk zu meinem Freund William Barak, dessen Bekanntschaft er bereits durch den Bericht über meinen Besuch des Alten im Jahr 1892 (vergl. Südsee-Bilder, Seite 169) gemacht hatte. Der Weg dahin durch den Urwald übertrifft alle seine Erwartungen. „Ich hätte nie geglaubt, dass es so hohe Bäume giebt", schreibt er; „an und für sich sind einzelne Eukalyptusbäume mit ihren nackten Stämmen und den herabhängenden Rindenfetzen ja nicht schön, ein Eukalyptuswald dagegen ist prachtvoll". Auch die Baumfarren in den Schluchten imponiren ihm gewaltig.

In der Missionsstation ist alles beim Alten, der greise »König«, „ein urfideler Kerl", befindet sich ausnehmend wohl: „er sass mit einem Freund rauchend vor seinem Kamin und freute sich riesig; seine Frau Sera war glücklicherweise gestorben, wie er freudestrahlend erzählte, der unglücklich liebende Jack Narroowann nach unbekannt verzogen".

Auf Joest's Wunsch holte William sein, von mir bereits veröffentlichtes[1]), Tagebuch hervor; durch meinen Besuch angeregt, hatte er seitdem das Folgende hinzudiktirt:

Buckley when he was found by the Blacks in the camps he could not speak in the good English he spoke in the Native Language the tribe of geelong Mr. Green the founder of Coranderrk But now every thing is changed Sinced that time the Boards has others managers Working for them and to help the poor Blacks of this Land Mr. Shaw his the Manager of this Station Mr. Bulmer Manager of Lake Lyers Mr. Agernor Manager of Ramyuch he is the head inspector of the Blacks he is very good to the people in is Station. It is a good thing that our great God has found men Like these my god But in to the hearts of many more so has to do

[1]) Vergl. Südsee-Bilder, Seite 181.

good and to Preach Christ to them, so that when all our works is done here on earth some of the poor blacks may be found in heaven at Last we are told that every eye shall see him comming in the clouds of heaven Christ ist comming again. Some that died in this Station died in the Lord and are now happy in Heaven. Marten Simpson a poor little boy that went to school here got married here and went to the Murry to live for the good of his Wife health. He got a good advice from him how now is te King of this station and I mean to do my best so that I may not be found wanting the King is now 58 years of age getting into years and he is going to Serve Christ has Long has lives. He said there is only a few real pure Blacks in this country. We want the White people to teach us more about God and heaven.

Dieser letzte Theil der Memoiren ist von dem früheren grundverschieden; während dort der Historiker das Wort führt, spricht hier der Philosoph. Im ersten Theil erzählt Barak einfach, was er erlebt, im zweiten lässt er sich über Weisse und Schwarze, über die christliche Religion und über seinen Glauben aus und kommt zu dem Schluss, der, wie ich den alten Herrn kenne, mehr auf einer eben gehörten Predigt als auf seiner eigenen Ueberzeugung zu beruhen scheint: *We want*

the White people to teach us more about God and heaven, so that when all our works is done here on earth some of the poor blacks may be found in heaven.

Als Joest Abschied vom »König« nimmt, „sagt dieser als grösstes Kompliment: »*You very fat man*«; der Begriff »fett«, mit dem der des wiederholten Sattessens, bezw. Vollfressens, verbunden ist, ist eben für den Australier das Herrlichste auf Erden".

Von Melbourne geht es über Tasmanien nach Neu-Seeland, das der Reisende vom südlichen Bluff bis zum nördlichen Auckland durchmisst. Von der Südinsel ist er etwas enttäuscht, er findet die *Cold Lakes* und die Aorangikette ganz schön, meint aber, dass sie einen Vergleich mit der Schweiz nicht auszuhalten vermögen, weder die Seen an Schönheit noch die Berge an Grossartigkeit. Freilich ist er nicht vom Wetter begünstigt und gerade am Tasmangletscher langt er an einem für eine Gletschertour ungünstigen Tag an. Hätte er auf dem Eis weiter vordringen können bis dahin, wo man von allen Seiten umgeben ist von viel tausend Fuss hohen Eisbergen, wo man nur den blauen Himmel und im Sonnenschein glitzerndes Eis sieht, hätte er, wie ich, hier einen schönen Sonnenuntergang und eine klare Vollmondnacht erlebt, so würde er mir doch vielleicht beigestimmt haben, dass dieser Anblick mit zu dem Grossartigsten gehört, was man auf Erden sehen kann.

Um so befriedigter ist er von der Nordinsel: die *Hot Lakes* und die Geyser erregen sein grösstes Interesse, die Maori nehmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

In Taupo — Tapuaeharuru[1]) — tagt gerade ein *Land-court;* da die Regierung Land von den Eingeborenen kaufen will, so haben sich mehrere Hundert von diesen dort versammelt.

„Im Gerichtsgebäude sassen etwa hundert Maori wie in der Kirche, oben an einem Tisch ein englischer, kolonialer, Richter, der natürlich kein Wort ihrer Sprache verstand. Als Dolmetscher fungirte ein junger rothblonder Engländer, der sehr gut maori sprach, da er vierzehn Jahre im Land lebte und mit einer Eingeborenen verheirathet war; Mischehen kommen öfters vor, weil die Mädchen oft recht hübsch und reich sind und gern Kinder von einem *Pakeha*, einem Weissen, haben. Die Verhandlungen gehen nur langsam vorwärts, denn die Maori sind unermüdliche Redner; ihre Rednergabe ist wundervoll, auffallend wohlklingend ihre Sprache.

Die Männer sind meist schöne Kerle, viele von ihnen sehr gross, einer ist einen Kopf grösser als ich; mehrere Häuptlinge zeigen prächtige Tätowirungen, zumal einer, der stolz noch sich in seine alte Decke hüllt. Auch von den Frauen halten manche noch fest an diesem früheren Kleidungsstück, während die Mädchen

---

[1]) Vgl. Südsee-Bilder Seite 262.

in auffallend bunten Toiletten glänzen, fast alle Weiber haben Tätowirungen am Kinn; viele tragen einen *Tiki* um den Nacken, und Ohrringe, die sie mit Schnürriemen in die durchlochten Ohrläppchen einbinden.

In der Nähe des *Wharepuni* war ein ganzes Zeltlager entstanden, in dem alle die Leute hausten, die im Versammlungshaus oder bei Freunden keine Unterkunft gefunden hatten, dann und wann kommen noch neue an. Bei der Ankunft bleiben sie erst eine Zeitlang wie ganz unbetheiligt stehen, bezw. sitzen, dann tritt der oder die Neuangekommene auf den Sitzenden zu, reicht die rechte Hand, während die linke gewöhnlich den Hut hält, beugt sich, legt Nase an Nase, drückt den rechten Nasenflügel ziemlich fest gegen den rechten, und lässt nach einiger Zeit ein leises Wimmern *Wi-wi-wi-hi* hören, das bald in Schluchzen und herzzerreissendes Heulen übergeht, in das der Andere mit einstimmt. Die Prozedur dauert mehrere Minuten, es findet dabei keinerlei Riechen oder Schnüffeln statt, nur natürliches Athmen, wie dies in dieser Haltung bei zwei bis vier Minuten natürlich ist, die Thränen beginnen schon nach einer halben Minute zu fliessen. Starb Jemand während der Abwesenheit, bezw. Trennung, so erinnert man: »Dein Vater starb«, wenn nicht, wimmert man einfach *wiwiwiwihi.* Ist man endlich fertig, so werden die Hände gelöst, die strömenden Thränen mit dem allgemein üblichen, aber auch meist nur hierzu benutzten Taschentuch abgewischt, man geht still auseinander,

und der oder die Angekommene geht zur nächsten Freundin, mit der die Sache von neuem losgeht. Oder Nummer Zwei setzt sich irgendwo auf den Boden, meist mit dem Rücken gegen Nummer Eins und das Schluchzen dauert noch ein paar Minuten fort. Ich habe nie so viele Menschen weinen sehen wie auf Neu-Seeland, sie haben eine rührende Anhänglichkeit an einander.

Erstaunt war ich, dass die Leute sich absolut gar nicht um mich kümmerten; weder Bettelei noch Koketterie, absolutes Schneiden, auch wenn ich sie beim Essen beobachtete oder neugierig in ihre Zelte sah. Ich war vollkommen Luft für sie, die aber in keiner Weise etwa unhöflich waren, sondern freundlich wieder grüssten und jede Frage bereitwillig beantworteten, mir dann aber sofort den Rücken drehten und untereinander sprachen.

Am Abend war Tanz in der Gerichtshalle, aus der man die Bänke geräumt hatte. Zuerst tanzten die Maori untereinander und mit einigen zufällig anwesenden, das Land bereisenden englischen Ladies europäische Tänze, dann führten für Geld und gute Worte 30 Mädchen und 18 Jünglinge einen *Haka* auf: das war fabelhaft! Dieses Takthalten im lauten Singen und plötzlichen Abbrechen, ebenso in den Bewegungen und Zuckungen, die in der grössten Raserei so plötzlich aufhörten, dass die Tänzer dastanden wie Wachsfiguren! Zumal die Männer tanzten ausgezeichnet,

die Frauen und Mädchen erst, nachdem sie warm geworden waren; dann wurde der Tanz allerdings so frei, dass sich die dabei durchaus überflüssigen Ladies veranlasst sahen, zu verduften.

Als ich darauf Bier reichen liess, wurde die Sache noch besser. Die Männer entledigten sich ihrer Kleider bis auf die Decken um die Hüften und traten mit 18 Tänzerinnen an. Solchen Haka zu beschreiben vermag ich nicht; dieses Schreien, Klatschen auf den Oberschenkeln, Stampfen und Trampeln mit den Beinen, Rudern und Fuchteln mit den Armen, diese Zuckungen mit dem Körper muss man gesehen haben. Je länger es dauerte, desto erregter wurde die Bande: einige junge Mädchen verdrehten die Augen, schnitten Gesichter, streckten die Zungen heraus wie verrückte Affen, die Vortänzer sprangen, die drohend erhobenen *Mere* in den Händen schüttelnd, brüllend und stampfend mit verzerrten Gesichtern, aus denen das Weisse in den Augen grell hervorleuchtete, die Front auf und ab wie besessene Gorillas. Der Tanz war erotisch, und merkwürdig, dass die Tänzer in solchen Augenblicken der Erregung und des unglaublichsten Gesichterschneidens vollkommen den geschnitzten Holzfiguren glichen, die uns so grotesk erscheinen." —

Im Geyserland gefällt es Joest ungemein. Das *Geyser Valley* von Wairakei hält er „entschieden für die grösste Sehenswürdigkeit von Neu-Seeland. Das ganze Thal ist überhaupt ein Märchen. Ueppige Vege-

tation, auf allen Seiten Dampfsäulen und auf Schritt und Tritt die grössten Naturwunder: der versteinernde Geyser, der alle 26 Minuten 4 Minuten lang sprudelt; der merkwürdige Dampfhammer; die Zwillinge, die wundervollen Prinz von Wales-Federn, der riesige Wairakei, der augenblicklich alle 7 Minuten arbeitet, unzählige Schammvulkane *bubbling* und brodelnd, *Heron's* Nest, *Whistler, Porridge pond*, aus dem ich etwas glühend heissen, von den Eingeborenen gern gegessenen, für mich aber wenig schmackhaften Thon schöpfe u. s. w., bis zum Schluss der *Champagne Caldron* Tuhuatahi alles an Grossartigkeit und Schönheit übertrifft." Auch von den anderen Sehenswürdigkeiten unterlässt er keine zu besuchen; viele von den unzähligen Schlammvulkanen und kochenden Seen liegen freilich in einer so trostlos öden Gegend, dass sie eher beängstigend als befriedigend wirken. „Wenn man Wairakei gesehen hat, das bei aller Grossartigkeit auch lieblich schöne Stellen bietet, kann man dem schauerlichen Höllenpfuhl Tikitere in seiner Trostlosigkeit nicht viel Geschmack abgewinnen."

In Whakarewarewa, wo ihn gleichzeitig auch wieder das maori *Settlement* anzieht, „dessen Bewohner aber doch schon so gebildet sind, dass sie wissen was Bettelei und die Bewohnerinnen was Koketterie ist", ist es besonders der Wairoa, dem er seine Aufmerksamkeit schenkt. Dieser Geyser, der für den bedeutendsten Neu-Seelands gilt, theilt mit vielen anderen

die Ungezogenheit, den Kommandos der die Fremden führenden Maori nicht zu gehorchen. Die meisten Geyser springen in regelmässigen Zwischenräumen, bleiben aber manchmal auch längere Zeit ganz aus. So habe ich schon dreimal längere Zeit in Whakarewarewa geweilt, ohne eine Eruption dieses Geysers gesehen zu haben, obgleich ich ihn des öfteren gereizt und »geseift« habe. Es gelingt nämlich manchmal einen Ausbruch zu erzwingen, wenn man geschabte Seife in die Kraternöffnung wirft. Joest hat ihn dadurch mehrmals springen sehen. „Wenig ahnte ich, welch unbeschreiblich prächtiges Naturwunder sich in einigen Minuten ereignen sollte, eins der schönsten, das ich je in meinem Leben geschaut. Sobald die Seife in den Geyser geworfen war, hörte sein gewöhnliches Brodeln auf. In kürzester Zeit war der Trichter mit Schaum gefüllt, der langsam fiel. Plötzlich sank er sehr tief und brodelte dann ziemlich schnell auf. Das Ganze dauerte vier Minuten. Dann ergriff mein Führer die Flucht, ich mit ihm und unter Höllengetöse stieg eine Wasser- und Dampfsäule von zwei bis drei Meter Durchmesser mindestens dreissig Meter in die Höhe, uns, da ich die Windrichtung nicht beachtet hatte, heiss begiessend. Diese Riesenfontaine stand etwa zwei bis drei Minuten. Dann sank sie einen Moment, um sofort wieder zur halben Höhe aufzusteigen und erst nach etwa weiteren fünf Minuten langsam in sich zusammen zu sinken. Die ganze Eruption dauerte sieben Minuten. Die Wirkung der Seife besteht wohl

darin, dass sie das Gleichgewicht mit den anderen Ventilen stört und dadurch den Ausbruch hervorruft."

Von Whakarewarewa geht Joest nach Thames, um der Beisetzung des kurz vorher verstorbenen grossen Häuptlings Wirope Hoterene Taipari vom Ngatimaru-stamm beizuwohnen. Dicht bei der Stadt liegt in Parawai das prächtig geschnitzte *Wharepuni* Ranunga, in dem der Tote aufgebahrt war und in dem bis zu seiner Beisetzung nur die nächsten Verwandten wohnen durften. Es haben sich zu den Feierlichkeiten, da dieselben ausser im Weinen hauptsächlich in häufigem und reichlichem Essen bestehen, viele Maori versammelt, wobei die verschiedenen Stämme so wenig wie möglich mit einander in Berührung zu kommen suchen. Taipari hatte für sein *Tangi* 1000 £ ausgesetzt, damit seine beiden Wittwen, die nach einander ankommenden Stämme gebührend bewirthen konnten. Da die Leidtragenden ausserdem noch selbst einige Groschen in der Tasche mit sich führten, die sie in Getränken anlegten, so war viel Lärm im Ort. Der Häuptling war im Jahr 1873 erster *Captain* des *Maori Volunteer Corps* gewesen, er wurde deshalb mit militärischen Ehren, d. h. unter Begleitung von acht *Volunteers* mit dem *Union Jack* beigesetzt, von alten maorischen Gebräuchen war nichts mehr zu bemerken.

„Interessanter war es, die Maori an der *Bar* des Hotels zu beobachten, wo man allerlei zu sehen bekam. So betrat einmal eine Gesellschaft das Lokal und be-

stellte vierzehn *Drinks: Beer, Shandigaff, Whisky, Brandy, Port, Gin and Bitters* etc. Beim Anrichten wird Bezahlung verlangt. Jeder will sich drücken. Da ruft ein junges Mädchen: »Hier sind die sieben *Bob*«, nimmt ein grosses Glas, giesst die vierzehn verschiedenen Getränke hinein und säuft die Bowle auf einen Zug aus!"

Auckland ist die Krönung der neuseeländischen Reise; je länger sich Joest dort aufhält, desto schöner findet er es. Der Rundblick von *Mount* Eden, einem hinter der Stadt sich erhebenden „prächtigen, alten Krater", auf die Stadt, die Vorstädte mit den dazwischen liegenden grünen Wiesen und üppigen Feldern mit den tiefgrünen Tannen und Fichten, auf das Meer, die vielen Inseln und die 65 toten oder scheintoten Vulkane gefällt ihm so, dass er gesteht: „Wer nicht auf Mount Eden war, hat eben eine der Hauptschönheiten unserer Erde nicht gesehen."

Von hier geht es nach Sydney, „einer Grossstadt, die sich mit jeder europäischen messen kann", dann von dort aus in die Blauen Berge mit den wunderbaren Jenolan-*Caves* und zurück nach der Hauptstadt von Neu-Süd-Wales, um sich für Neu-Guinea, die Salomo-Inseln und den Bismarck-Archipel einzuschiffen. Ein kleiner circa 1000 Tonnen grosser Dampfer Titus, der Firma Burns Philp & Co. gehörig, der seit 1896 diese Tour alle drei Monate machte, sollte bald dahin aufbrechen. Auf ihm hatte Joest einen Platz belegt.

„Das Schiff ist furchtbar voll, alle Kabinenplätze sind belegt und das Deck ist für Passagiere durch eine Steamlaunch und acht grosse Segelboote unangenehm beladen; ausserdem führen wir aber noch 10 Pferde für Neu-Guinea, 18 Hunde, mehrere Käfige mit Truthühnern, Enten und Geflügel an Bord, die im Verein mit 40 Schafen und 4 Schweinen, die zu unserem Unterhalt bestimmt sind, ebenso wenig zur Annehmlichkeit der Reisenden beitragen, wie die 3 Millionen *Cockroaches* und Ratten, die zum Schiff gehören. Nur eine kleine reizende Katze hat bald die Zuneigung Aller gewonnen, weil sie unermüdlich ist im Kampf gegen die letzteren, von denen sie sich immer gerade die grössten fängt.

Unter den Matrosen befinden sich zwei Eingeborene der Salomo-Inseln, der eine ein strammer, schwarzer, dummdreister Bengel, der andere ganz von diesem verschieden, viel heller, mit zarten mädchenhaften Zügen, mit kalkgefärbtem, krausem Haar, kleinen Ringen in der Nase und sehr schöner, aber kaum bemerkbarer Tätowirung auf beiden Wangen. Jeder von ihnen bekommt 10 Schilling pro Monat in Waren nach Sydneykurs, die in ihrer Heimath etwa das Dreifache werth sind. Es geht ihnen aber bei der Rückkehr von ihrer stets auf drei Jahre bemessenen Dienstzeit gerade so wie den Plantagenarbeitern, die auf den Inseln für Australien angeworben werden: kaum sind sie mit ihren Schätzen gelandet, so begrüsst sie der

Häuptling, der Dorfälteste, das Familienoberhaupt, der Papa, die Mama, der Sohn des Häuptlings, dann die Gattin oder letzte Freundin. Alle erwarten ein Geschenk als ganz selbstverständlich und oft ist so ein Kerl in fünf Minuten wieder ganz derselbe arme, nackte Teufel, als der er seine heimathliche Insel einst verliess.

Bei der Abfahrt lernte ich unter denen, die gekommen waren, ihren Freunden Lebewohl zu sagen, einen interessanten Mann kennen: Nicholas the Greek, der augenblicklich berühmteste *Beach-comber* in der Südsee, bekannt und gefürchtet wie Bully Hayes wegen seines Muthes und seiner Grausamkeit. Man erzählt die tollsten Sachen von ihm. Obgleich er nicht gross ist, fällt seine Erscheinung doch auf und der Blick wird durch seine ganz zerhackte linke Hand gebannt. Die Narben erhielt er, als seine Mannschaft einst meuterte und ihn über Bord warf, er aber dem Schiff nachschwamm, und, trotzdem die Gegner seine linke, die Reling umklammernde Hand zerhackten, auf dasselbe zurückkletterte, und mit der Rechten die Aufrührer erschoss. Seine Liebhaberei ist, mit Leuten, die ihm unsympathisch sind, über Bord zu springen und sie unter Wasser auf irgend eine Weise ums Leben zu bringen.“

Bei herrlichstem Wetter verlässt der Titus Sydney, um hinter Port Jackson sogleich einen nördlichen Kurs einzuschlagen. Die Fahrt geht, weil wenige Meilen vom Land eine starke Nord-Süd-Strömung fliesst, so dicht

an der Küste entlang, dass man alles deutlich erkennen kann. „Sie ist sehr schön: die glatte blaue See, die leicht weissblaue Brandung, die Sandstreifen des Strandes, die coulissenmässig hinter einander aufsteigenden Hügel- und Bergzüge, dicht bewaldet und umhüllt von einem bläulich grünen Duft, erwecken unwillkürlich Erinnerungen an die Riviera“.

Nach zehntägiger Reise kommt die Südküste von Neu-Guinea in Sicht. Direkt auf Port Moresby loszusteuern geht aber nicht: „der vorliegenden Riffe wegen mussten wir einen förmlichen Zickzackweg einschlagen, bis wir endlich vor einer, in einem ziemlich hohen Hügel endenden, Landzunge, auf deren nördlicher Seite nach der Bai zu Port Moresby liegt, vor Anker gingen. Die Küste zeigt keinen tropischen Charakter, weil der Urwald fehlt und die Abhänge vielfach nur mit Gras und einzelnen Eukalyptusbäumen bewachsen sind, während nur einige wenige Kokospalmen in der Nähe der Wohnungen von Eingeborenen stehen.

Eine Landungsbrücke ist von der Firma Burns Philp & Co. gebaut worden, scheint mir aber an einem ungünstigen Platz zu liegen, da derselbe, wenn er auch vielleicht geschützt ist, kein Wasser hat. Wasser kommt nur unterhalb des *Government-House* in einem etwa einzölligen Rohr an die Küste, sodass die würfelförmigen *Tanks* per Boot gefüllt werden können, und

in einer eigenen Leitung von irgend einer Quelle her ins Gefängnis; sonst ist Port Moresby ausschliesslich auf Regenwasser angewiesen, von dem allerdings *any amount* vorhanden ist. Trotzdem beabsichtigt man aber doch das ganze *Settlement* nach der anderen Seite der Bai zu verlegen, wo sich die Mission bereits angebaut hat. Am Pier liegen zwei *Trader*-Schoner, in der Bai ein Segler der Regierung und drei sehr gute, theilweise sogar luxuriös eingerichtete Missionsboote.

Die Brücke, auf der ein Schienengeleise nach den Niederlagen der Regierung führt, ist etwa hundert Schritt lang (Tafel XXXIII). Gehen wir auf ihr nach dem Ufer zu, so sieht man rechts nur das aus Wellblech erbaute Gefängnis und die Zelte der Goldgräber, links das *Custom-House*, zugleich das *Post-Office*, und daran anschliessend die Geschäftsräume von Burns Philp & Co., hinter denen das Wohnhaus der Firma als schönstes und grösstes Gebäude der Siedelung liegt. Hieran reihen sich mehrere Häuser für Zoll- und andere Regierungsbeamte, zwei Hotels, ein Hospital für Männer und eins für Frauen, die Wohnung des Arztes und etwas abseits das Haus des Gouverneurs. Weiter im Hintergrund erglänzen die weissen Villen der Londoner Mission, nicht weit entfernt von dem auf Pfählen erbauten Dorf der Eingeborenen. Auf dem Sattel der Landzunge, vor der wir Anker geworfen, liegt alles überragend das Haus des Richters.

Die Bauart dieser Häuser ist stets dieselbe: der Boden ruht auf etwa 2 *m* hohen Pfählen, eine Treppe führt nach der breiten Veranda, die rings um das Haus läuft, mit Matten oder japanischen Jalousien behängt ist, und deren einer Theil vielfach als Esszimmer dient. Nur das Haus der englischen Firma hat zwei Stockwerke. Alle Zimmer sind gross und luftig und enthalten wenig Möbel.

Das Leben, das die Europäer hier führen, ist ein erbärmliches, sie nähren sich ausschliesslich von Fischen; Schafe oder Rinder giebt es nicht und Fische auch nur, wenn ihre *Boys*, Diener, deren fangen. Die Eingeborenen, die davon stets in Hülle und Fülle haben, verkaufen ihnen keine, wie auch überhaupt nichts anderes. Warum nicht? nun sie thun es einfach nicht, ebenso wenig wie sie sich für irgend eine Arbeit gewinnen lassen.

Britisch Neu-Guinea steht administrativ unter Queensland. Der frühere Arzt, jetzt Sir William Mac Gregor, der das Land erschlossen hat, ist als *Lieutenant-Governor* Gouverneur mit dem Titel Excellenz. Leider war er nicht anwesend, da er unermüdlich thätig ist, und das Reisen ihm statt Kosten zu verursachen, noch Geld einbringt. Ausser seinem jährlichen Gehalt von 1500 £ erhält er als Reiseunkosten täglich 2 £, wobei ihm das Boot Merrie England mit mehreren Dampfbarkassen zur freien Verfügung steht und er für seinen Unterhalt dem Kapitän nur 6 Schilling

zu zahlen hat. Augenblicklich weilte er im Norden an der Mündung des Mombare, wo im Januar dieses Jahres der Regierungsvertreter von den Papua totgeschlagen worden ist und wo noch drei Europäer vermisst werden, von denen man hofft, dass sie sich noch lebend in Gefangenschaft befinden.

Statt seiner empfing uns bereits an der Landungsbrücke der bekannte englische Missionar Chalmers, der wirkliche König von Britisch Neu-Guinea. Ich hatte ihn mir anders vorgestellt: Gross, stark, dick, mit langem grauem Haar, starkem Schnurr- und Knebelbart, rother Nase, durchdringendem kühnem Blick, in weissem Sonnenhelm, buntem Hemd mit rothem Schlips, weissblauer, durch einen Gürtel festgehaltener Hose, weissleinenen Schuhen, machte er eher den Eindruck eines Künstlers als den eines Missionars. Er war äusserst liebenswürdig und gleich am ersten Nachmittag holte er mich in dem reizenden kleinen Missionskutter Niue ab, um mich nach der Mission und von da zum Dorf der Eingeborenen zu führen.

Auf der Landungsbrücke standen, hockten, lagen und lungerten etwa 40 bärtige, ziemlich schlimm aussehende Kerle herum. Es waren Goldsucher, die auf vage Gerüchte, auf irgend eine blöde Zeitungsnotiz hin, Haus und Heim, Weib und Kind verlassen hatten und hierher gekommen waren, um nach dem ungefähr 300 Meilen entfernten Mombare zu marschiren. Einen Pfad dahin giebt es aber bis jetzt nicht, ebenso wenig sind Träger



Aufnahme von W. Joest.

PORT MORESBY.



Aufnahme von W. Joest.

HANUABADE.

BRITISCH NEU-GUINEA.

oder Führer zu haben und die dazwischen liegende, von dichtem Urwald bedeckte Astrolabe-Kette erschwert das Vordringen ungemein. Augenblicklich waren 73 im Ort. Alle hatten versucht, nach dem Fluss zu gelangen, nicht Einer war halbwegs gekommen. Alle hatten oder haben Fieber; etwa weitere 30 sind im Busch gestorben. Nun warten sie hier auf den Regierungsdampfer Merrie England, von dem sie hoffen, dass er sie, oder wenigstens die Kranken, nach Cooktown zurückschaffen wird. Sie stammen zumeist von Australien; die grossen, bärtigen, barfüssigen Gestalten sind bekleidet mit wollenem Hemd, Drillhose mit Gürtel und Filzhut mit angeklapptem Rand. Waffen, Büchsen, Revolver haben sie massenhaft bei sich, einen Kompass vielleicht kein Einziger. Kaum drei von ihnen mögen richtige *Prospectors* sein, die Uebrigen sind Abenteurer. Alle sind muthlos und apathisch, auch die Gesunden, weil sie gar nicht wissen, was sie anfangen sollen. Natürlich schimpfen sie wacker über den *Lieutenant-Governor*, wozu sie aber nicht den geringsten Grund haben, denn Mac Gregor hat von vornherein laut seine warnende Stimme erhoben und alles Mögliche gethan, um einen *Boom* nach Neu-Guinea zu verhindern, blindlings aber rannten diese Leute hierher. Nun, da sie sehen, dass sie hereingefallen sind, verlangen die Einen auf Regierungskosten schleunigst nach Australien zurückgeschickt zu werden, die Anderen, dass der Gouverneur

durch die Gefangenen einen Pfad bauen lasse. Wie er dabei die Gefangenen verpflegen und was er mit denen anfangen soll, die vom Fieber befallen werden, das verrathen sie ihm nicht. Dass Mac Gregor auch in dieser Nothlage hülfreich eingreifen wollte, bewies er noch während meiner Anwesenheit, indem die Merrie England 60 Eingeborene von dem nördlichen Fly River brachte, die er dort hatte anwerben lassen, um hier einen Weg zu schlagen und als Träger zu dienen, während er mit demselben Schiff 45 fieberkranke *Miners* nach Cooktown zurückbefördern liess.

Wenige Schritte von der Brücke entfernt liegt das Gefängnis, ein Komplex von mehreren Wellblechhäusern, deren grösstes das Quartier der *Native Police* ist. Als Polizisten werden ausschliesslich Männer der Salomo-Inseln oder aus der Gegend des Flyriver angestellt, stramme Kerle mit riesigen Frisuren, die sie unaufhörlich durch Kämmen oder Einkalken pflegen. Sie schlafen auf Pritschen, die in zwei Reihen über einander an den vier Wänden entlang laufen. Der Boden ihres Wohnraumes ist aus kleinen Ziegelsteinen hergestellt; das Haus wird rein gehalten, irgend einen Geruch bemerkte ich nicht. Das eigentliche Gefängnis besteht aus sechs weissgetünchten Räumen mit je drei bis vier Matten. Die Gefangenen sind ausschliesslich Mörder, bezw. Totschläger, und Leute, die sich gegen Kinder vergangen haben; um Diebstahl und dergleichen kümmert sich die Regierung, so lange kein Weisser geschädigt ist, nicht. Die

Kerle, die Niemand von uns verstanden und von denen die wenigsten sich unter einander verstehen konnten, waren ganz vergnügt. Sie werden gut behandelt und mit Grasschlagen, Reinhalten der Wege und ähnlichen Arbeiten beschäftigt; zu Mittag bekommen sie Reis und etwas getrockneten Fisch. Weglaufen können sie nicht, da sie von den hiesigen Papua wieder eingefangen oder totgeschlagen würden, auch sind viele von ihnen in Eisen, dagegen *picken* sie nothgedrungen etwas Englisch auf und wenn sie ihre sieben oder zehn Jahre abgesessen haben, werden sie nach ihrer Heimath entlassen und dort sehr oft als Polizisten angestellt.

Eine Papuadame in Weiss gekleidet machte die Honneurs; ich glaubte, sie sei die Frau eines Aufsehers, bis ich hörte, dass sie in Samarai ihren »Mann«, einen englischen Beamten, mit einem Kissen, auf das sie sich gesetzt, erstickt hatte. Vier ihrer Brüder halfen ihr dabei; diese wurden gehängt, sie erhielt lebenslängliches Gefängnis. Sie war ungemein vergnügt. Der Koch war ein Tagale von Luzon. Sein Verbrechen war folgendes: Als Trader war er an der Küste von Papua überfallen und seiner Habe, auch seiner Frauen, beraubt worden. Nach einiger Zeit kam er wieder nach demselben Ort, sah dort einen der Räuber in einer ihm gestohlenen wollenen Decke und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Papua warf seinen Speer nach ihm und riss aus. Der Tagale schoss. Es ist nicht bewiesen, dass er getroffen, aber für diesen »Mordversuch« erhielt er

zehn Jahre Gefängnis, von denen er acht bereits abgesessen hatte. Gegen Weisse ist man milder, ein Engländer, der Anfang dieses Jahres in der Trunkenheit einen harmlosen Papua über den Haufen geschossen hatte, büsste nur für ein Jahr seine Freiheit ein. —

Nach der Mission gelangt man entweder zu Land auf einem längs des Strandes laufenden Weg oder bequemer im Boot, das bei günstigem Wind, oder gut gerudert, die kleine Bucht in ungefähr zwanzig Minuten durchmisst. Sie besteht aus mehreren Häusern. Mr. Chalmers führte mich zunächst zu dem grössten, in dem der Missionar stark fieberkrank zu Bett lag. Trotzdem wurden wir mit Orangen und Limonade erquickt. Die Veranda gewährt eine wundervolle Aussicht auf das Dorf der Eingeborenen, auf die Bucht und auf eine kleine Insel, auf der sich ein zweites aus Pfahlbauten bestehendes Dorf befindet. Die Enge zwischen der Insel und Hanuabade, das ist der eigentliche Name für Port Moresby und bedeutet »das grosse Dorf«, ist so seicht, dass sie von den Papua stets durchwatet wird. Darauf besuchten wir den Schulmeister, einen Rarotonganer, der mit seiner kriechend höflichen Frau ein schönes, luftiges Haus bewohnte, das er sich selbst zusammengezimmert hatte. Dann wurde mir die alte und die neue Kirche, die Schule und noch anderes mehr gezeigt. Das Ganze in herrlichster Lage, mit sorgfaltig gehaltenen Muschelwegen, inmitten von

Fruchtbäumen und allen Büschen und Blüthen der Tropen machte einen sehr angenehmen Eindruck.

Hanuabade ist mit dem Kokoswald dahinter vielleicht das charakteristischste Papuadorf in Britisch Neu-Guinea. Chalmers schätzte die Einwohnerzahl auf 2000, das scheint mir viel. Darunter etwa 140 *Church Christians*, Leute, deren Christenthum darin besteht, dass sie Sonntags einmal in die Kirche gehen, das ist nach über dreissigjähriger Missionsthätigkeit sicher nicht viel!

Ich bekomme allmählich einen ganz anderen Begriff von der Mission und ihrer Thätigkeit hier draussen. Ihre Sendlinge sind durchaus keine Betbrüder und Flagellanten, sondern Leute, die dem Herrn dienen in Freudigkeit und Gott einen guten Mann sein lassen, die Geld haben wie Heu, gut essen und trinken, Entbehrungen möglichst aus dem Weg gehen, die Eingeborenen gut behandeln und bezahlen, weshalb sie bei diesen sehr beliebt sind, und sich ganz entschieden mehr um das eigene Körperwohl, als um das Seelenheil der Wilden bekümmern. Sie verfügen über eine vollständige Flotte in der Südsee, haben Gelegenheit, Musse und Zeit genug, verschiedene Sprachen zu erlernen, treiben in keiner Weise Tauschhandel, reisen alle paar Jahre nach England, halten dort Vorträge über die Südsee, die sie ja wirklich gut kennen, und kehren mit gespicktem Beutel und mit dem richtigen Märtyrer- und Heldenparfüm in dies Paradies zurück, um endlich in Ruhe und Beschaulichkeit hier ihre Tage zu be-

schliessen. Unangenehm ist das Fieber, dem sie, trotz des besten Lebens, selten entgehen. Um Lehren, Bekehren u. s. w. kümmern sie sich wenig, dafür stehen sie viel zu hoch über den Schwarzen — das besorgt der *Native Teacher*, aus Rarotonga, Tonga, Samoa, Fidschi u. s. w., obgleich auch der die Sprache seines Bezirkes gewöhnlich so gut wie garnicht redet und mehr Schulmeister als Seelsorger ist. —

Das Dorf der Eingeborenen zerfällt in zwei Theile, in den grösseren Namens Molu und in den kleineren, Koitapu genannt. Die Koitapuleute kamen vor etwa zwanzig Jahren aus dem Innern und suchten Schutz bei den Moluleuten, der ihnen gewährt wurde. Deshalb bauten sie ihre Häuser dicht neben deren Dorf, indem sie einen kaum 3 *m* breiten Kanal zwischen sich und den Moluleuten liessen. Aber so nahe sie auch bei einander wohnten, lebten sie doch stets vollständig von einander getrennt; auch heute noch sprechen sie zwei ganz verschiedene Sprachen, verstehen sich absolut nicht und ihre Kinder spielen nie mit einander.

Jedes Haus ist durchaus selbstständig erbaut, oft etwa 1 *m* vom Nachbarhaus entfernt, aber auch wenn es Wand an Wand mit diesem zusammenstösst, hat es nicht das Geringste mit ihm gemeinsam. Es ruht auf 30 bis 40 Pfählen, d. h. Mangrovestöcken, krumm und knorrig wie unsere Bohnenstangen. Die Pfähle sind circa 3 *m*, die Häuser vielleicht 15 *m* hoch. Diese Pfahlbauten sind jedenfalls entstanden, weil sie

das Gefühl grösserer Sicherheit gewähren, obwohl sie gegen brennende Pfeile oder geschleuderte glühende Steine wenig schützen würden, und aus dem Gefühl der Reinlichkeit, da aller Schmutz durch den Bambusboden, nach unten fällt, wo sich während der Ebbe die Schweine amüsiren. Nur ein Theil ist ganz von Wasser umgeben, von den anderen Häusern steht die eine Seite am oder im Meer, während die Pfähle der Frontseite auf dem Land ruhen. Weisser Meeressand bildet hier das Trottoir, sodass man diese Wohnungen fast immer trocknen Fusses erreichen kann. Ein Wald von Kokospalmen säumt das Dorf auf der Landseite ein.

Jeder Pfahlbau besteht aus drei Theilen: nach dem Land zu liegt zunächst die Fronthütte mit der überdeckten Veranda, dann folgt das Hauptgebäude, das mit seinem Boden etwa 1 *m* höher liegt als der Vorbau und hieran stösst ein dritter Raum, der wieder eine offene Plattform, und zwar nach dem Meer hin besitzt. Klettert man durch die enge Thür in das Mittelgebäude, so befindet man sich zuerst in vollkommener Finsternis; der Raum ist etwa so gross wie bei uns eine grössere Scheune. Der Boden besteht aus losen nebeneinander gereihten Planken aus Eukalyptus, vorwiegend alten Kanutrümmern, die Wände sind aus Gabagaba, oder den, den Stamm umschliessenden, flachgepressten unteren Enden der Blattstiele der Sagopalme, oder aus ineinander ge-

wobenen Blättern der Kokospalme hergestellt, das Dach besteht aus Pandanus, der wiederum durch riesige, bis 3 *m* lange, Kokospalmblätter festgehalten wird. Zu dem ganzen Bau ist kein Nagel verwendet, alles ist wie beim Kanu mit der Axt gehauen und mit *Rottang* zusammengebunden. Des Dach ist dicht, die Seitenwände sind oft durchsichtig und der Boden wird absichtlich so undicht wie möglich gemacht. In der Vorhalle hängen die mit Muscheln beschwerten Netze, Bogen und Pfeile, Fisch- und Menschenlanzen und die Gegenstände, die bei festlichen Gelegenheiten vorn und hinten am Kanu befestigt werden. Es sind dies künstlich geflochtene, mit glattpolirten, eiförmigen Muscheln geschmückte Kegel, aus denen je eine 2 *m* lange Stange wie eine Kirchthurmspitze aufsteigt, die oben mit einem langwehenden Palmblatt geschmückt ist. Hier hingen früher die Schädel der Erschlagenen, — die Papua von Port Moresby bis zum Flyriver waren nie Menschenfresser, sondern nur Kopfjäger, — jetzt sind, da diese Jagden an der Küste aufgehört haben oder wenigstens nur noch im Stillen betrieben werden, die Menschenköpfe durch Fischschwänze und Schildkrötenschädel ersetzt. Das Merkwürdigte aber, was beinahe vor jeder Hütte in oft zwei bis drei Exemplaren hängt, sind weitmaschige Netze, ähnlich den Netzen, mit denen unsere Köchinnen auf den Markt gehen, und darin schlummert, ganz in sich zusammengerollt, ein rothbraunes Baby. Ein anderes nacktes Wurm, das selbst kaum auf den

Beinen stehen kann, hat den Auftrag, diese Netze stets hin und her zu schwingen. Der Mittelraum ist ganz leer, abends wird der Boden mit Schlafmatten belegt, die während des Tages meist aufgerollt sind. In der letzten Abtheilung wird gekocht; ein Loch in dem hier aus Flechtwerk hergestellten Boden befördert allen Unrath ins Meer. Solch ein Haus soll bis zehn Jahre halten.

Die Eingeborenen waren sehr freundlich und verwehrten nie den Einblick oder Eintritt, resp. Klettern, in ihre Häuser, nur erschien die ganze Gesellschaft sehr wenig appetitlich. Alle waren verlaust, viele mit *Cascado*, Krätze oder eklen Wunden, die Kinder beinahe ausnahmslos mit *Framboesie* und mit eiternden Mundwinkeln behaftet, die zahllose Fliegen umschwärmten.

Die Männer waren gut gewachsen. Ich werde nie die sechs Leute vergessen, die den Arzt bei unserer Ankunft an Bord ruderten: wahre Prachtkerle mit kolossalem Haarwuchs, den sie wegen des Windes mit Bastfäden auf dem Nacken zu einem dicken Bündel zusammengebunden hatten. Sie liessen gern ihren Urwald bewundern und betasten, und kratzten sich oft mit beiden Händen so, dass die ganze Matratze wackelte. Die Jünglinge von Port Moresby kalken das Haar, wenn sie es lang tragen, nicht, wohl aber die vom Flyriver, deren krause Haare nicht viel länger als Negerhaare sind. Diese schmieren sie dick mit Kalkbrei ein, wodurch das Haar mehr fuchsig als flachsblond

wird. Die ungekalkte Riesenfrisur muss sorgfältig gepflegt werden und wird fortwährend mit einem mehrzinkigen Holzkamm ausgekämmt. Bei der Arbeit oder bei starkem Wind wickelt man einen Strick oder ein Tuch darum; ist letzteres der Fall, so sieht es aus, als ginge der Betreffende mit einem Kopfkissen spazieren.

Beinahe Alle haben das Septum durchbohrt, ohne für gewöhnlich etwas darin zu tragen. Trotzdem sind die Nasen deformirt, denn es entsteht dadurch die ganz charakteristische, krumme semitische Nase mit den seitwärts — wenn von vorn gesehen — eingedrückten oder aufgeblähten Nasenflügeln, während man von der Seite aus stets durch das Loch in der Scheidewand blicken kann. Auch die Ohren sind durchbohrt und zwar sowohl die Lappen, deren Löcher zum Aufbewahren der runden Streichholzdosen, Thonpfeifen, Blumen u. s. w. dienen, wie auch der Rand, in dessen drei bis vier kleineren Löchern Perlenkettchen, kleine Muscheln und anderer Schmuck gehängt wird. Gern schmückt man sich mit hübschen aus Schweinszähnen und Glasperlen hergestellten Hals- und Brustketten, die Zähne hierzu werden von Sydney, die Perlen von Europa aus eingeführt. Strohbänder, die die Leute an den Oberarmen tragen, tauschen sie zumeist gegen Thonwaren von den Küstennachbarn im Westen ein; auch in ihnen bergen sie Blumen, bunte Blätter, Pfeifen, Tabakstangen und dergleichen, oft furchtbar eng aneinander. Einen einzigen Mann sah ich angethan mit einem aus

Rottang geflochtenen Gürtel, einige Eingeborene, die öfters in die europäische Niederlassung kamen, trugen ein Lendentuch aus Kretonne, die meisten begnügten sich mit der charakteristischen Nationaltracht, die aus einem einfachen Bastfaden besteht. Nur die farbigen Polizisten und Leute in englischen Diensten tragen gezwungen europäische Kleidung.

Ich war gerade zugegen, als die schon erwähnten, am Flyriver angeworbenen Leute eingekleidet wurden. Von einem *Policeman* eskortirt, marschirten sie in Gänselinie heran. Alle hatten sich »fein« gemacht, d. h. die Wollköpfe dick mit Kalkbrei eingeschmiert, Einige trugen Blumenkränze, Viele grosse Hibiskusblüthen im Haar und hinter oder in den Ohren, und beinahe Alle grüne Blätter im Gürtel und in den Armbändern. *Swells* hatten sich ausserdem noch die Gesichter mit Strichen und Sternen in weisser, rother, blauer oder auch schwarzer Farbe, die sie irgendwo aufgetrieben hatten, bemalt. Nach einer Viertelstunde sah ich sie wieder; zum ersten Mal in ihrem Leben trugen sie Kleider, vernünftigerweise nur eine dunkelblaue kurze Hose und eine weissblau gestreifte Jacke, aber der jüngste eben ernannte Lieutenant, der seine Goldattila vor dem Spiegel anlegt, kann nicht stolzer und eitler sein, als diese Naturkinder.

Die Farbe der Leute ist ein Rothbraun, das in unzähligen Schattirungen vorkommt und sich am dunkelsten bei denen vom Flyriver erweist. Bedeutend heller sind die Frauen, am hellsten die Mädchen. Sehr schön sind

diese tätowirt; in blauer und gelber Farbe heben sich die Muster von dem Körper ab. Die Tätowirung wird beim Nasenrücken begonnen, dann folgen die Backen und die Hüften, damit letztere fertiggestellt sind, wenn der Grasgürtel angelegt wird. Auch die Innenseite der Oberschenkel ist dicht mit Zeichen bedeckt. Darauf wird das Gesicht vollendet; Zickzackstrahlen gehen von der Stirn zur Nasenspitze, von dort seitwärts über die Backen nach den Ohren, dem Kinn, dem Hals und dann in geheimnisvollen Mustern über den ganzen Körper bis zu den Handflächen und den Fesseln. Tätowirte Füsse sah ich nicht. Den Theil des Halses, den junge Mädchen bei uns in ausgeschnittenen Kleidern indiskreten Blicken preisgeben, tätowiren die Mädchen von Hanuabade erst wenn sie heirathen. Dann werden zwei breite Streifen vom Hals zur Brustgrube hergestellt, sodass es aussieht, als ob sie zwei Halsorden angelegt hätten.

Die Frisur der Frauen ist wie die der Männer, dasselbe gilt von dem in den Ohren, an den Armen und dem Hals getragenen Schmuck. Ganz verschieden dagegen ist die Bekleidung: ein Fasergürtel, bezw. ein Wulst von gespaltenen Pandanusblättern, reicht von den Hüften zum Knie und verbirgt diesen Theil des Körpers vollständig. Da diese Röckchen bei den taillenlosen Mädchen stets herabrutschen wollen, suchen sie sie durch eine kleine Beugung nach vorn festzuhalten. Hierdurch und infolge der Gewohnheit, alle Lasten

nebst dem Baby in einem, durch ein Stirnband festgehaltenes Netz auf dem Rücken zu tragen, haben alle Frauen ein stark durchgebogenes Rückgrat und einen ganz merkwürdigen Gang, wie ich ihn vorher noch nie gesehen habe. In der Jugend ganz hübsch, verfallen die Damen schnell sobald sie Mutterfreuden kennen gelernt haben. Noch relativ jung, werden sie alte Weiber, deren geringe Schönheit nicht dadurch gehoben wird, dass ihre Zähne durch starkes Betelkauen verderben, die Haut zusammenschrumpft und dunkelt, sodass die Tätowirung kaum noch erkennbar ist, und sie selbst nicht mehr soviel auf sich halten, dass ihnen ihr Haarschmuck noch von Werth erscheint, den sie vernachlässigen, bis sie ihr Haar entweder kurz schneiden oder den Schädel ganz kahl rasiren.

Berühmt sind die Frauen von Hanuabade wegen ihrer Topfwaren. Der braungelbe Thon wird an der Sonne getrocknet, sortirt und geschlemmt, darauf zuerst der Boden des herzustellenden Gefässes wie ein dicker Pfannkuchen geklopft, dann ein Stein in die linke Hand genommen, eine Handvoll nasser Lehm darauf geklatscht und mit der Rechten der hölzerne Schläger gehandhabt, bis die gewünschte Form erreicht ist. Stein und Schläger werden durch Eintauchen in Wasser stets nass gehalten. Der Schläger ist gerippt aber nicht, um damit Muster herzustellen, sondern nur um mehr Halt zu finden. Alte zerbrochene Töpfe werden höchst kunstvoll ausgebessert. Die Arbeitsstätte ist stets die Frontveranda.

Im Frühjahr — Oktober — machen die Männer dann ihre Schiffe segelfertig, um mit den Waren handeln zu gehen. Von Einbäumen lagen vielleicht hundert am Ufer, die ungefähr 15 bis 18 *m* lang, 1 *m* breit und an beiden Enden durch Schnitzwerk verziert waren. Aus diesen Riesenbooten werden Fahrzeuge hergestellt, die mehr unserem Begriff von Flössen entsprechen. Die gewöhnlichste Form ist die, dass man an ein in die Mitte genommenes Kanu ohne Ausleger rechts und links eins, zwei oder mehrere andere Boote mit Auslegern anfügt; Mr. Chalmers sah bis sechzehn solcher Kanus zusammen verbunden. Maste werden auf ihnen errichtet, und Matten, aus Kokos- oder Pandanusblättern geflochten, dienen als Segel. Diese Fahrzeuge werden mit den Töpfen beladen, dann segelt die Flottille mit etwa hundert Leuten der Küste entlang nach Westen zu und tauscht dagegen Sago, Betelnüsse, Speere, Schmucksachen, Armbänder, Bastgürtel, Eberzähne und anderes mehr ein.

An einer Stelle des Kanus liegt stets auf einer Schicht von kleinen Kieselsteinen ein glimmender Ast für den *Baubau*. Der *Baubau* ist der Ersatz für unsere Pfeife; er besteht aus einem Stück eines an einer Seite offenen Bambus, mit einem Loch am oberen Rand des entgegengesetzten Endes, und einer kleinen Düte, die aus irgend einem gerade vorhandenen Blatt gewickelt wird. In diese Düte kommt soviel Tabak wie für ungefähr eine halbe Cigarette bei uns

reichen würde, dann steckt man sie in das Loch des Bambus, zündet den Tabak an und beginnt am offenen oberen Ende des Rohres zu ziehen. Sobald der Rauch in den Mund des Saugenden dringt, hört er auf, nimmt die Düte aus dem kleinen Loch, saugt aus diesem einen Athemzug, oder höchstens deren zwei, und reicht den Baubau dem oder der Nächstsitzenden. Der Nachbar inhalirt ein- bis zweimal und reicht die Pfeife weiter, während er den Rauch ausathmet. Da der *Trade*-tabak sehr stark ist, so schneiden die Rauchenden dabei ein Gesicht, wie unsereiner, wenn er einen starken Schnaps trinkt. Mehr als sechs bis acht Züge enthält der Baubau nicht. Er wandert von Hand zu Hand zu Nummer Eins zurück, der die Düte wieder hineinsteckt und je nach Belieben von neuem anzündet, oder den Baubau bei Seite legt.

Der Tabak ist hier beinahe das ausschliesslich übliche Geld; er kommt in schwarzen, Siegellackstangen ähnlichen *Sticks* in den Handel und 26 hiervon zu einer Platte zusammen geschweisst wiegen 0,5 Kilo und gelten 2,5 Schilling; der einzelne davon, den man wieder in beliebig viele Stücke zerbrechen, bezw. zerreissen, kann, hat also einen Werth von ungefahr 10 Pfennig. Für eine Stange kann man schon viel erreichen; sie entspricht der Vergütung für eine Dienstleistung, die man in Europa etwa mit 2 Mark honoriren würde. Ausser Tabak und Betel kennen die Papua von Port Moresby keinerlei Stimulantia; dem Branntwein sind sie vollkommen abgeneigt. Der Ver-

kauf und das Verschenken von Schnaps ist natürlich den Händlern streng verboten. Für die Kontrolle sorgen die Missionare; bis jetzt ist diese leicht, weil noch gar keine Nachfrage nach diesem sonst so oft begehrten Artikel vorhanden ist. Am Flyriver kennen und trinken die Eingeborenen Kawa, die dort wächst; Betel kennen sie an der Mündung des Flusses nicht, wohl aber stromaufwärts wo Betel und Kawa gleicherweise bekannt sind.

Die Waffen in Hanuabade bestehen aus Pfeilen, Bogen und Lanzen. Am Flyriver und weiter westlich fehlt die Lanze; östlich von Port Moresby fehlen Pfeil und Bogen. Die *Policemen* haben die bekannten Teller- oder Diskus-Steinkeulen. Mit Pfeil und Bogen wissen die jungen Männer von Hanuabade gut umzugehen; dabei nehmen sie den Bogen in die linke Hand und ziehen die Sehne an, indem sie dieselbe von oben mit dem rechten Daumen, von unten mit den eingedrückten Zeige- und Mittelfinger fassen, während der links vom horizontal gehaltenen Bogen gelegte Pfeil zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand ruht. —

Am nächsten Morgen wollte ich wieder nach Hanuabade fahren, doch war es schwierig, ein Kanu aufzutreiben, denn frühzeitig waren mindestens vierzig Boote, mit Auslegern und je zwei rechteckigen Segeln, zum Fischen in See gegangen. Endlich gelang es, einen ziemlich grossen Einbaum mit drei Weibern, einem jungen leidlich hübschen (Tafel XXXIII) und zwei alten häss-

lichen, aufzutreiben. Mit Tabak reichlich versehen segelten wir ab. Leider lag circa eine halbe Meile von Hanuabade entfernt ein Kutter vor Anker, der Sago von der Westküste gebracht hatte und der von kleinen Kanus umschwärmt war. Ohne sich um mich im geringsten zu kümmern, hielt auch die Besatzung meines Bootes auf ihn zu, band, daselbst angekommen, unser Fahrzeug an eine Stange, die sie in den seichten Meeresboden einstiess, und kletterte unverzüglich an Bord, sodass mir nichts anderes übrig blieb als ihr zu folgen. Nun begann bei unglaublichem Geschrei und Geschnatter das Handeln und Feilschen. Der Sago, der sauer roch und sehr unappetitlich roth aussah, war in eiförmige Klumpen von etwa 7 Kilo in Blätter verpackt, die oben in einen Handgriff zusammenliefen. Um der Sache ein Ende zu machen, kaufte ich drei Lasten, worauf die Weiber befriedigt waren und sich zur Weiterfahrt entschlossen. Als wir ins Nativedorf kamen, waren aber leider auch da beinahe alle Männer, Mädchen und jungen Frauen auf den Fischfang gegangen und die Bevölkerung bestand fast nur aus Kindern und alten Weibern. So konnte ich nicht einmal etwas erwerben. Allerdings war auch erschrecklich wenig hier zu holen und das Wenige war meist ekelhaft schmutzig. Nach etwa zweistündigem Aufenthalt traten wir deshalb wieder die Rückreise an, die ziemlich lange dauerte, weil wir keinen Wind hatten und dem Ufer folgen mussten, während die Weiber ab-

wechselnd paddelten, mit Stangen stiessen oder »baubauten«. —

An einem der folgenden Tage stellte mir Mr. Chalmers in liebenswürdiger Weise die schmucke kleine Niue zur Verfugung, um mit einem Missionar nach der achtzehn Meilen östlich gelegenen Insel Tupuselei zu fahren. Da uns eine scharfe Brise gerade entgegen kam, mussten wir lawiren, hatten dafür aber die sichere Hoffnung, desto rascher abends die Rückfahrt zurückzulegen. Der Blick auf die bergige Küste und die dahinterliegende, von Westen nach Osten sich erstreckende, zackige Astrolabe - Kette war wundervoll. Zuerst passirten wir das die Moresby-Bai bildende Vorgebirge mit einem vorgelagerten, für die Schiffahrt nicht gerade angenehmen Felsen, um nach einstündiger Fahrt in die Pinacle-Bai einzulaufen, wo wir ein kleines Dorf am Ufer erblickten. Erst ungefähr gegen Mittag kamen wir vor Tupuselei an. Ein grosses, aus Pfahlbauten bestehendes Dorf nahm sogleich alles Interesse in Anspruch. Leider war weder der, aus Samoa stammende, Kapitän noch einer von unseren Matrosen bis jetzt hier gewesen, und da das Ufer sich voller Riffe erwies, so wagte sich *Captain Bob* nicht an das Dorf heran, sondern hielt etwa eine halbe Meile ab und segelte ebensoviel weiter östlich, um dann gerade auf die Küste zuzuhalten, auf der wir einen sandigen Strand zu bemerken glaubten. Das Meer wurde aber rasch so untief, dass wir auf gute Büchsenschussweite vor Anker gehen mussten.

In einem erbärmlichen *Dinghi* fuhren der Missionar und ich an Land, aber ehe wir es uns versahen, blieb das Ding stecken und wir waren gezwungen auszusteigen und zu Fuss unser Fortkommen zu suchen. Der für sandig gehaltene Strand erwies sich als weicher warmer Schlamm, durch den wir knietief waten mussten, aber nicht etwa geradeswegs auf die Küste zu, denn die war durch Mangroven versperrt, sondern um diese herum nach dem Dorf zurück. Dieser Marsch in den glühenden Sonnenstrahlen der Mittagsstunde durch geradezu kaubare Fieberatmosphäre, triefend von Schweiss und Schlamm, wird mir immer in der Erinnerung bleiben. Endlich erreichten wir das erste Haus, das ganz freundlich aussah und wo wir von dem *Native Teacher* aus Tonga, der seit 14 Jahren hier lebt, auf das herzlichste empfangen wurden. Er zog uns zu Ehren ein Hemd an und seine Töchter und Nichten brachten uns, nachdem sie seinem Beispiel gefolgt waren, Kokosnüsse, um uns zu erquicken. Der Trank wirkte, weil kühl, sehr labend, aber durchaus nicht durststillend, ebensowenig wie etwa süsse Limonade oder Zuckerwasser es gethan haben würde. Ablehnen kann man aber die gebotene Nuss nicht gut. Wird mir sonstwo eine gereicht, so nehme ich, um der Form zu genügen, stets einen Zug und gebe sie dann der Spenderin zurück oder irgend einer andern Schönen, die die Nuss gewöhnlich verlegen mit beiden Händen entgegennimmt, sie an den Mund setzt, den Kopf mit

einem Ruck in den Nacken wirft und dann das kühle Nass in sich hineinrieseln lässt; ein Anblick, an dem Bildhauer wie Maler sich gleicherweise erfreuen würden und der der Nachbildung wohl werth wäre: ein prachtvoller, unverhüllter, goldbrauner Oberkörper in dieser Stellung. Auffallend war die Tätowirung der Schwiegertochter des Lehrers, die nur am Kinn ganz wie eine Maori gezeichnet war. Sie sah überhaupt gar nicht papuanisch aus, trotzdem sie aus Tupuselei stammte; über die Tätowirung gab sie keine Auskunft, sie hatte Angst, vor uns davon zu reden.

Nachdem wir uns gelabt, besichtige ich das Dorf, das viel schöner und grösser ist als Hanuabade. Es besteht *de facto* aus drei Häuserreihen von je über dreissig Hütten Front. Zuerst der richtige Pfahlbau im Meer; diese Häuser sind meist verlassen, warum, habe ich nicht erfahren können. Dann kommt der hier aus weissem Korallendetritus bestehende Strand, darauf eine schmale mit Kokospalmen und Bananen bewachsene Zone, die die Gärten der zweiten Häuserreihe darstellt. Hat man diese passirt, so befindet man sich in einer breiten, gutgehaltenen Strasse mit zwei Häuserreihen, hin und wieder umgeben von Palmgruppen und dem ganzen Zauber tropischer Scenerie: heulenden Hunden, kreischenden Papageien, neugierig vorbeihuschenden Mädchen und krankhaften Kindern. Das Interessanteste waren drei prachtvoll geschnitzte Stämme eines alten *Dubu*-Hauses, von dem sonst nichts mehr übrig war. Gern

hätte ich sie mitgenommen, doch musste ich mich mit dem Photographiren derselben begnügen.

Der Tonganer hatte unterdessen ein Huhn ermordet und leider im Kessel statt im Südseeofen gekocht. Die Mädchen deckten den Tisch sauber mit Tapa, brachten das unglückliche Opfer, dazu gedämpfte Kürbisse, rothe und weisse Yamswurzeln, Salz, Thee, Kokosnüsse und auf meine wiederholte Bitte endlich auch kühles Regenwasser. Nachdem angerichtet worden war, verschwand der Hausherr von der Bildfläche. Trotzdem mussten wir, bevor wir zugriffen, laut beten, um keinen schlechten Eindruck auf ihn zu machen. Während des Essens hatte unser Wirth nach einigen ethnographischen Gegenständen geschickt, die mir bei meiner Wanderung aufgefallen waren, sodass ich diese, ehe wir wieder aufbrachen, noch erwerben konnte.

Glücklicherweise brauchten wir nicht wieder durch den Koth zurückzuwaten, da uns einige Papua für ein paar Stangen Tabak in ihrem Kanu zurückzurudern versprachen. In zehn Minuten waren wir so an Bord, setzten die Segel und — sassen nach zehn weiteren Sekunden auf einem Korallenriff fest. Anderthalb Stunden pufften wir auf diesem herum, ohne loszukommen; der Wind wurde immer särker und unsere Lage immer kritischer. Unser dunkler Kapitän benahm sich ausgezeichnet; er schwamm mit einem kleinen Anker unter dem Arm circa hundert Meter weit und liess dann den Anker fallen. Wir holten ein, aber

der Anker hatte nicht gefasst. Darauf wurde ein zweiter Versuch mit einem schwereren Anker gemacht, den die Matrosen aus dem Dinghi werfen mussten, auch dieser schlug fehl. Da erschienen als Retter in der Noth unsere Freunde von Tupuselei, etwa fünfundzwanzig Männer in fünf Kanus, an ihrer Spitze der brave Schulmeister; sie hatten die Sitze herausgenommen und gebrauchten diese, die sie wie Schilde vor sich hielten, als Segel. Mit Hurrah kletterten sie an Bord. Erst schien alles nur Getöse und Konfusion zu sein, dann erklärte der Samoaner dem Tonganer die Lage, dieser verdolmetschte das Gehörte den Papua und, sofort sprangen sechs bis acht der braunen Prachtkerle ins Wasser und tauchten nach den Ankern, deren Seile sich verwickelt hatten. Angstvolle Sekunden und Minuten vergingen, dann tauchten wieder acht spuckende und pustende Köpfe auf. Die Frisur war durch das Wasser kaum verändert. Etwas war nicht in Ordnung, was, weiss ich nicht; einer der Anker musste geopfert werden, daher der Ruf: »*A knife*«. Schnell warf ich mein Messer dem Nächsten zu, der ebenso schnell bis zum Nabel aus dem Wasser heraustrat, Luft schöpfte und dann, mit den Füssen nach unten, in die Tiefe schoss. Sekunden vergingen, lange, bange Sekunden, von denen zwar nicht unser Leben, denn wir waren seit Ankunft der Wilden ganz ausser Gefahr, aber doch das Schicksal des ausgeliehenen Missionsschoners abhing, dann ein Ruck

und das richtige Seil war durchschnitten, der Anker allerdings verloren. Nun wurde der erste Anker an der Kette gehisst, das ging leicht. Dann aber mussten wir uns an den zweiten heranziehen, von dem wir, seitdem wir vom Riff frei waren, mächtig abtrieben, und da begann der Scherz für die Papua. Vielleicht schrien sie mehr als sie zogen, aber wir kamen doch vorwärts. Ich arbeitete mit trotz der sicheren Ueberzeugung, am Abend Fieber zu haben. Plötzlich ertönte ein Signalwort; die Segel gingen in die Höhe, der Anker wurde im Wasser sichtbar — wir waren frei. Das jetzt losbrechende Freudengeheul allein lohnte das kleine Abenteuer. Wir schenkten den Leuten unseren ganzen Vorrath an Tabak, ungefähr 200 Stangen: Freude wird darob für lange Zeit herrschen in Tupuselei! —

Nahe der Südspitze von Neu-Guinea liegt, von Port Moresby 243 Meilen entfernt, die Insel Samarai, die das nächste Ziel des Titus bildete. Sie ist zwar nur klein, aber begabt mit dem ganzen Zauber der Südsee: grünes Meer, blauer Himmel, weisser Strand mit reicher, tropischer, von Kokospalmen überragter Vegetation, die mich sehr an die Minahassa erinnerte. Schon vom Schiff aus erkennt man die Taroplantagen und die Pflanzungen von Yamswurzeln, die die Bewohner angelegt haben. Letztere sind aber keine Eingeborenen der Insel, sondern zumeist hierher verbannte Verbrecher, denn Samarai dient als Gefängnis. Der Durchmesser

der Insel beträgt etwa eine halbe Meile, in einer Stunde kann man das ganze Eiland bequem zu Fuss umkreisen. Früher war es ein grosser Sumpf und sehr ungesund, jetzt ist es durch allerhand Anpflanzungen zu einem kleinen Paradies geworden, in dem sich die Palmhäuser der Farbigen, hier der schwarzen Polizei, viel besser ausnehmen als die schauderhaften Wellblechkästen der Europäer. Vierzehn grosse und kleine Segler lagen auf der Rhede, drei davon gehörten den Missionaren, der Rest war Eigenthum der Firma Burns Philp & Co., oder stand zu dieser in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis. Wir legten an einer, allerdings noch nicht ganz fertigen, von der Firma erbauten Landungsbrücke an.. Natürlich hat diese auch hier grosse Lagerräume, da ein bedeutender Austausch mit den umliegenden Inseln besteht, und man noch auf eine grössere Zukunft von Samarai hofft, das von jetzt ab als Zugang zum Mombare dienen soll. Die Dampfbarkasse, die auf unserem Deck gelegen, wurde hier gelöscht, um die Goldsucher zur See nach der 240 Meilen entfernten Mündung des Flusses zu bringen, worauf die ebenfalls dorthin gesandten Pferde, die wir hier auch ans Land setzten, Gepäck und Leute noch 45 Meilen weiter stromaufwärts führen sollen.

Links von dem Lagerhaus führt ein Pfad nach mehreren zerfallenen und zerfallenden Palm- und Bambushütten, in denen kranke Menschen hausten, die auf irgend eine Beförderung nach dem Fiebereldorado

Mombare oder zurück nach Cooktown lauerten, und wendet sich von da nach zwei kleinen Hügeln, auf denen die Wohnungen eines Beamten und des Vertreters von Burns Philp & Co. liegen. Folgt man ihm nach rechts dem Ufer entlang, so hat man zur Rechten mit der Front nach dem Meer zu das *Post-Office*, das zugleich Regierungsbüreau ist, und dann eine Reihe von Schuppen, die theils als Kohlen- und Kopradepots, theils als Massenquartier für eine Gesellschaft von circa 100 Schatzgräbern, Händlern, Matrosen und *Beach-combers* dienen, die sich hauptsächlich aus Griechen, Perlfischern von Thursday Island, Tagalen, Kap Verde-Negern, Chinesen, Maltesern, Japanern, Schweden, Norwegern, Engländern, Australiern u. s. w. zusammensetzt. Zur Linken kommt man zuerst an einem Wellblechgebäude vorbei, das einer europäischen Familie als Unterkommen dient, dann folgen das Etablissement eines Händlers und zwei Hotels, die mit kranken und gesunden Goldgräbern überfüllt sind. Bald darauf erreicht man ein weisses Holzgitter, das das der Regierung gehörige Grundstück von dem des *profanum vulgus* scheidet. An dem Gitter hält ein *Native Policeman* Wache und präsentirt mit seinem Knüppel. Wir folgen einer ziemlich sauber gehaltenen Allee von Kokospalmen und erreichen nach wenigen Minuten die idyllisch am Strand gelegene, aus Bambus, Gabagaba und Palmblättern auf Pfählen erbaute Hütte, in der der *Resident-Magistrate* haust; Kuche und Diener-

wohnungen liegen dem Gebäude gegenüber, daneben die Baracken der Flyriver Papua native police.

Weiter gehend kommt man zu dem Gefängnis. Zwölf grosse Schlafräume gewähren Platz für etwa 90 bis 100 Gefangene. Die Verbrecher werden vom Festland und den Inseln hierher gebracht und müssen in den Pflanzungen oder in einem Steinbruch, oder an der Verbesserung der Wege und anderer nützlicher Einrichtungen arbeiten. Vor kurzem hatte der Resident einer Gold Mining Company 60 Gefangene versuchsweise überlassen. Darüber war in Australien ein so grosser Lärm entstanden, indem die Sache als Sklavenhandel hingestellt und besprochen wurde, dass wir noch darunter zu leiden haben sollten, denn als der Regen plötzlich mit der ganzen tropischen Macht einsetzte und unsere, so wie so nur widerwillig arbeitenden Leute in der Kälte strikten, war der Resident durch nichts zu bewegen, uns einige Gefangene zur Aushülfe zu leihen, obgleich er den armen Teufeln gern den hohen Lohn gegönnt hätte, den der Kapitän zahlen wollte. Interessant war Ginger, ein infam aussehender Kerl von rothbrauner Hautfarbe mit rothem Haar und Schnurrbart; ein Haupthallunke, der theils sein Leben im Gefängnis verbringt, theils als Unteroffizier der *Native Police* Dienst thut. Augenblicklich brummte er wieder einmal, weil er auf irgend einer Insel auf eigene Faust eine Polizeistation gegründet und die Eingeborenen nach Herzenslust ausgebeutet hatte.

Wenden wir uns, an einem Steinbruch angekommen, nach rechts den steilen Weg hinauf, so gelangen wir zuerst nach dem Haus eines jungen Mannes, der als Beamter sechs bis acht Funktionen in sich vereinigt, und dann nach dem *Flagstaff*, dem höchsten Punkt der Insel, von dem man über die Palmhaine hinweg einen wunderbaren Rundblick auf das brandende Meer und die umliegenden Inseln hat.

Auch auf dieser Insel herrschen die beiden Unannehmlichkeiten, dass Weisse nichts von den Bewohnern kaufen können und dass es kein Quellwasser giebt. Während ich neulich den Residenten besuchte, kommt dessen Koch mit der freudigen Meldung gelaufen, dass ein Papua auf der kleinen Landungsbrücke hinter dem Haus einen grossen Fisch gefangen hätte. Wir gehen schleunigst dahin und der höchste Vertreter Ihrer Majestät, der sich gern mit einem Stück von dem Thier begnügt hätte, fragt den Besitzer: »*You sell me one fellow piece?*« »*Oh no*«, ist die Antwort, »*me kaikai myself!*« — Das Quellwasser lässt sich schliesslich entbehren, da immer genug Regenwasser vorhanden ist. Seit den wenigen Tagen, die wir hier sind regnet es derart, dass alles an Bord zu faulen und zu stinken beginnt.

Täglich kommen viele Kanus mit Auslegern von den umliegenden Inseln, zumal von Sariba an. Die Ruder sind lanzenförmig spitz, manchmal haben die Leute aber gar keine und rudern mit den Händen.

Gesungen wird dabei niemals, während die Kerle sonst Lärm genug vollführen und z. B. das Kreischen beim Löschen der Waren ohrenbetäubend ist. Nach Ankunft wird das Kanu ans Ufer gezogen, dann lungern seine Insassen eine Zeitlang am Strand herum, bringen Burns Philp & Co. vielleicht ein paar Perlmutterschalen, die sie gegen Tabak und Streichhölzer eintauschen, und ziehen darauf wieder von dannen.

Auffallend ist es, dass nur sehr wenig Frauen und wohl gar keine Papuamädchen auf Samarai wohnen. Der Grund ist darin zu suchen, dass vor einigen Jahren ein Saribamädchen hier von einem Weissen bösartig angesteckt wurde, worauf das arme Frauenzimmer wie eine Aussätzige in den Busch gejagt worden war, wo sie ihr Dasein kümmerlich fristete, bis sie elendiglich zu Grunde ging. Seitdem haben die Häuptlinge auf allen umliegenden Inseln den Weibern streng jeden Verkehr mit Europäern verboten.

Ein anderes Verbot, das aber der alles verbietende Dr. Mac Gregor gegeben hat und das dahin lautet, dass nicht mit Dynamit gefischt werden darf, wird vielfach umgangen. Ich sah allein drei Leute, die bei diesem Scherz eine Hand verloren hatten. Einer derselben, ein alter Grieche, hatte sich selbst die zerschmetterte Linke amputirt, der später der ganze Arm folgte. Auch unser Koch warf von der Landungsbrücke aus eine entzündete Patrone ins Wasser und kaum war sie explodirt, als alle *Boys,* Arbeiter, das Löschen vergassen und köpf-

lings ins Meer sprangen. Der Ertrag bestand in mehreren Eimer Fischen, abgesehen von denen, die von Liebhabern getaucht und weggeschafft worden waren.

Ein trauriges Ereignis beschloss unsern Aufenthalt in Neu-Guinea. In Port Moresby hatten wir einen fieberkranken *Miner* an Bord genommen, der dort drei Wochen im Regierungs-Lazareth gelegen hatte, wofür er 17 £ hatte bezahlen müssen. Zwei Tage nach der Ankunft in Samarai starb er daselbst. Seine Leiche segelte in einem kleinen Regierungsboot nach einer Nachbarinsel, da auf Samarai Niemand mehr begraben werden darf."

Zwei und einen halben Tag brauchte der Titus von Samarai bis Narovo, der ersten Insel der Salomo-Gruppe, die angelaufen wurde.

„Die Fahrt war angenehm, weil nach der heissfeuchten Küstenatmosphäre die Seeluft den Körper neu belebte, schön, weil man täglich in grösster Nähe, oder nur wenig weiter ab, an reizenden Inseln vorbeikam, und interessant, weil der Kapitän selbst nicht genau wusste, welche Station er zunächst anlaufen würde. »Das hängt,« meinte er diesmal und späterhin noch öfters, »ganz vom Mondlicht und den Sternen, sowie von Wind und Strömungen ab.« Glücklicherweise war keiner dieser Faktoren direkt gegen uns, sodass wir unsere vorgezeichnete Route ziemlich genau einhalten konnten.

Sowie wir in die, wie eine Lagune zu Füssen eines Vulkans schön gelegene, Narovobucht einbogen, sah man an den uns entgegenkommenden Leuten, dass wir uns einem ganz andern Volk gegenüber befanden, als wie in Neu-Guinea. Schon die Boote, in denen sie, noch ehe der Anker gefallen, unsern Dampfer umringten, waren anders als dort, und fielen sogleich dadurch auf, dass sie keine Ausleger hatten, aus Brettern und Planken zusammengenäht und gepicht, vorn und hinten reich mit eingelegtem Perlmutter und Muscheln geziert waren, und öfters am vordern Ende aus Holz geschnitzte, roth, weiss und blau bemalte Vögel und Götzen trugen. Die Gestalten, die bald darauf an Bord kletterten, waren ungemein dunkel und schienen ihre auffallend starke und sehr rauhe Behaarung zugleich als Bekleidung zu betrachten, denn ausser vielem Schmuck trugen sie fast nichts am Körper.

Die Männer sind ungemein schwarz und je schwärzer Einer ist, desto vornehmer dünkt er sich. Sieht man ein helleres Individuum, so ist es beinahe immer ein geraubter Sklave, z. B. von Malaita, der aufbewahrt wird, um geopfert und verspeist zu werden. Die Haare sind fuchsig oder flachsfarben gefärbt. Die Kopf- und Körperbehaarung ist wie gesagt eine sehr starke, zumal die Oberschenkel sind mit fuchsigbraunen Negerlocken dicht bedeckt. Ganz charakteristisch ist ein kleiner Knebelbart zwischen Kinn und Hals. Unangenehm berührt der starke Geruch der Leute. Die Männer be-

nutzen ein Palmblatt, um ihre Scham zu bedecken, die Weiber entweder auch ein solches oder ein Stück eines geklopften, blaugrün gefärbten Baumbastes. Beschneidung wird in den englischen Salomo-Inseln nicht geübt, doch ist die Sitte nicht unbekannt. Die Männer sind furchtbar eitel und viel mehr geschmückt als die Frauen: ein grosser Perlmutterschmuck bedeckt die Brust, echte und unechte Muschelringe glänzen am Oberarm, Halsketten aus Muschelgeld oder importirten Hemdenknöpfchen, die übrigens sehr gefällig aussehen, riesige Ohrpflöcke, Nasenpflöcke, bunte Blumen und Blätter, weisse, blaue, rothe, schwarze Striche und Tätowirungen zieren den Körper. Blaue europäische Glasperlen sind zur Herstellung der Schmucksachen sehr beliebt.

Der grösste Schatz ist ein Walfischzahn mit geschlossener Wurzel, der aber nie getragen wird. Er repräsentirt einen enormen Werth. Hat ein Insulaner einmal einen solchen gegen, sagen wir, eine Ladung Kopra, seinen ganzen Besitz an *Curios* und ein bis zwei jungfräuliche Töchter eingetauscht, so vergräbt er ihn irgendwo im Urwald. Glaubt er sich hierbei beobachtet, so stiehlt er sich oft mehrere Nächte hinter einander aus seiner Hütte, gräbt den Schatz wieder aus und verbirgt ihn an noch sicherer Stelle. In den meisten Fällen stirbt er, sei es auf natürlichem Weg oder mit Nachhülfe, ohne jemals zu verrathen, wo er ihn geborgen! Nach den Walfischzähnen kommen dem Werth nach die *Tridacna*-Armringe, die aber schon mehr die Rolle

von Geld spielen. Der Werth der dünnen entspricht etwa einem Pfund Tabak, einer Axt, einem wollenen Hemd und dergleichen, viel werthvoller sind die dicken und breiten. Sie bilden ebenso wie die kleinen Fischhaken aus Perlen einen Ausfuhrartikel zum Austausch von Bougainville-Speeren. Die Eingeborenen thun im Grunde nichts anderes, als sich mit dem Schleifen dieser Ringe zu beschäftigen. Dabei wird zuerst in dem dicken Theil der Tridacna mit einem Drillbohrer ein Loch gebohrt, durch das man einen Draht zieht, der zuweilen sägeartig gezahnt ist, und der später, wenn Platz geworden, öfters durch ein altes Fasseisen ersetzt wird. Dieses spannt man wie eine Laubsäge in einen starken, am oberen Ende mit einem Stein beschwerten, Bogen und sägt nunmehr unverdrossen Tage, Wochen und Monate, bis ein kreisrundes Stück vom äusseren Durchmesser des Ringes herausgearbeitet ist. Hierbei geht alles wie beim Kanubau nach dem Augenmass. In diesen Klumpen wird ein zweites Loch gebohrt und in derselben Weise der innere Kreis herausgesägt. Dann beginnt das ebenso langwierige Poliren mit Sand und Wasser auf Kieselsteinen, und zwar das Innere auf einem cylindrischen Kiesel, das Aeussere auf ausgehöhlten Schleifsteinen; man unterscheidet glattpolirte Ringe und solche mit scharfen Kanten. Ich sah einen Herrn, der neunzehn dieser Gegenstände an beiden Armen trug. Aus dem Kern stellt man dann oft noch kleinere Ringe her, die

zu Ohr- und Halsschmuck, sowie für die Schädel im *Tambu*-Haus verwendet werden, immerhin aber liegen diese Kerne auf Narovo in solchen Mengen herum, dass man auf Schritt und Tritt deren findet.

Leider haben die Händler eine ganz gewöhnliche Imitation aus Steingut oder Porzellan eingeführt, die auch leider sehr beliebt ist, da sich diese Ringe viel billiger stellen, als die echten. Ganz breite fanden anfangs keinen Anklang. Darum warfen sie die Händler ins Wasser. Da fingen die Eingeborenen an, Tage lang darnach zu tauchen und tragen sie jetzt mit besonderem Stolz.

Den Oberarm oder das Schulterblatt mit dem Bilde eines Fregattenvogels tätowirt zu haben, scheint als besonders schön zu gelten. Auch Narbentätowirungen, Schnitt- und Brandwunden sieht man auf Schritt und Tritt. Männer und Frauen sind in Folge der Jahrhunderte langen Kopfjagden ungemein zurückhaltend, scheu und merkwürdig still, so singen sie z. B. nie beim Rudern. Drei Jahre Arbeit in Queensland oder auf den Fidschi-Inseln thun ihnen aber ebenso gut, wie die dreijährige militärische Dienstzeit unseren Landsleuten. Unregelmässigkeiten mögen bei der Anwerbung manchmal vorkommen, aber wie lange ist es her, dass bei uns Rekruten, oder gar bei den Engländern Matrosen gepresst wurden! Wer eine solche Zeit durchgemacht hat, hat auch gelernt zu arbeiten und weiss, dass er für seine Arbeit bezahlt wird.

Die Währung ist hier die Einheit: 1 Pfeife, 1 Dose Wachsstreichhölzer, 1 Stange Taback, u. s. w.; die Arbeiter an Bord erhalten pro Tag 6 bis 8 Einheiten, also z. B. 4 Stangen Tabak, 1 Pfeife und 2 Dosen Wachsstreichhölzer. —

Unter den an Bord Gekommenen suchte ich mir einen tiefschwarzen Kerl, der in Queensland gewesen war und ganz gut *Pidjin*-Englisch verstand, als Führer heraus und fuhr mit ihm im Boot eines französischen Händlers, des einzigen hier lebenden Weissen, an Land, nachdem mir derselbe eingeschärft hatte, auf allen Salomo-Inseln folgende Punkte nie ausser acht zu lassen: 1. stets einen Revolver bei mir zu tragen, 2. nie einen Mann hinter mir gehen oder mich von Leuten umringen zu lassen, 3. nie auf irgend etwas zu bestehen, wenn Jemand »Nein« gesagt hat. Am Land nahmen wir den Weg durch den hohen, dichten Urwald, theils dem Strom folgend und über Steine, Mangroven und gefallene Baumstämme kletternd, theils auf ganz schmalem Pfad uns einen Weg durch dichtes Gras und Schlinggewächse bahnend. Die Hitze war überwältigend, zumal in Folge der Feuchtigkeit, die Scenerie prachtvoll. Schon nach wenigen Schritten kamen wir an Hütten. Eine Unmenge gelb und schwarz gestreifter Schweine begrüsste uns, die kleinen waren so zahm und zum Spielen aufgelegt, wie bei uns junge Hunde. Freudig grunzend kletterten sie uns über den sehr beschwerlichen Weg nach und mussten erst mit Steinen

nach ihrem *Home* zurückgescheucht werden. Von einer Ansiedelung oder gar einem Dorf kann man kaum sprechen. In Abständen von mehreren hundert Schritten trifft man auf ein bis zwei Hütten, die meist mit lebenden Hecken umgeben sind, um die sich dann Kokos- und Arekapalmen, Kanarien- und Pandanusbäume u. s. w. gruppiren. Die Hütten sind oval, stehen auf einer etwa 50 *cm* hohen cyklopischen Steinmauer und sind aus Bambus und geflochtenen Palmblättern hergestellt. Ihre Grösse ist ganz verschieden; es giebt Schuppen, die manchmal kaum Raum für drei Schlafstellen haben, und solche, die dreissig bis vierzig Menschen aufzunehmen vermögen. Die kleinen haben eine niedere Thür, die grösseren zwei, eine vorn und eine hinten an der ovalen Schmalseite. Das Innere ist nicht einladend, es ist dunkel, meist übelriechend und feucht, weil die Hütten direkt auf dem Boden stehen. Die Lagerstätten sind aus Matten hergestellt, die über hölzernen Knüppeln liegen, ein ebensolcher Knüppel bildet auch das Kopfkissen. In den Dachsparren stecken die, zumeist von Bougainville eingetauschten, Lanzen und hängen lange Reihen von Fischskeletten, Schweineunterkiefern und Köpfen von Fregattenvögeln, aber keine menschlichen Schädel mehr. Kalebassen mit Blattstöpseln, in denen man das Trinkwasser aufbewahrt, zieren die Wände. Alles ist von glänzendem schwarzem Russ überzogen. Auch hier ist es ausgeschlossen, von den Eingeborenen

etwas einzutauschen. Wie sie dem Trader keinen Fisch, keine Taro oder Yamswurzeln überlassen, so verweigerten sie auch mir jeden Kauf, indem sie einfach jedesmal die Ausrede gebrauchten, dass der Besitzer des betreffenden Gegenstandes nicht zugegen sei.

Von den Bewohnern waren überhaupt nur Männer und einige abschreckend hässliche alte Frauen zu sehen, alle übrigen weiblichen Wesen hatten sich, sowie unser Dampfer in Sicht gekommen war, im Busch verstecken müssen. Jeder Mann trägt unter dem linken Arm eine, an einem Bastfaden von der Schulter herabhängende, geflochtene Tasche, die alles das enthält, was er unausgesetzt braucht, nämlich Tabak, eine Pfeife, Streichhölzer, Arekanüsse, Betelblätter, ein bis zwei der hübschen kleinen Perlmutterangelhaken, den Kalkbehälter aus Bambus, in dem ein dünnes Stäbchen steckt, das fortwährend abgelutscht wird, und ein merkwürdiges Instrument aus geschnitztem Bambus, das zum Ausschöpfen der Kanus dient, aber auch zum Fang von Bonitos benutzt wird, indem man den Daumen in den Spalt steckt und aus dem Meer Wasser schöpft, wobei das entstehende Glucksen die Fische anziehen soll, die dann gespeert werden. Die Palmen, die die Hütten umgeben oder auch die, die im Urwald von einem Individuum gepflanzt sind, sind als Privateigenthum meist durch einen in den Boden gesteckten Stock, der oben gespalten ist, um einige Blätter halten zu können, kenntlich gemacht. Bei jeder

Wohnung waren ausserdem einige kleine Anpflanzungen von Taro und Yamswurzeln — grössere Felder sah ich davon nicht — zum Schutz gegen die Schweine eingehegt; die hierzu gebrauchten Stöcke hatten alle wieder Wurzel geschlagen und grünten. Diese Zäune kreuzten oft den schmalen Buschpfad; dann waren sie etwa in Thürweite bis auf 50 *cm* heruntergeschnitten und zu beiden Seiten davon befand sich ein etwa 25 *cm* hoher Pfosten in den Boden eingerammt, sodass man von Pfosten zu Pfosten treten konnte. Am Fuss von fast jeder hohen schlanken Palme steht ein altes Fass, eine Petroleumblechkiste oder ein ähnliches Gefäss und darüber ist ein um den Stamm geschlungenes Blatt befestigt, das den herabrieselnden Regen trichterförmig in den Behälter leitet. Vielfach finden sich kleine Kanus in den Wohnhäusern, die grossen aber werden in eigenen Schuppen aufbewahrt. Das Kriegsboot ist etwa 15 *m* lang und kann 20 *Fellow-men* fassen.

Die Kopfjagden haben in der letzten Zeit, dank der Thätigkeit der Kriegsschiffe, die rückhaltlos die Kriegsfahrzeuge zerstörten und die Schädel ins Meer warfen, abgenommen. Der Häuptling von Narovo ist aber trotzdem immer noch sehr gefürchtet.

Mein Führer war ein gelungener Kerl; er machte mich auf seltene Bäume und Pflanzen aufmerksam und brachte mich nach seinem Haus und dem seines Vaters, der mit einer furchtbaren Fusswunde darniederlag.

Aber obgleich ich ihm für dieselbe Sublimat und Verbandwatte versprach, wurden wir weder hier noch sonstwo freundlich aufgenommen. Nur ungern erlaubten die Besitzer der Häuser einen Einblick in dieselben, in denen oft irgend ein altes nacktes weibliches Scheusal hockte. Dagegen zeigten sie gern ihre Kanus, nie aber ihre Remington-Gewehre. Alle hatten Repetirgewehre und genügend Patronen, dafür sorgen die Trader. Einer von ihnen sagte mir: »wir Alle handeln mit Waffen, wir bekämen sonst gar keine Kopra. Thäte ich es nicht, so thät's mein Konkurrent und das ist mir schliesslich gleichgültig, ob ich mit einer Kugel erschossen werde, die ich selbst verkauft habe, oder mit einer andern«.

Nachdem wir einen weiten Marsch der Bai entlang gemacht, ruhten wir uns in einer Hütte, die nur durch einen schmalen Wasserstreifen von der gegenüber liegenden Insel Simbo getrennt war — wir konnten das Meer durch das Dickicht schimmern sehen — eine Zeitlang aus: sie war zwar auch dunkel, aber geräumig, circa ein Dutzend nackte Weiber und mehrere Männer waren damit beschäftigt, Kanariennüsse mit Steinen zu öffnen und die Kerne in zierlich geflochtene cylinderförmige Körbe zu verpacken. Dann brachen wir wieder auf, um den Begräbnisplatz aufzusuchen.

Er lag nur wenige Schritte vom Ufer entfernt im wüstesten tropischen Dickicht und bestand aus 8 *Sumatambu* mit je 15 bis 20 Schädeln. Von einem

Tambuhaus konnte man eigentlich nicht sprechen, es waren kleine Verschläge, wie etwa die Heiligenhäuschen oder Prozessionsstationen in katholischen Ländern, die auf Pfählen standen. Mehrere Leute waren uns gefolgt, aber Niemand wagte sich in die Nähe des Platzes, doch beobachteten Alle jede meiner Bewegungen auf das genaueste und brachen in unwilliges Geschrei aus, wenn ich irgend etwas berühren wollte. Die Art der Behandlung der Leiche war klar und deutlich; sie wird auf den Boden gesetzt und der Kopf durch ein Gestell aus Zweigen gestützt, auf dem er ruhen bleibt, wenn er sich von dem verfaulten Rumpf trennt, den man dann ins offene Meer jenseits der Bai wirft, während der Schädel in diesen Häusern beigesetzt wird. Ein Schwein, vielleicht auch ein Sklave, wird dabei geschlachtet und an Ort und Stelle verzehrt. Schweineunterkiefer hingen massenweise aufgereiht an den Bäumen. Manche der Schädel waren verziert mit falschen Augen aus kleinen Tridacnaringen, ebensolchen Anhängseln an Schnuren aus Rottang, vielen Armringen und allerlei barbarischem Schmuck aus Fisch- und Vogelköpfen. Leider erlaubte das Dickicht keine photographische Aufnahme des Platzes und musste ich mich mit einer flüchtig hingeworfenen Skizze begnügen. Während ich zeichnete, waren aber die Eingeborenen so ungemüthlich geworden, dass ich vorzog, mich wieder an Bord zu begeben und die kleine Ausbeute an ethnographischen Gegenständen, die mir trotz der

scharfen Beobachtung zu machen gelang, in Sicherheit zu bringen. Hätte ich einen Schädel genommen, so würde der französische Händler dafür sicher nach unserer Abreise totgeschlagen worden sein. Schon mein einfacher Besuch zeitigte unangenehme Folgen.

Am nächsten Morgen kam der Trader mit trübem Gesicht zum Schiff, erklärend, die Eingeborenen hätten allerlei Veränderungen am Tambuhaus bemerkt und seien sehr empört. Sie schienen dies benutzen zu wollen, um höheren Lohn zu erreichen, was ihnen auch schliesslich gelang. Natürlich war davon der Kapitän wiederum nicht sehr angenehm berührt, der trotz des Sonntags manch unchristlich Wort über die Lippen brachte und seine Wuth an Haifischen ausliess, die er zum grossen Vergnügen der Schwarzen schoss, wobei jede gebrauchte Patronenhülse sofort in das Nasenscheidewandloch irgend eines Zuschauers wanderte. Ich gesellte mich wieder zu meinem Führer und unternahm mit ihm die Besichtigung eines anderen Theiles der Insel, aber obgleich die Tour interessant war und wir zu Häusern kamen, die beinahe wie Festungen auf alten Steinhaufen lagen, kann man von einem Vergnügen beim Exploriren im Salomo-Urwald eigentlich nicht sprechen. Abgesehen von der steten Gefahr, erschlagen zu werden, von der feuchten Hitze, dem beinahe unpassirbaren Pfad, dem Ungeziefer und den Schlingpflanzen ist man beschwert mit photographischer Kamera, Revolver, Buschmesser und den so lästigen,

klebrigen, aber unerlässlichen Tabakstöcken. Ich war daher froh, als ich gegen Abend totmüde mein schwimmendes Heim erreichte und liess mich wenig dadurch stören, dass man hier nach Beendigung der Arbeit den Tag mit Gesang und Geigenspiel zu feiern begann. Da kam zur rechten Zeit ein furchtbarer Regenguss mit einem Getöse, das selbst zehn betrunkene Australier nicht überbrüllen konnten. »*This looks like rain again*«, meinte ein mitfahrender Engländer. Ich nahm den Franzosen in den Salon und liess mir von Narovo erzählen. —

Eine achtstündige herrliche Fahrt brachte uns von Narovo nach einer Rubiana genannten Ansiedelung auf Neu-Georgia. Wir passirten zuerst die drei grösseren Inseln Ronongo, Gizo, Kulambangara, die infolge der ewigen Kopfjagden heute beinahe unbewohnt sind, dann unzählige kleinere, die von Weissen noch niemals betreten wurden und an die wir oft so dicht herankamen, dass man sich auf einen der grossen südamerikanischen Flüsse versetzt glaubte. Es war wunderschön, der Dampfer ging ganz langsam, das Meer war wie glühendes Blei, leise plätscherten die Wellen gegen die Mangroven, oft berührten die Masten die Zweige der uns beschattenden Urwaldriesen, hier und da glitt ein Kanu mit Wilden, die sich nicht im geringsten um uns kümmerten, lautlos an uns vorbei, nirgends war eine Hütte oder eine Ortschaft zu entdecken, eine majestätische Ruhe umgab uns, die nur hässlich durch

das Knallen unserer Nimrode gestört wurde, die vorn im Schiff auf harmlose Krokodile und Haifische schossen. Zwei weisse Händler leben in Rubiana oder vielmehr auf kleinen Inseln dicht an der Küste, da die Trader im allgemeinen, der Sicherheit halber, nie ihre Wohnungen auf der Hauptinsel selbst aufschlagen. Der eine ein Kapitän, — in der Südsee ist jeder Mensch Kapitän, — wohnte bereits seit sechzehn Jahren auf dem kleinen ihm gehörenden Eiland. Das will viel sagen, denn in den letzten zwölf Monaten waren hier herum vier Weisse ermordet und geköpft, ihre Schoner geplündert und die Ladung gestohlen worden. Stets wurden dabei auch den fremden schwarzen Arbeitern die Köpfe abgeschlagen. Darum war kurz vor uns das englische Kriegsschiff Rapid hier gewesen und hatte auf mehreren Inseln die Kriegsfahrzeuge zerstört, die Tambuhäuser verbrannt und sämmtliche Schädel konfiscirt, dabei aber den argen Fehler begangen, nicht nur eroberte Schädel, sondern auch solche von lieben Ahnen und Verwandten mitzunehmen. Dafür wird nun wieder der erste Weisse, dessen sich die Eingeborenen bemächtigen können, büssen müssen.

Allgemein ist die Wuth der Trader gegen die englische Regierung. Die Leute, die hier zehn Jahre, bevor dieser Theil der Salomo-Inseln englisch wurde, sich ansiedelten und jeden Tag, jede Stunde ihr Leben riskiren, sollen jetzt plötzlich 80 bis 100 £ jährlich dafür zahlen, dass sie in englischem Gebiet Handel

treiben dürfen, ausserdem 1 £ pro Tonne ihrer Schiffe bis zum Höchstbetrag von 100 £, auch unser Dampfer, und ausserdem noch 5 £ für jeden Angestellten, der nicht in der betreffenden Station geboren ist. Diese Bestimmungen drohen sämmtliche Händler zu ruiniren. Aber das ist es ja grade, was die Engländer wollen, sagen die englischen Trader selbst: Die Salomo-Inseln sollen nur für die Missionare und die Schwarzen sein, »*All right*, fügen sie hinzu, dann gehen wir nach dem deutschen Theil oder nach Deutsch Neu-Guinea«.

Am Ufer lagen etwa zwanzig Hütten, etwas abseits das bekannte Blechhaus, das den weissen Händler verräth. Die Hütten sind dicht am Strand erbaut und ruhen auf einem Korallenfundament, einige sind rund, andere oval. Ein guter von den Eingeborenen ins Meer gebauter Korallendamm, an dem man bequem anlegen kann, erleichtert das Landen. Das Meer ist auf viele Faden krystallklar und durchsichtig, die Ufervegetation prachtvoll. Als wir ankommen, hocken etwa fünfzehn Schwarze am Strand und thun so, als wenn wir nicht vorhanden wären. Alle haben sehr starken Bart und Körperhaarwuchs; sie rasiren sich aber bis auf das Ziegenknebelbärtchen mit Glasscherben oder reissen sich die Haare sehr geschickt mit zwei Muschelschalen, die sie gegen einander knipsen lassen, aus. Einer fiel durch riesige Ohrlöcher auf, jedes hatte einen Durchmesser von 16,5 *cm*. Um die Hüften tragen die Meisten einen Kattunstreifen, vorn ein Palmblatt. Bei Keinem

fehlt die Tasche mit den verschiedenen unentbehrlichen kleinen Dosen und Kalebassen. Einige haben Gesichter und Leiber auf ganz verrückte Art beschmiert und merkwürdigerweise ist es auch hier auffallend, wie sehr die bemalten Kerle den anfangs Karikaturen scheinenden Holzschnitzereien, Masken u. s. w. gleichen. Als Tätowirung war wiederum der Fregattenvogel auf dem rechten Oberarm angebracht, vielfach beobachtete ich Feuernarben in der Grösse von dicken Bohnen. Lepra ist wenig vorhanden, doch leiden die Leute an Syphilis; ihr Geruch war ebenso unangenehm, wie der der Eingeborenen von Narovo. Als Waffen dienen nur Keulen und Schilder, Bogen und Pfeile giebt es nicht. Unter langen Schuppen liegen am Ufer, ausser etwa vierzig Fischerbooten, die grössten bekannten Kriegskanus dieser Inselgruppe, die die Engländer bisher nicht zerstört haben, weil die Eingeborenen hohen Werth auf sie legen und dieselben als Kriegsfahrzeuge jetzt werthlos sind. Das grösste war 16 *m* lang, ebenso hoch wie ich und mit mindestens 2 *m* höheren, reich mit Muscheln gezierten Ausläufern versehen. Neben diesem lag noch in demselben, besonders sorgfältig errichteten, Bootshaus eine bunt bemalte Holzschnitzerei, die fast die gleiche Länge hatte wie das Kanu und unter anderem ein riesiges Krokodil darstellte. Die Männer, die unsern Besuch nicht gern sahen, sagten nur »*Kaikai*« und drängten uns weg. Es wird also wohl eine grosse Essschüssel gewesen sein; sie sah aus wie ein starker Pfosten. Ausserhalb der

Schuppen verrotteten im Freien zwei fast ebenso schöne und ebenso grosse Kriegsboote.

Mir waren am Strand, etwa zehn bis zwölf Fuss vom Ufer entfernt, mehrere, theils kreisrunde geschlossene, theils, mit einer schmalen Oeffnung nach dem Meer hin versehene ovale, etwa 1 *m* hohe Wälle aus dunklen, Grottensteinen ähnlichen, Korallen aufgefallen. Den Zweck der geschlossenen Bassins konnte ich mir leicht erklären, sie dienten als Aufbewahrungsort für Fische und Schildkröten, aber die andern? Zu meinem grossen Erstaunen erfuhr ich, dass es Damenbäder seien. Diese Menschen sind so schamhaft, dass sie sich nicht vor einander waschen. Jedes junge Mädchen muss sich nach der Pubertät mindestens drei Monate lang prostituiren und darf nicht eher heirathen, als bis sie fünf Armringe aufweisen kann, die sie in dieser Zeit von Männern aus Liebe geschenkt bekommen hat; sowie sie dann verheirathet ist, trägt sie als Frau einen Schurz und würde sich zu Tode schämen, würde sie Jemand zwingen, denselben abzulegen. Sie baden in den ovalen Becken; die Männer an einer ganz anderen Stelle am Strand.

Vor dem Wellblechhaus amüsirte sich ein an einer Kette hängender javanischer Affe, den der Trader vor einiger Zeit aus Sydney mitgebracht hatte; die Natives, die nie einen solchen vorher gesehen, nannten ihn »*Kokojakko*«, gingen ihm, der allerdings ein Racker war, aber bald weit aus dem Weg; auch Hunde mögen sie nicht, weil die sie beschnüffeln und ihnen

zu nahe kommen. Für solche Zutraulichkeiten sind sie viel zu misstrauisch.

Unser englischer Mitpassagier ging hier an Land, um eine grosse Kupfermine zu entdecken, bezw. zu erschliessen; er vergass aber Schaufel und Pickaxt. Dafür tauschten wir einen andern Reisegefährten ein. Unter der Menge, die an Bord gekommen war, zeichnete sich durch riesige Ohrlöcher, etwa neun Armspangen aus Kupfer und Leder und einem breiten Halsschmuck aus Porzellanhemdenknöpfchen ein Kerl aus, der uns unablässig anstierte und ruhig noch in einer Ecke hockte, als der Dampfer längst wieder in Bewegung war. Auf die Frage des Kapitäns, was er eigentlich wolle, grinste er erst sprachlos und sagte dann plötzlich: »*Yes*« und »*All right*«. Der Mensch hatte *omnia sua* in seiner Korbtasche bei sich und ohne mit seinen Landsleuten ein Wort zu reden, ohne irgendwie Abschied zu nehmen, hatte er die Heimath verlassen. Er bekam nun einen Besen in die Hand und lernte unter Leitung des ersten Offiziers mit einer Ruhe das Fegen, als ob er sein Leben lang Matrose gewesen wäre. Dabei hatte er doch vor wenigen Minuten den sicherlich bedeutungsvollsten Schritt seines Lebens gethan!

Am 9. Juni sahen wir zum ersten Mal deutsches Land und zwar die Insel Ysabel, als wir mit südöstlichem Kurs, beinahe genau der deutsch-englischen Grenzlinie folgend, auf die kleine dicht bei Florida gelegene Insel Gavutu zusteuerten. Hier hat die

englische Marine eine Kohlenniederlage und der Trader eine Herde Vieh und Hühner, sodass er die Kriegsschiffe, während diese Kohlen nehmen, mit frischem Fleisch, frischer Milch und Eiern versorgen kann. Augenblicklich lag das englische Kriegsschiff Rapid vor Anker.

Wir holten uns mit Seilen nahe an die aus Korallen erbaute Werft heran, aber leider war unsere Mühe vergebens, da die Kopra bereits mit einem norwegischen Schiff nach Europa geschickt worden war. Norweger sind seit fünf Jahren in diesen Gegenden; die Norwegian Trading Company, gewöhnlich Marau Company genannt, hat in dieser Zeit drei Stationen auf verschiedenen Inseln angelegt, von denen wir später eine besuchten. Auf Gavutu wohnt augenblicklich auch der englische *Deputy-Commissioner*, bis sein auf der nahen kleinen Insel Tulage im Bau begriffenes Haus fertig gestellt ist. Die Salomon Islands gehören nicht wie Neu-Guinea zu Queensland, sondern stehen als *Crown-Colonies* unter dem Imperial Government, das seinen Sitz auf Viti Levu hat.

Für mich war hier wenig zu holen; die *Boys* stammten meist von Guadalcanar, waren bös aussehende Kerle mit widerlich rauher, stark riechender unappetitlicher Haut, sämmtlich nur mit importirten Muschelarmbändern geschmückt.

Die englischen Marinesoldaten prahlten mit allerlei Heldenthaten, erzählten, sie hätten über 300 Schädel

erobert und einer von ihnen versprach mir bei Dunkelheit vierzig zum Verkauf an Bord des Titus zu bringen. Ich kehrte deshalb dorthin zurück, wer aber nicht kam, war der Engländer. Wie ich später erfuhr, waren überhaupt nur 43 Schädel vom Rapid mitgenommen worden, über die die Matrosen oder Soldaten natürlich nicht verfügen konnten.

Unser nächstes Ziel war Neale Island, auf dem Weg dahin passirten wir den Ort Tiaro, oder Tateri, auf Guadalcanar, von wo die Oesterreicher im vorigen Jahr zur Besteigung des Lionshead und des Mount Lammas aufgebrochen waren. An dem Ueberfall hatten sich die beiden Orte Suta und Tambutave betheiligt, die einem andern Dorf ein paar Schädel schuldig gewesen waren. Die Oesterreicher hatten nicht beachtet, dass Küstenleute und Buschmänner beständig in Fehde liegen und somit ein Ueberfall zu erwarten war, sowie der eine Theil das Gebiet des anderen betrat. Sie begingen daher den Fehler, sich ihre Eskorte nicht von einer andren Insel, wie z. B. von Malaita, zu holen. Diesen Leuten hätte die Sache ein riesiges Vergnügen gemacht und sie würden schon aufgepasst haben, da sie ihre Pappenheimer kennen. »*Six fellow finish, plenty sick,*« erzählte mir ein Schwarzer; die Verwundeten scheinen aber wieder geheilt worden zu sein.

Der Anblick, den das nordöstliche Guadalcanar bietet, ist wunderschön; es ist eins der schönsten

Tropenbilder, die ich gesehen habe; zum idealen fehlte ihm nur ein thätiger Vulkan. Die mit Kokospalmen bewachsene Küste ist dicht bevölkert und hat viele Flüsse und Bäche, wie die vielen Kanus und zahlreiche halb im Busch versteckte Ansiedelungen verrathen. Hinter ihr dehnt sich etwa 7 Kilometer breit eine ausserordentlich fruchtbare Alluvialzone aus, die, wie die Trader sagten, vielfach nur mit Gras bewachsen ist. Dahinter erhebt sich das von Urwald bedeckte Gebirge mit dem höchsten Berg der Insel, Mount Lammas, zur Rechten und dem Lionshead zur Linken, letzterer an einem scheinbaren Wasserfall, der aber ein Felsabhang sein soll, leicht erkennbar.

Von der am Ufer gelegenen kleinen Ortschaft Lengo kommt ein Kanu längsseits. Einer unserer schwarzen Jungen ist hier zu Haus, er geht zum Kapitän und sagt: »*Me go home here; allright*«. Einen europäischen Sack hat er halb mit seinen Schätzen gefüllt, sagt keinem Menschen ein Wort des Abschieds, klettert über Bord, lässt sich in das Kanu hinab, in welchem seine lieben Brüder und Vettern wie die Aasgeier auf ihn lauern, sagt oder erhält kein Wort, kein Zeichen der Begrüssung, lässt sich ruhig nieder und die Bande rudert langsam an Land.

Neale Island ist eine kleine reizende mit tropischem Grün dicht bewachsene Insel mit einer Traderstation. Wir hielten uns nur so lange auf, als wir brauchten, um die vorhandene Kopra einzu-

nehmen, dann dampften wir weiter nach Aola auf Guadalcanar, das sich als der grösste bisher besuchte Ort erwies. Die Hütten waren zwar ebenso elend und dunkel wie überall und die Bewohner ebenso unfreundlich wie anderswo, sie zeichneten sich aber durch riesige Vollbärte und durch kreisrunde Backentätowirungen aus und stachen von den bisher gesehenen durch etwas grössere Sauberkeit vortheilhaft ab. Auch hockten sie nicht durchwegs unthätig herum, sondern beschäftigten sich mit Flechten von Matten und Körben und abends fischten sie in etwa 20 Kanus mit Fackeln nahe der Küste. Es gelang mir, für Tabak ein paar schöne Steinwerkzeuge einzutauschen.

Von Aola 23 Meilen entfernt liegt Koukau, eine der schon erwähnten Stationen der Marau-Compagnie; augenblicklich waren nur zwei Norweger und ein Franzose hier, da im vergangenen Jahr je ein Norweger einen Bruder verloren hatte. Der Franzose war mit einem jungen schwarzen Buschmädchen aus dem Innern verheirathet, die er gegen eine Büchse und Tabak eingetauscht hatte. Es war die einzige hübsche Frau der Salomo-Inseln, die ich gesehen habe, soweit ich sie überhaupt besehen konnte, denn sie war unnahbar und kauerte wie ein schwarzer Panther in einer Ecke der dunklen Hütte. Wie an allen Stationen hat die Gesellschaft hier Plantagen von Kokospalmen und Bananen angelegt, und beabsichtigt ausserdem noch Kaffee und Kakao zu kultiviren.

Zum letzten Mal gingen wir in dieser Inselgruppe in dem Marau Sound vor Anker und während der Kapitän auf Kopra wartete, die die nahe gelegene norwegische Station schicken wollte, fuhr ich nach der Insel Tawaii, auf der sich mehrere grössere Dörfer befinden sollten. Nach halbstündigem Rudern und viertelstündigem Waten durch das lauwarme Korallenwasser kam ich an eine, Teracona genannte, Ansiedelung von etwa 12 Hütten und Kanuhäusern. Drei wüst aussehende bewaffnete Kerle lauerten am Ufer, was durchaus nicht vertrauenserweckend aussah. Desto erstaunter war ich, plötzlich mit »*Good Morning*« begrüsst zu werden. Der Eine war in Viti Levu, der Zweite in Queensland und der Dritte als Matrose in Sydney gewesen. Der *Labor trade* hat auch sein Gutes. Die Leute hatten sich anscheinend soeben über den Titus unterhalten, denn im Sand war eine vorzügliche Zeichnung eines Schiffsdurchschnitts mit der Steuerkette, der Schraube und Stange bis zur Maschine u. s. w. Neben dem ersten Haus war ein Grab: auf niederen Pfosten ein kleiner sargartiger Kasten, der wahrscheinlich einen Schädel enthielt, darum ein kleines ovales, von rothen Korallen, Steinen und Muscheln eingefasstes Beet von schönen Hibiskus- und Krotonpflanzen mit zwei sprossenden Kokosnüssen. »*He fellow finish*«, sagte einer der Männer in schönstem Südsee-Englisch. Die Hütten, oder vielmehr die Vorrathskammern für Fischfang mit Reusen, Netzen u. s. w., denn

etwas anderes konnten diese Häuser nicht sein, standen nicht auf Pfahlen; sie waren rechteckig gebaut mit einem Giebeldach, das bis 1 *m* über den Boden reichte, und hatten keine Fenster oder Thüren. Menschen waren nicht zu sehen, ich erfuhr zu meinem Leidwesen, dass beinahe die ganze Bevölkerung der Insel nach Malaita gefahren sei, um dort Muschelgeld zu kaufen.

Ich ging deshalb, von den drei Leuten begleitet, den Strand entlang, wobei wir durch prachtvolle Vegetation kamen und mehrere Hütten mit Schädelhäuschen passirten; ich hütete mich aber wohl, diese anzurühren, um das Wohlwollen meiner Begleiter nicht zu verscherzen. Nach einer halben Stunde erreichten wir den grössten Ort der Insel, mit Namen Tawaii. Die Hütten, in sauber gepflegter Umgebung, waren sorgfältig geflochten und standen direkt auf dem Erdboden, ausgenommen eine etwa 75 *cm* breite, auf Pfosten ruhende Veranda, von der eine enge niedere Thür in die dunkle Hütte führte. Dieser beschwerliche Eingang war der Schweine wegen nothwendig, im Innern hockten mehrere Personen. Nach einigem Ueberreden, und durch Tabak angelockt, kamen sie zum Vorschein; die Frauen angethan mit einem Palmschurz, die jungen Mädchen und die Männer ganz nackt. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich auf Leute stiess, die auch nicht die kleinste Verhüllung trugen. Dafür waren sie geschmückt mit, am Oberarm eng anliegenden, rothgefärbten Ringen aus geflochtenem Rottang, mit Porzellanringen an den

Hand-, Knie- und Fussgelenken und mit einer aus Perlen verfertigten Halskette, an der ein schöner Halbmond aus Perlmutter hing; auf diesem war ein aus Schildpatt hergestellter Fregattenvogel aufgelegt. Riesige weisse Porzellanringe und ebensolche Pflöcke staken in den Ohren, lange Kämme und Büschel aus Kakadu- oder Papageifedern im dichten, aber nicht langen, ungekalkten Negerhaar. Ein Rottanggürtel mit einem daran hängenden Solinger Messer in Lederscheide vervollständigte die Toilette. Als Tätowirung prangte über beiden Brustwarzen ein blauer Fisch oder eine andere Zeichnung mit irgend einer Bedeutung, ebenso waren die Augenbrauen und die oberen Backen tätowirt. Alle waren starke Betelkauer mit blutrothen Zähnen und aufgeworfenen Lippen. So ausstaffirt sahen diese Menschen ziemlich wild aus.

Dass der Titus schon früher hier gewesen war, konnte man daran merken, dass die Leute für ihre Panflöten, Renommirwedel aus gelbrothem Gras u. s. w. unverschämte Preise verlangten und zwar in *Selline,* nicht in Tabak. Bot man ihnen Tabak, so thaten sie, als wenn man gar nicht vorhanden wäre. Im Augenblick der Abfahrt kaufte der Kapitän von einem der an Bord gekommenen Männer ein hübsches, kleines neues Kanu, das zusammengenäht und gepicht war, für 2 Perlmutterschalen aus Neu-Guinea und 100 Stangen Tabak, was einem Einkaufswerth von 7,5 Schilling und einem hiesigen Werth von etwa 3 £ entsprach. Als der Besitzer zauderte, befahl ihm der Häuptling einfach,

das Geschäft abzuschliessen. Nachdem ich noch die ganze Insel umfahren, ging es wieder zurück an Bord, wo gleich darauf die Anker gehoben wurden: *Addio* Salomo-Inseln!"

Genau viermal vierundzwanzig Stunden dauerte die Fahrt von Tawaii bis Herbertshöhe auf Neu-Pommern — früher Neu-Britannien genannt — im Bismarck-Archipel. Drei Tage hatte der Titus gegen so heftigen Sturm und hohe See zu kämpfen, dass er mehrmals den Kurs wechseln musste; der vierte brachte mit aufhörendem Regen auch wieder gutes Wetter.

„Um 6 Uhr prachtvoller Sonnenaufgang: Im Osten die aufsteigende Sonne von einer fahlblauen Wolke bedeckt, deren Ränder glühendem Erz gleichen; nach Westen hin loht der ganze Himmel bis über den Zenith im grellsten Feuerroth, dessen Wiederschein das Meer in rothflüssiges Metall verwandelt. Ich habe nie so etwas Schönes gesehen. Die Erscheinung dauerte etwa drei Minuten. Auf Deck war es heute sehr angenehm, im Innern des Schiffes aber unerträglich heiss. Wir fahren längs der bewaldeten Küste von Neu-Pommern, bekommen mittags den Berg Varzin in Sicht und ankern um 3 pm. vor Herbertshöhe angesichts dreier Berge, der Mutter und der beiden Töchter, — der betreffende Vater mit dem Sohn liegt an der Nordwestspitze der Insel. Der Blick ist ganz reizend; das Ufer ist nur schmal, dicht dahinter

zieht sich ein langgestreckter Hügel, oder vielmehr erstrecken sich mehrere aneinander geschmiegte Kuppen, die über und über mit regelmässig angepflanzten Kokospalmen und Baumwollplantagen bedeckt sind.

Herbertshöhe macht gegenüber den zuletzt gesehenen Niederlassungen einen fast grossstädtischen Eindruck: die Gebäude der Neu-Guinea-Compagnie mit Lagerräumen und Baumwollpresse, überragt von den Häusern des Kaiserlichen Richters und des Vertreters der Gesellschaft; die aus einem Verkaufsladen, mehreren grossen Schuppen, einem grossen Wohnhaus für die europäischen Angestellten und aus einigen luftigen Villen ihrer Verwandten bestehenden Anlagen der Queen Emma; das Etablissement der katholischen Mission mit einer kleinen im Bau befindlichen Kathedrale; die, allerdings unbedeutenderen, Gebäude der wessleyanischen Mission; die Häuser noch einiger anderer hier lebenden und Handel treibenden Menschen, an die sich dann weiter ab die Nebenstationen Bitalovo und Tokuka und 2,5 Kilometer noch weiter entfernt Ralum anschliessen, nehmen sich ganz anders aus als die einzelstehenden Wellblechhäuser, die wir auf den Salomo-Inseln angetroffen haben.

In Herbertshöhe selbst sieht man wenig Eingeborene. Die *Boys* stammen von den Salomo-Inseln, und zwar zum grössten Theil von Buka; sie sind sehr schwarz, haben Wangenschnitte, roth gefärbte Ohren und weisse Krähenfüsse an den Schläfen. Aber kaum 1 Kilometer

entfernt stehen am Strand schon eine grosse Anzahl von Hütten der Bevölkerung, die allerdings nicht bewohnt sind, sondern nur zum Aufbewahren der Fischgeräthe dienen; doch sieht man schon hier unbekleidete Frauen, Mädchen und Kinder im Meeressand nach essbaren Muscheln wühlen. Zahlreiche Kanus mit Auslegern, weiss angestrichen und mit möglichst bizarren schwarz, weiss und roth bemalten toten Zweigen geschmückt, liegen am Ufer, ebenso riesige Fischreusen, die aber oft auch wie Luftballons in den Bäumen aufgehängt sind und schier endlose Rottangseile. Am Ufer kann man deutlich den korallenen Boden von einer Schicht von etwa 15 bis 20 *m* Bimsstein unterscheiden, durch die der Regen sickert, sodass die Weiber nur zwei Schritt vom Meer entfernt ihre Kalebassen mit süssem Trinkwasser füllen können.

Die Eingeborenen leben im Wald in kleinen Ansiedelungen und haben wohlbestellte Felder von Bananen, Mais, Yamswurzeln, Taro sowie auch von bunten Krotonpflanzen, die sie als Tanzschmuck verwenden. Diejenigen, die ich zu sehen bekam, Einige waren alte Freunde vom Berliner Museum her, waren abstossend hässlich und sahen genau so aus, wie ihre Tanz- und Schädelmasken. Die breiten Gesichter, mit flacher Stirn und Riesenmäulern, rasirtem Schnurr- und Backenbart mit nur ganz schmalem Saum, — wie alte Matrosen manchmal von den Ohren am Unterkinn herum tragen, — roth gefärbt und bemalt, sehen aus

wie reine Affen- oder Böcklin'sche Phantasieköpfe. Einige bösartige Kretins waren ganz entschieden die hässlichsten Menschen, die ich je gesehen habe.

Auch die Frauen sind abstossend, selten habe ich scheusslichere Weiber gesehen: unsauber, mit kahlgeschorenem Kopf, Betelmäulern und hängenden Brüsten, meist ganz nackt, nur selten mit einem schmutzigen Bastschurz bekleidet, macht der abgemagerte Körper einen möglichst ungünstigen Eindruck. Sie leiden unter den Folgen der Arbeit, die ihnen zugemuthet wird, denn wenn auch die Männer die schwere Arbeit verrichten sollen, so wird den Frauen doch sehr viel aufgebürdet. Lasten haben sie z. B. ausschliesslich zu tragen. Dies thun sie mittelst eines Netzes, das, von der Stirn aus durch ein Band gehalten, auf dem Rücken ruht; mag dies auch noch so schwer sein, oben darauf thront fast stets ein Baby. Begegnet man den Insulanern, so gehen Männer und Weiber gleicherweise aus dem Weg. Erhält man einmal von Jemand einen Gruss, so fährt man unwillkürlich zusammen, so laut, kurz und hart wird die einzige Begrüssungssilbe »*öh!*« ausgestossen. Gegen Photographiren zeigen Alle eine leider selbst nicht durch Tabak überwindbare Abneigung.

Die ungeheuer weitläufigen Kokospalmanlagen der Queen Emma, die ich besichtigte, waren in vorzüglichem Zustand. Von Jahr zu Jahr dehnen sie sich aus: zuerst wird der Urwald ausgerodet, oder das

Alang-Alang abgebrannt, dann wird in Reihen und in genau bestimmten Abständen je eine Kokosnuss oder ein Baumwollstrauch gepflanzt. Letzterer schiesst rasch in die Höhe, giebt sofort jährlich steigende Ernten und dient der jungen Palme, die mindestens sechs bis sieben Jahre zur Entwickelung braucht, als Schattenbaum. Eine Zeitlang giebt die Pflanzung nun doppelte Ernte, dann aber wird, wenn die Kokospalme mit zehn Jahren ihre volle Höhe erreicht hat, die Baumwolle abgehauen. Man säet Gras für Vieh und die Plantage ist fertig. Die herabfallenden Nüsse werden täglich gesammelt und man rechnet, dass der halbe Ertrag Reingewinn ist.“

Auch ein Besuch der kleinen Inseln Matupi und Mioko verlief äusserst zufriedenstellend. Ueberall herrschte rege Thätigkeit und deutsche Schaffenslust.

Vom Bismarck-Archipel ging Joest zurück nach Sidney. Sturm und Regen waren so anhaltend, dass der kleine Dampfer oft die grösste Mühe hatte, vorwärts zu kommen und zwölf Tage brauchte, ehe er seinen Passagier, zerschlagen und am ganzen Körper mit braunen und blauen Flecken bedeckt, wieder auf australischem Boden landen konnte.

An eine Erholung in der Grossstadt war diesmal nicht zu denken. Im Hafen lag das der Neu-Guinea-Compagnie gehörende Schiff Ysabel, auf dem Joest

sofort einen Platz belegte und sich durch Geld und gute Worte die beste Kabine sicherte. Die drei anderen noch vorhandenen waren ebenfalls besetzt; unter den Mitreisenden befand sich ein Botaniker, der früher am Museum in Sidney angestellt gewesen war und jetzt ebenfalls eine wissenschaftliche Reise unternahm. Die Ysabel, 1886 von Blohm & Vos in Hamburg erbaut, war zwar nicht so gross wie der Titus, aber viel angenehmer und luftiger als dieser, „leider ein infamer Roller", was gleich die ersten Tage zur Genüge bewiesen. Am 25. Juli abends hatte man Sidney verlassen, aber am nächsten Morgen lag das Schiff immer noch innerhalb der schützenden *Heads*, während ausserhalb ein Orkan wüthete, der 24 Stunden anhielt und jedes Auslaufen unmöglich machte.

„Ich benutzte den Tag, mich in meiner Kabine häuslich einzurichten, was ich nicht zu bereuen haben sollte, denn für mehrere Tage wurde ich an dieselbe gebannt, sowie wir am 27. unsern Kurs fortsetzten. Es war unglaublich, wie das Schiff schlenkerte, wie ein Ball wurde Jeder in seiner Klause herumgeworfen; von der Kabine auf Deck zu kommen, war unmöglich, auch gingen immer Wellen über Bord. An Kochen war nicht zu denken, es gab nur kalte Küche, was ich nicht zu bedauern hatte, — die Anderen assen so wie so nichts, weil Alle seekrank waren, — da der Koch ein schmieriges amerikanisches Halbblut auch bei ruhigstem Wetter nur ein miserables Essen herzustellen vermochte.

Wie bei der Ausreise auf dem Titus, so nahmen auch wir in Newcastle erst Kohlen ein, aber wenn wir gehofft hatten, dass durch die stärkere Beladung der Gang des Schiffes etwas ruhiger werden würde, so sahen wir uns arg getäuscht; auch mit den Kohlen im Raum flogen wir so hin und her, dass mir nichts anderes übrig blieb, als mich in meiner Kabine festzubinden und die nächsten Tage und Nächte mit Lesen — Schlafen war unmöglich — zu verbringen, was um so leichter ging, als mir ein Freund in Sidney einige Dutzend Flaschen Pilsener Bier mitgegeben hatte, die ich wohlweislich in der Kabine hatte verstauen lassen. Am 1. August, der auf einen Sonntag fiel, hatten wir den ersten schönen Tag; das Rollen freilich hörte auch an diesem nicht auf, und da nachmittags die Maschine in Unordnung gerieth und abends der Kapitän einen tüchtigen Sturm für die Nacht voraussagte, so war von einer Feiertagsstimmung nicht viel zu merken. In den Kleidern legten wir uns schliesslich auf die Betten und schliefen Alle vorzüglich, denn noch nie hatten wir eine so ruhige Nacht gehabt. Am nächsten Tag passirten wir die Isle of Pines und mehrere *Islets*, die südöstlichen Ausläufer von Neu-Caledonien, das selbst nicht sichtbar wurde. Hierher schicken die Franzosen ihre weiblichen Sträflinge. Deutlich sahen wir Rauch an der Küste und konnten genau unterscheiden, wie die niederen kaum über das Meer sich erhebenden Inseln bewaldet sind, im Gegensatz zu den

kahlen Bergen der höheren. Trotzdem, dass wir uns nun in den Tropen befanden, blieb die Temperatur infolge der Bewegung des Schiffes vorläufig die denkbar angenehmste. Am 3. August sahen wir Aneityum, Tanna und Eromanga, um am folgenden Morgen uns Efate — Alfati — zu nähern und vor Vila in der Meli-Bai vor Anker zu gehen." —

Seit meinem eigenen Besuch der Neu-Hebriden (vergl. Südsee-Bilder Seite 199) im Jahre 1892 hat sich manches geändert. Damals lebten hier nur einige Trader, zumeist von Neu-Caledonien herüber gekommene Franzosen, jetzt haben ausser diesen noch eine Australasian New Hebrides Company und eine Compagnie française des Nouvelles Hébrides Niederlassungen gegründet, und ein französisches Hotel gewährt gute Unterkunft.

Joest besichtigt zuerst die Kokospalmen-, Bananen-, Kakao- und Kaffeeanpflanzungen dieser Compagnien, wobei er durch Entgleisen eines auf Schienen den Hügel herabrollenden Wagens eine arge Verletzung des rechten Armes erleidet, und fährt dann um die Insel herum, bis er die kleine Insel Meli vor sich sieht. Der Halbblut-Franzose, der mich einst dahin geführt, ist leicht gefunden, da er sich, nachdem er eine schwarze Frau genommen, gerade an der Ueberfahrtsstelle niedergelassen und hier einen Laden errichtet hat, um mit den Eingeborenen desto leichter Handel treiben zu können. Erst sehr zurückhaltend, nimmt er den Reisenden

freundlich auf, als dieser ihm meinen Brief übergeben, setzt ihm etwas Gutes zu essen und zu trinken vor und giebt ihm ein „famoses“ Bett für die Nacht.

Bei einem am nächsten Tag unternommenen Besuch der Eingeborenen erweist sich die Insel noch genau in demselben Zustand, wie ich sie einst gefunden. An den von Mauern umschlossenen Wohn- und Klubhäusern, an den mit Mauern eingefassten Wegen und am ganzen Aeusseren hat sich nicht das Geringste verändert, aber die Leute sind anders geworden. Der Einfluss, den die Vermehrung der Weissen auf Efate hervorgerufen, zeigt sich am auffallendsten darin, dass die Schwarzen gern gegen *Trade*, d. h. Tabak, Pfeifen und Streichhölzer verkaufen; auch sind sie überall sehr freundlich und lassen den Besucher mit dem grössten Vergnügen in ihre Häuser. Ja, als sich Joest beim Ueberklettern einer Mauer durch Loslösen eines Steines beide Knie verletzt, geleiten sie ihn freundlich zu seinem, inzwischen dicht an Meli herangekommenes Schiff zurück und Einzelne stellen sich sogar am nächsten Tag, den er liegend an Bord verbringen muss, zum Besuch ein und werden nicht müde, seine vielen von früh bis abends gestellten Fragen zu beantworten. Auch von Efate kommen schon ganz erzogene, und von den Missionsstationen bereits angezogene Eingeborene zum Schiff, sodass die Stunden nur zu schnell verstreichen. „Einem Mädchen, das mir einige Handreichungen that, schenkte ich eine Flasche Florida-Wasser; sie erquickte sich an

dem Duft und sagte civilisirt: »*He belong nice stink!*«"

„Das ist eine Unglücksfahrt. Heute Sonntag morgen (8. August) lichteten wir um 3 Uhr die Anker, um nach 2 Stunden an ein ohne Lichter fahrendes Segelschiff anzurennen. Wüthend kehrte der Kapitän nach Vila zurück, um den Dampfer einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Da wir so gut wie keinen Schaden genommen, konnten wir um 8 Uhr unsere Reise fortsetzen. Während der nächsten Tage hielten wir in Nguna, Makura, Tongoa und Epi an, da aber der Aufenthalt überall kurz war und ich mich nach meinem Fall etwas schonen wollte, so ging ich nirgends an Land, sondern begnügte mich mit der Unterhaltung der an Bord kommenden Eingeborenen. Niemals kam Einer mit einem Gewehr aufs Schiff, obgleich Alle deren besassen; sie liessen sie aber am Land zurück und erschienen stets nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Interessant war die Tracht der in Hog Harbour uns Besuchenden: sie trugen hinten in einem Gürtel ein Büschel Blätter oder ein Bananenblatt, der Gürtel selbst lief über die Hinterbacken wie ein Joch, von dem nach vorn eine Menge Perlsträhle gingen. Abnorm war auch die Haartracht, die aus einer Menge einzeln gedrehter Nubierzöpfchen bestand. Haarproben zu bekommen hielt nicht schwer. In St. Philip-Bay trug man in die Kopf- und Barthaare eingeflochtene Schweineschwanzhaare.

Auch Gaua und Kakia von den Banks-Inseln wurden nur flüchtig berührt, dann kamen wir zu den

Santa Cruz-Inseln, von denen wir zuerst Vanikoro passirten, das bekannt ist durch das Scheitern von La Pérouse, um dann vor Santa Cruz selbst Anker zu werfen."

„Die Eingeborenen von Santa Cruz kommen sofort in ihren merkwürdigen Kanus nach dem Dampfer und bieten ihre Matten an. Da ich aber hier mehr von Land und Leuten sehen will, so fahre ich unverweilt zur Insel und zwar bei der Mündung des Granville-Flusses an der Nordküste des Eilandes.

In einem grossartigen, aber dunklen, nach Landesart gebauten Haus treffe ich den, auch beinahe dunklen, Herrn Actaeon Forrest, jetzt Händler, früher zehn Jahre lang Missionar, der mich sofort durch die Behauptung interessirt, dass er allerdings an Bord des Kriegsschiffes Actaeon geboren sei, aber doch die feste Ueberzeugung habe, dass das Schiff nach ihm getauft wurde, nicht umgekehrt. Solche verrückte Paradoxen bringt er schnell hintereinander zu Dutzenden vor, sodass ich ihn, in der Ueberzeugung, auf diesen Inseln nirgendswo einen besseren Gesellschafter zu finden, der zugleich die Landessprache vollkommen beherrscht, frage, ob er mich gegen Bezahlung für drei Monate als Gast aufnehmen will. Da er sich sofort damit einverstanden erklärt, entschliesst sich auch der Botaniker, seine Studien hier zu beginnen. So lassen wir die Ysabel,

die uns in einem Vierteljahr wieder abholen soll, ihren Weg ohne uns fortsetzen und richten uns in dem ungefähr 50 Schritt langen, schönen Haus für einen längeren Aufenthalt ein.

Die Herstellung des Gebäudes hatte circa 20 £ in Waren gekostet und die Arbeit war ausschliesslich von Eingeborenen in ungefähr drei Monaten ausgeführt worden. Der Boden besteht aus kleinen Kieselsteinen, die mit Matten aus Kokospalmblättern bedeckt sind, Pfosten und Dachbalken sind Urwaldbäume, zwischen denen Gestelle aus Bambus und Rottang Unterlagen bilden, an denen die Sagopalmblätter des Daches und der Wande befestigt werden können. Die Seitenwände sind 2 *m* hoch, der Giebel erreicht eine Höhe von 5 *m*. Das Innere ist hübsch verziert mit Matten, Waffen und ethnographischen Gegenständen von Santa Cruz, zwischen denen die Photographien von bekannten und unbekannten Schönen und eine Menge Ausschnitte aus illustrirten Journalen sich nicht gerade sehr vortheilhaft ausnehmen; leider ist es trotz Thüren und Fenstern sehr dunkel, weil das schwere Dach ringsum fast bis zum Boden reicht. Das Haus steht im Ruf, verhext zu sein, wir hören nachts deutlich Weinen und Schluchzen; seitdem wir zwei Europäer aber eingetroffen sind und ich sogleich einigemal geschossen habe, hat der Spuk aufgehört.

Die Forrest'sche Ansiedelung liegt nahe der Mündung des Granville-Flusses. Von hier bis zum direkt südlich gelegenen Kap Mendaña misst Santa Cruz ungefähr 15,

an seiner breitesten Stelle 18,5 englische Seemeilen, während sein Durchmesser von Kap Boschaven im Südwesten bis Kap Byron im Nordosten etwa 25 Meilen lang ist. Ungefähr im Centrum der Insel kreuzen sich der 165° 55′ östlicher Länge von Greenwich und der 10° 45′ südlicher Breite. Das Innere ist nur mit drei oder vier Dörfern besetzt, es ist bergig, dicht bewaldet und trägt keinen Vulkan, doch behaupten Forrest sowie auch die Eingeborenen, zuweilen einen Lichtschein gesehen zu haben. Mehrere Flüsse, die wie der Granville, je nach dem Wasserstand im Kanu zwei bis drei Meilen aufwärts schiffbar sind, entspringen daselbst. Eine Missionsstation, bestehend aus einem Missionar, der kein Wort der Sprache versteht, und aus einem Arzt, der fortwährend krank ist, liegt an der Nordküste bei Nilua einige Meilen östlich von hier. Ich hatte dem *Right Reverend Bishop of Melanesia*, der sich bei meiner Landung gerade an Bord seines Schiffes Southern Cross bei der Missionsstation befand, durch Forrest schreiben und ihn um einige Provisionen bitten lassen. Er sandte eine Antwort zurück, die für meinen Wirth nicht gerade schmeichelhaft war, aber auch wenig von christlicher Nächstenliebe zeugte. Der Missionar im gelben Regenmantel überbrachte den Brief ohne Provisionen und verduftete sofort wieder. Dabei lebt kein andrer Weisser auf Santa Cruz.

Die Umgebung meines augenblicklichen Heims ist wunderschön: um das Haus herum stehen prachtvolle

Blumen und Zierpflanzen, die sich auf der einen Seite bis zu dem herrlichen, dunkelgrünen Urwald hinziehen, der das Gebäude vor den Orkanen schützt, wenn diese von der Landseite aus die Niederlassung bedrohen, auf der andern fast bis zum Fluss, dem Riff und der brandenden See zu unseren Füssen reichen; Farrenkräuter und Baumfarren, oft höher als alte Kokospalmen beleben das Bild. Wunderbar schön ist am Morgen bei Sonnenaufgang und klarem Wetter der Blick auf die etwa 17 Meilen nördlich gelegene kleine Insel Tinakula, hier Tamanui genannt, mit dem über 600 *m* hohen Vulkan, der augenblicklich allerdings nur selten arbeitet, aber ungeheuren Spektakel macht, sowie er sich mal hören lässt. Ebenso schön ist der Sonnenuntergang, und die Ruhe, die dann eintritt, ist so himmlisch, dass man diesen Ort mit zu den schönsten Punkten der Erde zählen könnte.

Am Tag freilich ist von Ruhe nichts zu spüren. Krähende Buschhähne, reizende, aber ein geräuschvolles langgedehntes *Uhh*, oder ein deutliches *Tiah* ausstossende Tauben, kichernde Lachtauben, fortwährend sich unterhaltende Zwergpapageien, — grosse Papageien und Kakadus giebt es nicht, — kleine Schwalben und Fledermäuse, Unmengen von riesigen fliegenden Hunden, Wildenten und andere Vögel vollführen vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl ein derartiges Getöse, dass selbst der stärkste Mensch endlich nervös werden muss, umsomehr wenn er fortwährend durch das Rasseln

und Huschen der Eidechsen und Ratten gestört, von den Mosquitos auf das jammervollste geplagt wird und grosse, aber sonst harmlose Spinnen ohne Unterlass auf ihm herumspazieren. Obgleich die Eingeborenen fast nie Geflügel essen, begegnet man auf Schritt und Tritt Hähnen, die mit einem Bein an einem Stück Koralle oder an einem Holzklotz angebunden sind. Diese halbwilden Thiere sind kaum essbar, geschmacklos und nur für Suppen und Curry zu verwerthen. Von essbaren Früchten lernte ich einige neue Sorten kennen, eine davon die *Nde* ist einer grossen Wallnuss ähnlich ohne innere Schale; die aussere wird entfernt und die Frucht entkernt, nachdem sie vorher in Seewasser gewaschen ist. Sie schmeckt recht gut und erinnert an unsere Kastanie. Ausgezeichnete wilde grüne und gelbe Citronen, deren ausgepressten Saft wir mit Zucker einkochten, haben einen angenehmen, aber etwas rohen Geschmack. Zwei Brodfrüchte, die uns gebracht wurden, liessen wir auf offenem Feuer rösten, sie enttäuschten aber sehr, denn sie schmeckten wie ungesalzener Kleister oder Mehlpapp. Unangenehm ist das Klima, weil es erschlaffend wirkt; der Appetit verschwindet nach und nach und statt dessen stellt sich ein schauderhafter Durst ein. Der viele Regen trägt auch nicht zur Annehmlichkeit des Lebens bei, weder innerhalb noch ausserhalb des Hauses, und die Gesundheit wird durch häufige Fieberanfälle erschüttert, sodass im vorigen Jahr ein junger Deutscher, den Forrest auf einer Zweigstation eingesetzt hatte, hier starb.

Forrest's einzige Thätigkeit besteht — wie die jedes Traders in Melanesien — einzig im Austausch von *Trade* gegen Kopra oder Kokosnüssen. Solch ein Leben muss auf die Dauer schauderhaft sein, wenn man nicht eine immer fröhliche Natur besitzt wie Mr. Actaeon. Fast an jedem Morgen kommen Eingeborene, hocken unter dem Verandadach nieder und warten auf ihn; er legt sich gnädigst in seine Hängematte, ruft einen der Diener mit Waren herbei und das Geschäft beginnt. Er kauft Yamswurzeln und Kokosnüsse für sich, schon zubereitete Fische für die *Boys*, und *Curios* für mich. Er bezahlt die *Natives* immer gleichmässig und gut, zehn Nüsse oder die entsprechende Kopra gleich einer Stange Tabak, oder einer Pfeife, oder einer Büchse Wachsstreichhölzer. Ist ein Verkäufer nicht ganz zufrieden, so bekommt er noch eine Dose Streichhölzer; die Waren werden den Leuten hingeworfen wie einem Hund die Knochen. Im übrigen sind die Menschen hier durchaus nicht ehrlich und suchen Forrest täglich beim Verkauf zu betrügen. Sie fangen allmählich an, statt wie früher Nüsse, die hier geröstet werden mussten, Kopra in Säcken zu bringen, die ihnen Forrest liefert. Diese Säcke können nicht mehr als die Kopra von 500 Nüssen fassen und wiegen dann circa 88 Kilo. Nun kommt so ein Kerl und sagt: dieser Sack enthält 600 Nüsse, jener 400 u. s. w. Die Wahrheit lässt sich leicht durch das Gewicht feststellen. Haben die Leute zu viel angegeben und ist der Betrug konstatirt,

so zeigen sie auch nicht eine Spur von Scham oder Verlegenheit, sie entschuldigen sich auch gar nicht. Alle sind gerissene Feilscher und Händler und verkaufen die Kokosnüsse gegen Tabak, den sie zu Haus wiederum gegen das prachtvolle Federgeld, — geflochtene Gürtel mit rothen Federn, — umtauschen, denn Jeder versucht Kapitalist zu werden. Bei dem Handeln um *Curios*, zeigen sie sich als reine Juden; zufrieden sind sie nie, immer verlangen sie noch ein »*Stick Tambagu*« oder eine »*Boksi matchi.*« Zwei Kisten Tabak waren bei meiner Landung gestohlen worden; dass solch Gut am Strand verschwindet, kommt öfters vor, nie aber wird etwas aus dem Haus abhanden kommen, wie ich am besten an mir selbst erfahre, denn meine Sammlungen liegen hier ganz frei und ohne Aufsicht herum und die ins Freie führende Thür meines Zimmers besteht nur aus einem Kattunvorhang. Es ist merkwürdig, dass diese Leute nicht auf den Gedanken kommen, uns totzuschiessen. Wir besitzen ja märchenhafte Schätze für diese Wilden und kein Mensch würde es später herausfinden, wenn das Volk sich beim Nahen eines Kriegsschiffes, das vielleicht in einem Jahr kommen könnte, einfach in den Busch zurückzöge. Diese Rücksichtnahme ist nur eine Folge des Respekts, den Forrest den Leuten einflösst.

Die Männer sind gut gewachsen; oft zwar sind sie nicht allzu gross, aber dennoch können sich die Eingeborenen der Neu-Hebriden in keiner Weise mit ihnen messen.

Manchmal fällt Einer durch sehr starken Leib auf; das ist krankhaft und der Mann stirbt gewöhnlich in ein bis zwei Jahren daran. Die Farbe ist ein Rothbraun, doch kein so dunkles wie das der Salomo-Insulaner; weisse Hautflecken an Händen und Füssen bemerkt man ebenso häufig wie Albinos. Unangenehm sind ihre kolossalen Betelmäuler; Alle kauen stark Betel; der dazu gebrauchte Kalk wird aus dem kleinen Behälter nicht wie in den Salomo-Inseln mit einem Stäbchen, sondern mit dem geleckten Zeigefinger herausgeholt, der sich deshalb häufig im Munde befindet. Kawa kennen die *Natives* nicht, ebensowenig andere berauschende Getränke. Die Kawa geht über die Neu-Hebriden nur bis zu den Banks-Inseln. Spirituosen trinken einzig die Leute, die das Getränk auf anderen Inseln von den Weissen kennen lernten. Die noch unverdorbenen Eingeborenen haben eine wahre Furcht vor Gin und Whisky. Der Händler, der ihnen Schnaps oder Flinten verkaufen würde, hätte eine Strafe von 50 £ zu bezahlen und würde ausserdem gegen sein eignes Interesse handeln, denn berauscht würden die Eingeborenen zu gefährlich und noch fauler werden als heute, und schliesslich gar keine Kopra mehr bringen. Merkwürdigerweise legen die Menschen hier, ebenso wie die Papua in Port Moresby, gar keinen Werth auf Süssigkeiten.

Von den Kindern laufen gewöhnlich die Knaben so lange ganz nackt herum, bis der erste Bartflaum zu

spriessen beginnt, die Mädchen sieht man auch in der Jugend nur selten unbekleidet. Erhält ein Junge den ersten Schamgürtel, so muss der Vater ein grosses Fest geben, bei dem Schweine und Haifische nicht fehlen dürfen. Letztere werden in Schlingen gefangen und gelten als die grössten Leckerbissen. Die Männer tragen einen, aus schönem Flechtwerk hergestellten, schwarzen, sehr engen Gürtel oder einen solchen aus Rottang, und in demselben einen aus Bananenfaser hergestellten Schurz, *Niwega*. Ausserdem sind sie geschmückt mit unzähligen Schildpatt- und Muschelringen, in die sie Blumen, Zweige oder auch Tabakstangen und Pfeifen zu stecken lieben; am Handgelenk tragen sie gern eine kleine, circa 10 *cm* lange Tritonmuschel, unterhalb der Knie je eine Muschel an einem Bastfaden. Der Ohrschmuck ist ungeheuer und besteht hauptsächlich aus Ringen und aus einer ganz merkwürdig aus europäischen Glasperlen hergestellten bandartigen Verzierung; kleine blecherne Schlüssel, die mit den Konservenbüchsen importirt werden, sind als aussergewöhnlicher Schmuck besonders geschätzt. Ganz eigenthümlich ist ein Nasenschmuck aus Schildpatt, der einem Vorhängeschloss recht ähnlich sieht und der beim Trinken jedesmal in die Höhe gehoben werden muss (Tafel XXXIV). Als kleines Kind schon wird dem Knaben die Nasenscheidewand mittels einer dünnen spitzen Sagopalmblattrippe durchstochen und dieser Schmuck eingeknipst, später wird dann in jeden Nasenflügel ein Loch ge-



Aufnahme von W. Joest.



Aufnahme von W. Joest.

EINGEBORENE VON SANTA CRUZ.

bohrt, das anfangs mit Perlenkettchen verziert, vom Erwachsenen meist mit Wachsstreichhölzern ausgefüllt wird. Bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt sich das Einknipsen eines Ringes in Nase oder Ohr und jedesmal hat der Vater dabei ein Festmahl auszurichten; es ist eine Art Auszeichnung für das Kind. Knaben rasirt man das Haar und lässt, falls man nicht eine Raupe vom Nacken zur Stirn flicht, nur auf dem Vorderkopf einen Büschel stehen, der roth gefärbt, später aber zwischen dem achten und zehnten Jahr auch abgeschnitten wird, um das Haar dann wie bei den Negern gleichmässig kurz zu halten. Langes Haar sah ich nur bei einem Mann, der in Trauer war. Das Haar wird gekalkt, von *Dandies* oft nur zur Hälfte, und falls trotzdem Ungeziefer auftreten sollte, ganz glatt rasirt. Palmblätter und andere Blätter flicht man zum Schutz gegen die Sonne hinein, wenn man sich derselben, wie z. B. beim Fischen, längere Zeit aussetzen muss. Haarproben sind wegen der Furcht vor Verhexung nicht zu erhalten, abgeschnittenes Haar wird vergraben oder ins Meer geworfen. Den Kinn-Knebelbart, den die Salomo-Insulaner tragen, sieht man auch zuweilen hier. Bemalung und Tätowirung sind bekannt, aber wenig üblich; zuweilen ist das Tätowiren ein Zeichen von Trauer eines Gatten bei dem Tod des andern. Einzelne haben hübsche blaue Strichtätowirungen, *Ndapua,* über Stirn, Nase und Backen, Manche auch Figuren auf dem Oberarm oder der Brust. Ueber die Bedeutung

derselben geben sie keine Auskunft; frage ich darnach, so wenden sie sich ab und schämen sich ersichtlich über mich, dass ich solche Fragen überhaupt stellen kann. Beschneidung ist unbekannt.

Die Frauen sind ebenso tätowirt und das ist noch das Schönste an ihnen, die Grazien haben nicht an ihrer Wiege gestanden, sie sind sehr hässlich; zum Glück tragen sie, wie die Syrierinnen ein grosses Tuch um den Kopf (Tafel XXXV), mit dem sie sich sofort das Gesicht verhüllen, wenn sich ihnen Einer von uns naht, sie könnten sonst leicht in den Verdacht kommen, mit uns zu verkehren, und würden dann sofort getötet werden, während wir eine hohe Busse zu zahlen hätten. Ausser diesem Tuch tragen sie noch eins um die Hüften aus Tapa. Sie sind viel weniger geschmückt als die Männer, den Nasenschmuck tragen kleine Mädchen höchstens solange sie noch ohne Schurz herumlaufen. Sie sind harmlos und freundlich, einige Weiber die bei uns aus- und eingehen dürfen, um in der Wirthschaft und im Garten Arbeiten zu verrichten, bringen uns öfters Früchte, Bananen, frische Nüsse und Dinge, von denen sie annehmen, dass sie uns Freude bereiten; ihre kleine Knaben, die sie manchmal begleiten, sind vergnügt wie junge Affen und werden rasch zutraulich, ja sogar zudringlich. Mein Ammoniakriechsalz ist aber ein ausgezeichnetes Mittel, sie mir vom Leibe zu halten, wie es auch nie seine Wirkung bei den Erwachsenen , verfehlt, unter denen es aber

Leute giebt, mit denen sich ganz gut verkehren lässt — falls man sich nach ihnen richtet. Auf einem meiner ersten Spaziergänge traf ich einen jungen nackten, recht gut aussehenden schlanken Bengel, den ich mit den Worten: »Mein Sohn, Du bestehst ja nur aus zwei Beinen« begrüsste, worauf er mir schlagfertig antwortete: »Mein Vater, Du bestehst nur aus Bauch.« Diese Antwort eines zehnjährigen Knaben gefiel mir so gut, dass ich ihn sofort als Pagen annahm. Ich hatte es nicht zu bereuen, denn später als ich krank darniederlag, kam Yambulo zuweilen an meine Seite und strich zärtlich wie ein schüchterner Backfisch meinen Bart.

Jeder Mann trägt auf Brust oder Rücken eine Tasche *Beli niwega*, in der er alles Nothwendige, jedenfalls stets Arekanüsse, Betel und eine Kalkdose, Tabak und Streichhölzer, sowie eine kleine Perlmuttermuschel zum Auskratzen der hohlgetrunkenen unreifen Kokosnuss mit sich führt (Tafel XXXV).

Sklaverei giebt es auf Santa-Cruz nicht, sofern man nicht Weiberkauf darunter versteht; bei diesem wird der Preis stets in Federgeld bezahlt. Stirbt eine Frau im Kindbett, so muss der Gatte den Betrag noch einmal leisten, weil ihm die Schuld an dem Tod zugeschrieben wird. Würde ein Mann seine Frau töten, so müsste er, abgesehen von *a hell of a row*, alles zahlen, was die andere Sippe verlangen würde; entzöge er sich diesem durch die Flucht, so müssten seine Verwandten für ihn auf-

kommen. Die Männer richten die Plantagen, die jedes Jahr auf neuem Boden angelegt werden, in soweit her, als sie den Urwald ausroden, die übrige Arbeit überlassen sie den Frauen. Es ist daher kein Wunder, dass von diesen manche kräftig sind und durch das Tragen der schweren Lasten besonders gut ausgebildete Beine und Waden haben. Ich sah Weiber, die 40 bis 50 Kokosnüsse in einem Netz, das an einem Band von der Stirn über den Rücken hing, und 20 bis 30 Nüsse auf dem Kopf trugen; mein Wirth hat öfters deren 100 als eine Last gezählt. Gleich am ersten Tag begegnete ich drei Leuten mit Bogen und Pfeilen aus einem benachbarten Dorf, die am Strand entlang marschirten, ohne mich eines Blickes zu würdigen; hinter ihnen keuchte ein armes, auf Kopf und Rücken schmählich überladenes, dünnbeiniges, hinkendes, unter der Last fast bei jedem Schritt zusammenbrechendes Weib. Einer der Männer mit starkem schwarzem Vollbart, anscheinend der Gatte, blieb mit dem Rücken nach mir stehen, bis sie vorbei war und dabei musste die Aermste noch ihr Gesicht verhüllen. Die Plantagen werden mit lebenden Hecken umgeben, die Abtheilungen der einzelnen Familien durch kleine Gräben begrenzt. Die Hecken heissen *Natande*, die Gräben *Nilande*; in der Bibelübersetzung haben die Missionare ersteres Wort für Kapitel, letzteres für Vers gewählt. Die Yamswurzeln brauchen 8 Monate, um zu reifen; das Jahr bezeichnet der Eingeborene mit einer Yamswurzel.

TAFEL XXXV.



Aufnahme von W. Joest.



Aufnahme von W. Joest.

EINGEBORENE VON SANTA CRUZ.

Den Männern überlassen ist das Schnitzen von Bogen und Pfeilen, sowie die Herstellung aller der reizenden Gewebe und Geflechte, Taschen und Körbchen, die sie mit der zarten Bananenfaser recht kunstvoll zu verfertigen verstehen, worauf sie sie mit der Turmeric-Wurzel, eine Art Kurkuma, färben, die auch Kinder und öffentliche Mädchen zum Bemalen ihrer Haut gebrauchen.

Wünscht eine Mutter ihren Sohn zu verheirathen, so hat sie meist schon ein Mädchen ausgesucht, das tüchtig arbeiten kann. Sie legt dann abends zwei Kanariennüsse und etwas Federgeld vor die Hausthür der Erwählten, bezw. deren Eltern. Ist die Gabe am nächsten Tag fort, so ist der Antrag angenommen, abgelehnt aber, wenn sie noch daliegt. Im ersteren Fall beginnen dann die langwierigen Unterhandlungen zwischen beiden Familien wegen des endgültigen Kaufpreises. Dem Jüngling ist es meist ganz gleichgültig, wie die Zukünftige aussieht und ob sie jung oder alt ist. Oft dauert es mehrere Jahre, bevor ein Jüngling seine Auserwählte heirathen kann, da er nicht genügend Federgeld hat. Alle Onkel sind Väter, alle Tanten Mütter, alle Vettern und Cousinen Brüder und Schwestern und Alle wollen etwas abhaben. Die Jünglinge wagen niemals, den Namen eines Mädchens oder den einer Frau auszusprechen, nicht einmal unter sich im Klubhaus. Würde dort ein Mädchenname genannt, so muss der Betreffende der Familie schwere Busse

zahlen. Als ich nach dem Namen einer verheiratheten Person fragte, die etwas für mich abgegeben hatte, drehten sich alle *Boys* auf der Veranda um, ohne zu antworten. Es war eben von mir *highly improper*, nach dem Namen einer Frau zu fragen. Eine Schwiegermutter darf niemals den Namen des Schwiegersohnes aussprechen. Sie dürfen einander nie sehen. Wenn sie sich im Wald treffen und die Schwiegermutter sich nicht schleunigst entfernt, würde ihr Mann schwer bestraft. Schwäger und Schwägerinnen dürfen mit einander reden, aber nie ihre Namen nennen, auch dürfen sie sich nicht ansehen; die Frau muss den Rücken kehren oder ihr Gesicht verhüllen. Selbst Mann und Frau nennen nie ihre Namen, sie reden von einander als »die Gewisse« und »der Betreffende« oder in ähnlichen Ausdrücken. Blutschande wird mit Erschiessen der Verbrecher und Verbrennen ihrer Häuser bestraft. Blutschande ist aber hier ein sehr weitgehender Begriff. Die Verwandtschaft wird aus den Furchen der Handflächen bestimmt und alle Verwandten bis ins dritte und vierte Glied sind Blutsverwandte. Wenn mich ein Mann als Bruder annimmt, d. h. mir seinen Schutz und seine Freundschaft anbietet, werden seine sämmtlichen Schwestern, Basen, Nichten und Enkelinnen auch meine Schwestern. Das geringste Techtelmechtel mit Einer derselben würde sicheren Tod bedeuten. Man lässt daher auf Santa Cruz am besten seine Blicke und Finger vom sogenannten schöneren

Geschlecht, welcher Name hier ganz entschieden nicht zutrifft. *Elopements* sind sehr selten, kommen aber vor. Ist das Paar im Kanu verduftet, so muss die Sippe des Mannes sofort jeden von den Angehörigen des Mädchens geforderten Preis zahlen, sonst kommt es zum Kampf, der überhaupt nur wegen Frauen oder um Federgeld entbrennt. Ist die Summe hinterlegt, so ist die Sache erledigt und das Paar kann zurückkehren.

Während der Menstruation, die man mit dem Mond in Verbindung bringt, dürfen die Frauen nicht mit anderen Weibern zusammen sitzen. Wird eine Frau zum ersten Mal schwanger, so vertheilt der zukünftige Vater an seine Familie und an die seiner Frau Kanariennüsse oder Haifische. Darauf darf der Mann keine Kokos- und keine Kanariennuss, keine Yamswurzel und keine Mango, ebenso wenig gewisse Fische, also eigentlich garnichts essen, weil dies der Mutter und dem Kind vorläufig schaden würde! Sind der Frau gewisse Sachen verboten, z. B. durch Familientotem, so darf sie der Mann auch nicht essen, da Beide zusammen ein Fleisch und ein Blut bilden. Merkwürdig ist der Glaube, dass der Schwangeren der Nabel schwillt, wenn sie einen Jungen, dass er kleiner wird, wenn sie ein Mädchen trägt. Eine Geburt begründet oft wirkliche Zuneigung der Eltern zu einander, die vorher gar nicht vorhanden war.

Bei der Erstgeburt werden gewisse Ceremonien befolgt: Die Verwandten des Gatten kaufen Haifische,

die an die Männer des Dorfes vertheilt werden, und ein Fest wird ausgerichtet, bei dem der Vater das Kind einem der ältesten Anwesenden reicht. Dieser giesst Wasser über die Füsse des Kindes und giebt ihm einen Namen, der später bei der Heirath geändert wird. Zwillinge werden als unbequem betrachtet und aus dem Weg geschafft, totgeschlagen, erdrosselt, lebendig begraben oder in die Kothgrube geworfen. Die Weiber geben die Brust oft zwei bis drei Jahre, bis sie wieder schwanger werden; auch kleine Schweine ziehen sie, wie die Frauen auf den Salomo-Inseln und auf Neu-Guinea, an ihrer Brust mit auf; diese Spanferkel werden dort von Europäern mit Vorliebe gekauft. Die Kinder folgen dem Stamm des Vaters, adoptirte Kinder dem der Leute, die sie adoptiren. Die Frau des Mannes, der ein Kind adoptirt, redet dieses mit »*Mba*« an.

Die gleiche gesellschaftliche Stellung wie die verheiratheten Frauen nehmen die Mädchen ein, die unverheirathet mit Männern verkehren, ihr Leben ist aber in einem gewissen Grad angenehmer, weil sie die Klubhäuser betreten dürfen, was für erstere sicheren Tod bedeuten würde. Die Mädchen werden als Kinder gekauft, weil eine Erwachsene zuviel kosten würde, und mehrere Freunde thun sich gewöhnlich beim Kauf zusammen, weil für Einen der Preis, der in Federgeld gezahlt werden muss, zu hoch sein würde. Die Käufer sorgen für das Kind, bis

es erwachsen ist, und leben dann so lange mit dem Mädchen, bis sie seiner überdrüssig werden. Darauf wird es an Andere gegen Zahlung von Federgeld, oder eines Schweines, oder auch einer gewissen Anzahl von Kokosnüssen ausgeliehen. Hiervon erhält das Mädchen nichts, sondern die Freunde vertheilen die Einnahme unter sich genau im Verhältnis zum Beitrag, den sie beim Kauf zugeschossen haben. Lässt die Nachfrage nach der Schönen im Dorf nach, so wird das Mädchen nach einem andern Ort gebracht, um dort öffentlich versteigert zu werden. Das ist immer ein Ereignis. Sollte eine Versteigerung stattfinden, so baten unsere *Boys* stets um Urlaub und ich habe der Sache mehrfach im nahe gelegenen Klubhaus beigewohnt, wo unsere jungen *Swells*, die durch meine Einkäufe Geld in Händen hatten, sich nicht gern eine Schönheit entgehen liessen, die um so stolzer war, einen je höheren Preis ihre Herren erzielten.

Diese Mädchen stachen gegen die übrigen Frauen vortheilhaft durch ihre gute Kleidung ab und hatten, weil gut genährt, auch ein angenehmeres Aussehen; sie werden immer gut behandelt. Die Bezeichnung für sie: »*Owla ndää*« bedeutet so viel wie »Männermädchen«. Ihre Kinder gehören ihren Herren gemeinschaftlich, falls nicht die Mutter einen Einzelnen als Vater bezeichnen kann; Mädchen werden gewöhnlich ebenso verkauft wie ihre Mütter, Knaben oft getötet, oft aber

auch von Anderen adoptirt. Adoption ist auf Santa Cruz so gebräuchlich, — es ist eine Art reiner Höflichkeit, — dass sie oft schon vor der Geburt erfolgt. Haben auch die Besitzer eines solchen Mädchens insoweit Macht über dasselbe, dass sie es jederzeit verkaufen dürfen, so haben sie doch kein Recht, es zu töten. In diesem Fall würde das ganze Heimathsdorf des Mädchens gegen den Mörder einheitlich vorgehen und nicht eher ruhen, als bis es ihn getötet hätte, während beim Töten einer Frau nur deren Verwandte Ansprüche erheben würden. Die Sitte, *Owla ndää* zu kaufen, wird wohl entstanden sein, weil jedes andere Mädchen, das den Pfad der Tugend verlasst, entwerthet ist und deshalb getötet wird, ebenso wie jede Frau, die in der Ehe die Treue nicht hält.

Die jährlich in Folge von Influenza, Keuchhusten und Masern abnehmende Bevölkerung scheidet sich in zwölf *Nau*, Kasten oder Stämme, die niemals zusammen, sondern ganz getrennt und zerstreut leben, die aber nie untereinander heirathen, weil dies wiederum Blutschande sein würde. Sie unterscheiden und erkennen einander an den Handfurchen, an den Zähnen und am Gesicht. In der Kleidung ist kein Unterschied von einander. Die Namen der *Nau* sind:

Nau niöda
Nau mbua
Nau mbu
Nau mbilla

Nau natu
Nau betila
Nau talao
Nau niaka
Nau kanalapiti
Nau kuli
Nau mbo
Nau kio.

Mbua bezeichnet: Haifisch, *Natu:* Tümmler, *Betila:* Walfisch, *Talao:* Papaya, *Kuli:* Hund, *Mbo:* Taube, *Kio:* Huhn. Die ersten sechs *Nau* haben Fischnamen, dann folgen drei Pflanzen und Früchten entnommene Bezeichnungen, darauf drei Thiernamen. Dabei ist der Totemismus so ausgeprägt, dass, wenn die Taube oder das Huhn oder der Fisch Totem ist, Niemand bei Strafe von Krankheit und Tod von diesen Tieren essen darf: die Zähne würden ausfallen, der Körper auseinandergehen und eine vollständige Auflösung eintreten. Ist eine Pflanze Totem, so darf Niemand sie essen, sie aber auch nicht ausroden; ist ein Hund Totem, so darf der Betreffende keinem Hund etwas von seinem eigenen Essen geben. Forrest's Name *Me-mbua-no* bedeutet Haifisch, *me* ist Artikel; er erhielt ihn, als er zum ersten Mal mit den Eingeborenen auf die Haifischjagd ausfuhr, und er der Einzige war, der einen Hai erbeutete, nun liegt das Totem im Namen und Forrest darf niemals Haifisch essen. Neulich fragte er einen Mann nach dessen Namen, der antwortete gar nicht, sondern ein Anderer nannte

ihn; er durfte ihn selbst nicht aussprechen, weil in seinem Namen auch das Wort Haifisch vorkam.

Mein Name ist *Me-lö-mgu*, d. h. »Unser Vater«, weil ich der älteste von uns drei Europäern bin.

Sein Eigenthum, z. B. seine Kokosbäume, darf Jeder »tabu« machen und ist dann berechtigt, Jeden zu erschiessen, der das »Tabu« bricht; meist versammeln sich jedoch die ältesten Männer auf dem Tanzplatz des Dorfes und proklamiren irgend eine Anpflanzung oder dergleichen als »tabu«. Vor Leuten, die es verstehen, Regen und Wind zu machen, zeigen sie grosse Scheu, wie vor Allen, die ihnen durch etwas Absonderliches auffallen. So imponire ich ihnen nicht nur durch meinen Bart und meine Tätowirung und weil ich sie, dem Wunsche Forrest's folgend, sehr von oben herab behandele, sondern noch viel mehr durch mein Rauchen durch die Nase, was sie absolut nicht verstehen, durch mein Brennglas, durch das Zurückschnellen meines stählernen Centimetermasses und durch eine kleine Sirene, vor der Alle ausreissen, sowie ich sie spielen lasse. Sie haben grosse Angst nicht nur vor bösen Geistern, sondern stets, sowie es dunkel wird. Unsere Diener bleiben oft bis 10 oder 11 Uhr in unserem Haus und warten gegenseitig auf einander, um zusammen nach dem kaum 25 Schritt entfernten Klubhaus zu gehen. Wenn sie abends die Fenster mit Matten verhängen, singen sie dabei aus Angst. Die Weissen hielten sie anfangs für Geister, aber sie hielten

sie darum fest, damit sie nicht wieder verschwänden. Forrest hat einen kleinen Terrier Tayo, vor dem sie immer laut schreiend auseinanderstieben, wenn er auf sie zuspringt, trotzdem sie ganz gut wissen, dass der Köter nur mit ihnen spielt und ihnen nichts zu Leide thut. Um Träume kümmern sie sich nicht viel. Wenn sie Alpdrücken haben, kommen sie zu Forrest und klagen, dass ihnen nachts ein böser Geist auf dem Bauch sitze. Ricinusöl vertreibt denselben sofort. Ueber Seelenwanderung machen sie sich keine Gedanken.

Von Fetischen besitzen sie verschiedene Arten. Ich erwarb einen sehr schönen Namens Menata, der die Kraft besitzt, für das Wohlbefinden seiner Besitzerin zu sorgen; er ist das Portrait eines Ahnen, der Name Menata ist ganz gebräuchlich. Zwei Weiber, die zum Unkrautausreissen kamen, hatten prachtvolle Fetische, die sie, wie Babies in ein Tuch gewickelt, auf dem Rücken trugen. Sie stellten Menschen dar und dienten als Helfer für eine gute Ernte. Der Körper war eine *Worcestersauce*-Flasche, die am Kopf mit drei echten Locken beklebt und sonst mit einer Unmenge von Ohrringen, Perlketten, Muschelarmbändern und mehreren Gürteln bekleidet war. Alle diese Sachen gehörten verschiedenen Personen, die sie nur für den guten Zweck geliehen hatten. Fällt die Ernte später nach Wunsch aus, so erhält jeder Verleiher Yamswurzeln pro Rate seines Beitrages.

Auffallend ist, dass Jedermann stets mit einem Bogen und einem Bundel Pfeile spazieren geht; ohne diese Beigaben habe ich hier noch nie einen Eingeborenen gesehen, weder den kleinsten Bengel noch den ältesten Greis. Dabei gehen Alle mit den Pfeilen, von denen sie immer mindestens zehn bei sich tragen, gerade so vorsichtig um, wie wir mit geladenen Gewehren; der obere Theil ist stets zum Schutz der Spitze in ein Palmblatt eingewickelt. Alle haben das linke Handgelenk mit Tapa oder irgend einem Kattunfetzen zum Schutz gegen die Sehne umwunden. Sie schiessen gut und treffen vorzüglich. Der Bogen wird aufrecht in die linke Hand genommen, der Pfeil links davon mit dem Zeigefinger festgehalten, die Sehne mit Zeige- und Mittelfinger oder wenn sie sehr straff gespannt ist, mit drei Fingern der Rechten angezogen. Als ich einst einen Hahn, der durch sein Krähen unser Aller Erbfeind geworden war, mit dem Revolver fehlte, nagelte ihn ein Schwarzer sofort mit einem Pfeil gegen einen Baum. Die Pfeile sind nicht vergiftet, es scheint aber Tetanus einzutreten, wenn ein Stückchen von der Spitze in der Wunde oder im Knochen bleibt. Lanzen besitzen sie nicht.

Schädel zu bekommen ist hier ganz unmöglich, da die Toten in weissen Tapa gewickelt im Haus selbst begraben werden. Kopfjagen und Menschenfresserei soll auf Santa Cruz nie geherrscht haben.

Die Leute schlafen des Morgens gern lang, weil sie am Abend bis tief in die Nacht hinein schwatzen;

wenn aber Krieg oder Jagd oder Federgeld in Frage kommt, stehen sie zu jeder Stunde der Nacht auf. Sie haben nur eine regelmässige Mahlzeit am Abend vor Sonnenuntergang, früh essen sie gelegentlich das, was sie vom vorhergehenden Tag noch übrig haben; das ist aber meistens nicht viel. Sonst nehmen sie, wie es gerade passt, eine Kokosnuss, eine Nde, ein paar Krabben und dergleichen und kauen vor allem den ganzen Tag über Betel. Trotz der unzähligen zahmen und wilden Hühner, die schon vor Mendaña auf der Insel waren, essen sie niemals Geflügel oder Eier, halten daher auch keine Haushühner. Sie brachten aber manchmal einen gefangenen Hahn zum Verkauf und einmal sogar ein schon gerupftes, aber noch lebendes Huhn! Fische sind natürlich ein Hauptnahrungsmittel, es wurden uns öfters welche zum Kauf angeboten, gelegentlich waren sie mehrere Kilo schwer und hatten Schuppen, die in den herrlichsten Schattirungen von rosa, blau, violett, hellgrün u. s. w. schillerten; waren sie dann gebraten, schmeckten sie oft recht trocken. Steinsalz kennen die Leute nicht, sie waschen aber die Yamswurzeln im Seewasser und tauchen auch die gefüllten Blätter hinein. Thongefässe sind vollkommen unbekannt, alles wird nach Südseeart in Bananenblättern zwischen heissen Steinen gedämpft und gebraten.

Im Gegensatz zu den Papua und den Salomo-Insulanern verkaufen die Santa Cruz-Leute gern an uns und suchen dabei möglichst hohe Preise zu erzielen.

Einmal bot Jemand, der in Queensland gewesen war, ein ganz neues Moskitonetz, das ihm 6 Schilling gekostet hatte, für 60 Stangen Tabak zum Verkauf an, die hier denselben Werth repräsentiren. Er kam uns sehr gelegen und der Kerl machte auch ein gutes Geschäft, da der Tabak in Queensland mehr als doppelt so theuer ist als hier. Ein andermal erschien Einer sogar mit einem Opernglas!

Es giebt keinerlei Art der Begrüssung, weder wenn sich Leute treffen noch wenn sie auseinandergehen. Ein Grinsen, wenn man von Jemand wiedererkannt wird, kann kaum als Gruss bezeichnet werden. Beim Weggehen kommt es zuweilen vor, dass sich Einer dazu bequemt: »Jetzt gehe ich« zu sagen. Der Kuss ist natürlich unbekannt, aber Reiben von Nasen, auch von Händen und Füssen kommt zuweilen vor. Auffallend ist das Emporschnellen des Kopfes und ein Stirnrunzeln nach oben beim Bejahen, während beim Verneinen keinerlei Bewegung zu beobachten ist. Für Danke giebt es kein Wort, man kommt auch nicht in die Lage, sich zu bedanken, da hier nichts geschenkt wird. Eine bestimmte Art des Hockens giebt es nicht, Jeder thut wie ihm beliebt; die Frauen, die beim Ausroden des Unkrauts halfen, bückten sich dabei, statt niederzukauern, in sehr ungraziöser Weise mit durchgebogenen Knieen auf den Boden.

Ganz auffallend ist die Zahl der Einbeiner. Einer unserer *Boys* steht beinahe immer auf einem Fuss, indem er den andern gegen das Knie oder den

Oberschenkel stützt. Die Buschleute stehen aber häufig auf einem Bein, ohne sich irgendwie zu stützen oder anzulehnen, wenn sie durch eine Last, die sie tragen, ein Gegengewicht haben. Den ersten Einbeiner hatte ich auf Narovo beobachtet: er hatte den rechten Fuss flach gegen die Innenseite des linken Oberschenkels gelehnt und hielt sich mit der erhobenen Linken an einer Schlingpflanze fest. Dort war es auch, wo ich einen buckligen Menschen sah, etwas, das man in der Südsee nicht allzu häufig findet.

Statt sich zu bücken, heben die Leute alles mit den Zehen auf; das alte Märchen vom Zählen an Händen und Füssen, von dem ich viel gelesen, aber nie etwas gesehen habe, bestätigt sich jedoch auch hier nicht. Vom Zählen an den Zehen ist in Santa Cruz nichts bekannt. Im übrigen zählen sie ausgezeichnet: 1, 2, 3 u. s. w., oder: 2, 4, 6, oder: 5, 10, 15, oder: 10, 20, 30 u. s. w. mit Leichtigkeit bis 100000. Sie zählen 5 und 10 mit 1 oder 2 geschlossenen Fäusten und eingekniffenen Daumen; wird 1 Finger aufgehoben, so bedeutet das 4, 2 Finger bedeuten 3. Eine Faust links und 4 Finger rechts zeigen also 6 an. Die Namen der Zahlen sind: 1 : *teja*, 2 : *ali*, 3 : *atu*, 4 : *apuë*, 5 : *nawlunu*, 6 : *ëjame*, 7 : *älime*, 8 : *ëtumë*, 9 : *ëpuema*, 10 : *napnu*, 20 : *napnuli*, 100 : *titike*.

Bei Jung und Alt findet sich viel Cascado, der aber anscheinend nicht ansteckend ist, denn sonst müsste Forrest schon lange darunter leiden; das beste

Mittel dagegen ist Chrysophanic-Balsam, ein Zeug, das wie Caviar oder schwarze Seife aussieht. Widerlich ist der starke Gestank der damit Behafteten, der noch durch die gelbgrünen Blätter *Meni* vermehrt wird, die man in den Armringen trägt. Lepra habe ich nicht beobachtet, aber oft Elephantiasis; häufig sind geschwollene Leistendrüsen und Fussverletzungen. Alle Kinder haben Framboesie, und die Mütter behaupten, sie müssten diese Krankheit durchmachen, — wie bei uns junge Hunde die Staupe.

Die Männer sind zu gar nichts zu gebrauchen, was man allerdings auch nicht von ihnen verlangen kann. Im allgemeinen sind sie über alle Begriffe faul, und so lange sie Tabak haben, fällt es ihnen gar nicht ein, zu arbeiten und sonst meistens auch nicht. Sie sitzen gern bei einander und unterhalten sich; abends kommen sie, auch die verheiratheten, in den Klubhäusern zusammen und es fällt ihnen nicht schwer, die ganze Nacht durch zu schwatzen. Die Klubhäuser sind länglich-rechteckig gebaut, im Gegensatz zu den runden Wohnhäusern; beide sind mit Korallenmauern umgeben und das dicke, bis zur Erde reichende Grasdach lässt bei den letzteren nur eine schmale Oeffnung als Eingang, um das dadurch allerdings beinahe vollkommen dunkle Innere vor Pfeilschüssen zu sichern. Matten und Kopfstützen bilden zum grössten Theil das Inventar; letztere sind dreibeinig und an der Unterseite derselben wurde früher das Feuer ge-

quirlt, ehe die Wachsstreichhölzer diese Sitte verdrängten. Tag und Nacht brennt ein Feuer auf der viereckigen Feuerstelle, nicht der Kälte wegen, sondern als Schutz gegen die Mosquitos und als Desinfektionsmittel, um Luft und Haus zu trocknen. Regnet es, so verlassen die Eingeborenen ihre Hütten nicht.

Buschleute, wie in den Salomo-Inseln, giebt es auf Santa Cruz nur wenige; die bei uns Wohnenden nennen Buschmänner auch die Leute von der Südküste, mit denen sie auf ganz gutfreundschaftlichem, gegenseitigem Totschlagfuss stehen, wie überhaupt unter einander.

Die Sprache ist sehr wohllautend; man spricht rasch und beim Schluss der Sätze wird die Stimme erhöht.

Um Sterne kümmern sich die Insulaner nicht viel, kennen sie aber, da sie sich nach ihnen beim Rudern und Segeln richten. Nur die grossen Kanus haben Segel, die kleinen sind dazu nicht stark genug gebaut; wenn man sich ihrer bedient, benutzt man Palmen- und Bananenblätter, die man jeden Augenblick wegwerfen kann, um den Wind aufzufangen. Alles Moussirende halten die Leute für kochend. Von unserem Geschmack und Magen haben sie merkwürdige Ideen. Sie sind nicht im Stande, eine Photographie zu erkennen. Wenn man mit dem Zeigefinger irgendwo hinweist, so verstehen sie das ebensowenig wie ein neugeborenes Kind. Pfeifen ist ihnen, falls sie es nicht von Europäern gelernt haben, vollkommen unbekannt.

An manchen Spielen merkt man deutlich, dass wir nicht die ersten Weissen sind, mit denen die hier Lebenden in Berührung kommen. So versuchen beispielsweise Erwachsene runde Kiesel in kleine Gruben zu knipsen, wie es die Kinder mit Kugeln bei uns in Europa thun. Andere Spiele haben die in englischen Kolonien als Arbeiter gewesenen Leute eingeführt. Beliebt ist es, eine halbirte hohle Kokosnussschale mit etwas Sand zu füllen, hierhinein eine Lichtnuss zu stecken, diese anzuzünden und das Schiffchen ins Meer zu setzen, um zu versuchen, es heil über die Brandung zu bringen. Ebenso beliebt wie früher in Hawaii ist das Passiren der schweren Brandung auf Schwimmbrettern, die etwa 1 *m* breit, 2 *m* lang und vorn etwas nach aufwärts gebogen sind. Sie sitzen darin mit lang ausgestreckten Beinen, was dem Europäer nicht möglich ist. Da der Strand aber hier meist aus scharfen Korallenfelsen besteht, so kann man sich nicht wie in Hawaii auf den Strand schleudern lassen, sondern man wartet, bis der Wind vom Land abweht und lässt sich dann von der Brandung in die offene See tragen. Merkwürdig ist ein Peitschenspiel, das nur einmal im Jahr stattfindet; Bogen und Pfeile müssen dann zu Haus gelassen werden, statt dessen erscheinen auf dem Tanzplatz die Jünglinge und jungen Männer, mit Peitschen bewaffnet. Der Stiel derselben ist circa 50 *cm*, die aus Bast geflochtene Peitsche etwa 2 *m* lang. Sind Alle versammelt, so beginnt ein allgemeines gegen-

seitiges Durchpeitschen, bis der Rücken und die Beine mit blutigen Striemen dicht bedeckt sind.

Beim Tanzen wirken Männer und Weiber zusammen; die Weiber müssen sich aber ducken. Tänze mit Tanzkeulen sind sehr selten. Ein solcher hatte kurz vor meiner Ankunft stattgefunden, ich konnte somit die schönen dabei gebrauchten Stücke erwerben, die aber beinahe alle Verletzungen zeigen."

Am 13. August war Joest auf Santa Cruz gelandet. Gleich darauf setzte eine heftige Regenperiode ein, die grössere Ausflüge unmöglich machte, sodass er sich damit begnügen musste, die Leute auszufragen, die zu Forrest kamen, um Kopra zu verkaufen. Angenehm war diese erste Zeit nicht, denn das zu solcher Zeit gefährliche Klima forderte seinen Tribut und machte sich bei allen drei Europäern, selbst auch bei Mr. Actaeon, der anfangs immer vergnügt gewesen war und durch seine ununterbrochene Lebhaftigkeit Joest's aufrichtige Bewunderung erregt hatte, durch häufige und oft recht heftige, mit starkem Erbrechen verbundene Fieberanfälle geltend. Selbst der kleine Terrier hatte unter solchen zu leiden und komischerweise wurde er immer gleichzeitig mit seinen Herren und genau so wie diese krank. Die Schwarzen kümmerte der Regen wenig, sie freuten sich über das Schauspiel, das ihnen die Weissen gaben, und hockten vor ihnen

nieder, um ihnen grinsend zuzusehen, sobald sich Einer, auf seinem langen Stuhl liegend, abwürgte. Furchtbar erschlaffend wirkte die heisse Temperatur; stets in Schweiss gebadet, hatte man auch stets Durst, den schliesslich kein Getränk mehr zu stillen vermochte. Dafür nahmen der Appetit und infolgedessen auch die Körperkräfte ab, um so mehr, als auch die Kost nicht genügend war, die Forrest zwar so gut herstellte wie er konnte, die sich aber trotz aller darauf verwendeten Künste jedesmal, wenn sie auf den Tisch kam, wieder als „derselbe dicke, auf die Dauer unausstehliche Brei erwies". Mehrmals zogen heftige Stürme über die Insel, und wäre das Haus nicht durch den Urwald geschützt gewesen, so hätte es wohl nicht vermocht, ihnen standzuhalten. Nach einer Sturmnacht flüchteten alle drei Europäer an das wärmende Feuer im Klubhaus, denn im Freien — es war allerdings bei Sonnenaufgang sehr feucht — froren sie bei 25° C. im vollsten Sinne des Wortes; so hatte das Klima schon auf ihr Blut gewirkt. Es war derartig entnervend, dass man an manchen Tagen zu nichts Lust hatte, als zu schlafen, „man ist dann einfach gebrochen und hat keine Energie, auch nur eine Bleistiftnotiz zu machen."

Am 9. September schreibt Joest: „Die Regenzeit soll nur vier Wochen dauern, dann müsste sie in wenigen Tagen vorbei sein." Gleichzeitig bemerkt er, dass er sich seit kurzem etwas wohler fühle und

sein Körper sich nunmehr an das Klima gewöhnt zu haben scheine. Am 10. September schildert er noch „den Besuch einer Kohorte, die von der Graciosa-Bai gekommen war, um ein Mädchen zu versteigern, das unsere *Jeunesse dorée* auch glücklich wieder erstanden hat."

Damit schliessen die Tagebuchnotizen.

Während der nächsten Tage hörte der Regen auf und Joest, der die beiden Monate bis zur Rückkehr der Ysabel noch ausnutzen wollte, traf alle Vorbereitungen zu einer längeren Rundreise. Am 22. September verliess er mit Mr. Actaeon in dessen Boot Santa Cruz, während Mr. Jennings, der Botaniker, zur Bewachung des Hauses und der Joest'schen Sammlungen[1]) zurückgelassen wurde. Schon am dritten Tag erhielt dieser eine Nachricht von Forrest, dass wegen Erkrankung des Professors die Rückkehr beschlossen sei und abends trafen die Reisenden am Granville-Fluss wieder ein, Joest leider in recht krankem Zustand. Von Tag zu Tag wurde dieser schlimmer, sodass Forrest am 8. Oktober, nachdem Joest bereits zwei Tage ohne Besinnung gewesen war, endlich nach der Missionsstation mit der Bitte um ärztlichen Beistand schickte. Der Doktor erschien, erklärte den Zustand für unbedenklich, liess eine Arznei und Vorschriftsmassregeln zurück und verschwand. Von diesem Tag an nahmen auch wirklich die Kräfte des Kranken wieder

[1]) Sie befinden sich jetzt im Museum seiner Vaterstadt Köln.

zu, nur der Gebrauch von Händen und Füssen wurde ihm schwer, da die starken Fieberanfälle diese ungemein geschwächt hatten, doch war er kurz vor seiner Abreise wieder im Stande, von Jemand gestützt im Haus herumzugehen. Niemals kam ein Wort der Klage über seine Lippen. Er empfand es zwar auf das schmerzlichste, dass er seine Studien unterbrechen musste, erklärte aber nach Europa zurückkehren zu wollen, um sich erst wieder zu erholen, und engagirte Jennings, ihn nach Sidney zu begleiten, da er zu hülflos war, um auf einem Südseeschiff allein zu reisen. Auch als sich die Ankunft der Ysabel von Tag zu Tag verzögerte, ertrug er dies mit Ruhe, und doch sollte gerade diese Verzögerung für ihn verhängnisvoll werden, denn bei rechtzeitigem Eintreffen des Bootes würde er wahrscheinlich mit dem Leben davon gekommen sein. Endlich, nachdem das Schiff drei Wochen überfällig war, kam am 18. November die Nachricht, dass ein Dampfer in Graciosa-Bai eingelaufen sei. Sofort fuhren Forrest und Jennings dahin und sahen, dass es La France war, die der Compagnie française des Nouvelles Hébrides gehörte. Nachdem sie einige nothwendige Lebensmittel erstanden, kehrten sie zu Joest zurück, der am nächsten Morgen seinen Entschluss kund gab, mit diesem Schiff nach Sidney zurückzukehren. Am 20. ging er an Bord, vermisste aber die von ihm durch die Veränderung erhoffte schnelle wohlthätige Wir-

kung; ja es stellte sich sogar das Gegentheil ein, er verlor ganz den Appetit und litt wieder unter starkem Fieber. Am 23. jedoch fühlte er sich besser und war während des Tages munter und unterhaltend, indem er neue Projekte für die Zukunft entwarf. Nach einer gut verbrachten Nacht, war er am 24. heiterer als sonst, ass mit Appetit und liess sich, nachdem er um 5 Uhr nachmittags Thee getrunken und später noch auf Deck sein Diner eingenommen hatte, sein Lager im Salon zurechtmachen, da es in der Kabine ungemein schwül war. Als er zu Bett ging, fiel dem Botaniker sein schweres Athemholen auf, doch erklärte Joest, dass er keine Beschwerden habe. Trotzdem blieb Jennings, etwas beängstigt, neben seinem Lager, lesend, sitzen. Plötzlich gegen 11 Uhr fuhr Joest, ganz in Schweiss gebadet, auf und rief, er ertrinke. Erst als er vollständig wach geworden, beruhigte er sich, trank etwas Limonade und legte sich wieder nieder. Gerade eine Stunde später erschrak Jennings, als sein Blick zufällig den Schläfer streifte, über dessen verändertes Aussehen. Er hob ihn schnell in seinen Armen in die Höhe und rief nach dem Kapitän. Joest blickte auf, verlor aber sofort das Bewusstsein wieder. Alle Wiederbelebungsversuche waren umsonst, kurz nach Mitternacht ging er am 25. November 1897 ohne Schmerzen aus sanftem Schlaf zur ewigen Ruhe über.

Sofort wurden die Vorbereitungen zur Bestattung

getroffen. La France war inzwischen vor Ureparapara angelangt, „eine der merkwürdigsten Inseln der Neu-Hebriden, deren Besuch ich mir für die Rückfahrt aufspare", hatte Joest auf der Ausreise geschrieben. Nun sollte er für immer dort bleiben. In einer schönen Bucht zu Füssen eines mächtigen Vulkans wurde ihm unter Palmen und Farnen das Grab bereitet. Jeder von der Schiffsbesatzung suchte durch Blumen und grünen Schmuck die Ruhestätte so schön wie möglich herzurichten. Nachdem die Leiche der Erde übergeben war, wurde ein einfaches hölzernes Kreuz zu Häupten des Hügels gesteckt, das den Namen trug:

WILHELM JOEST.

Gerade ein Jahr nach Joest's Abreise traf die Nachricht von seinem Tod in Europa ein; je überraschender sie kam, desto grösser war die Theilnahme, die sie überall erregte. Es ist nicht hier der Ort, die vielen Nekrologe aufzuführen, die dem kühnen und allgemein bekannten und verehrten Reisenden gewidmet wurden, doch möchte ich die Worte wiederholen, die der Vorsitzende der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte dem Dahingeschiedenen widmete:

»Gleichzeitig ist die höchst überraschende Nachricht von dem Tod unseres vielbewährten Freundes Wilhelm Joest eingetroffen. . . . Welches betrübende

Ereignis! Joest war schon als junger Mann ein wissenschaftlicher Reisender geworden. Seine grossen Mittel gestatteten ihm die freieste Bewegung. Wir kennen seit Jahren aus seinem eigenen Mund die reichen Erfahrungen, die er in allen Welttheilen gesammelt hat; seine zuweilen etwas derbe Offenheit und seine unerschütterliche Ehrlichkeit machten ihn zu einem höchst schätzbaren Theilnehmer an unseren Verhandlungen. Er verstand es, im mündlichen Vortrag und in zahlreichen Schriften das Füllhorn seiner scharfsinnigen Beobachtungen vor uns auszuschütten. Seit jenen ersten Tagen, wo er seine Erlebnisse auf Formosa und Seram schilderte, bis auf die letzte Zeit, wo er Spanien und Südamerika zum Gegenstand seiner Mittheilungen auswählte, sind wir stets mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Wegen gefolgt. Als Mitglied unseres Ausschusses und der ethnologischen Sachverständigen-Kommission hat er sowohl durch sachliche Kenntnis der Gegenstände, als auch durch praktische Rathschläge uns die grössten Dienste geleistet. Das prächtige Haus, das er sich hier erbaut und mit seinen herrlichen Sammlungen geschmückt hatte, steht nun leer, und wir können nichts thun, als diesem Muster eines modernen Reisenden ein treues Gedächtnis bewahren!«

REGISTER.

